



Kai Meyer

*Die Fließende
Königin Band 02*

**Das steinerne
Licht**

Merles Welt ist voller Magie. Doch seit der Zauber der Fliessenden Königin den Mächten des Bösen weichen musste, herrschen in Venedig Furcht und Trauer. Meerjungfrauen und Meisterdiebe, Sphinxe und Zauberpriester, sie alle ahnen, dass einzig Merle das Schicksal der Lagunenstadt wenden kann. Und während die Freunde in den Palästen Venedigs um ihre Freiheit kämpfen, fliegt Merle auf dem Rücken eines Löwen aus Stein durch kilometertiefe Abgründe bis zur Achse der Welt. Hier, im Reich des Steinernen Lichtes, muss sie eine Entscheidung treffen. Eine Entscheidung, die alle Freundschaft verrät.

ISBN: 3-7855-4278-X

Verlag: Loewe

Erscheinungsjahr: 2002

Umschlaggestaltung: Joachim Knappe

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Autor



Kai Meyer, geboren 1969, studierte Film, Theater und Philosophie. Nach einigen Jahren als Journalist widmet er sich seit 1995 ganz dem Schreiben von Büchern. Neben dem Bestseller *DIE ALCHIMISTIN* stammen von ihm zahlreiche weitere Romane, unter anderem *GÖTTIN DER WÜSTE*, *DAS HAUS DES DAEDALUS* und *DER RATTENZAUBER*. Im Loewe Verlag erscheint seine Jugendbuchreihe *SIEBEN SIEGEL*.

Sohn des Horus

TIEF UNTER DEN SCHWINGEN DES Obsidianlöwen zog die Landschaft dahin wie ein Meer aus Asche. Vermithrax' Körper aus pechschwarzem Stein glitt fast schwerelos unter der dichten Wolkendecke dahin. Das Mädchen auf seinem Rücken hatte das Gefühl, als könnte es die wattige Unterseite der Wolken berühren, wenn es nur den Arm danach ausstreckte. Merle krallte sich mit beiden Händen in die Mähne des geflügelten Löwen. Vermithrax' langer Pelz war aus Stein wie sein ganzer Körper, doch aus Gründen, die Merle nicht kannte, fühlte sich sein Haar weich und biegsam an – nur eines der zahlreichen Wunder, die der Steinlöwe in seinem tonnenschweren Obsidiankörper barg.

Der Wind war in dieser Höhe empfindlich kühl und schneidend. Er drang ebenso mühelos durch Merles rotes Cape wie durch das grobe, wadenlange Kleid, das sie darunter trug. Der Saum war hochgerutscht und entblößte ihre Knie, ihre Beine waren dem Wind ausgesetzt. Die Gänsehaut auf ihren Schenkeln schien ihr mittlerweile ebenso selbstverständlich wie ihr knurrender Magen und die Ohrenscherzen, die sie von der Höhe und der kalten Luft bekam. Immerhin schützten die klobigen Lederschuhe ihre Füße vor der Kälte, ein schwacher Trost angesichts ihrer verzweifelten Lage und des menschenleeren Landes, das hundert Schritt unter ihnen dahinzog.

Vor zwei Tagen war Merle auf Vermithrax' Rücken aus ihrer Heimatstadt Venedig entkommen. Gemeinsam hatten sie den Belagerungsring des Imperiums durchbrochen und flogen nach Norden. Seitdem hatten sie unter sich nichts

als verwüstete Einöde gesehen. Leere Ruinenstädte aus gezahnten, ausgeglühten Mauerreihen; verlassene Gehöfte, viele niedergebrannt oder unter den Sohlen der ägyptischen Armeen zu Staub zermahlen; Dörfer, in denen nur noch streunende Katzen und Hunde lebten; und natürlich jene Stellen, an denen das Erdreich aussah wie umgekrempelt, aufgewühlt und von Kräften verheert, die tausendmal stärker waren als jeder Ochsenpflug.

Allein die Natur widersetzte sich der brachialen Macht des Imperiums, und so kam es, dass viele Wiesen in frühlingshaftem Grün erstrahlten, dass sich blühende Fliederbüsche über verödeten Mauern erhoben und die Bäume dichtes, saftiges Laub trugen. Die Kraft und das Leben all dieser Pflanzen standen in einem höhnischen Gegensatz zu den verlassenen Höfen und Ansiedlungen.

»Wie lange noch?«, fragte Merle mürrisch.

Vermithrax' Stimme war tief wie ein Brunnenschacht.
»Einen halben Tag weniger als heute Mittag.«

Sie erwiderte nichts, sondern wartete, dass sich die geisterhafte Stimme in ihrem Inneren meldete, wie meist, wenn Merle Trost oder einfach nur ein paar aufmunternde Worte brauchte.

Aber die Fließende Königin schwieg.

»Königin?«, fragte sie zaghaft. Vermithrax hatte sich längst damit abgefunden, dass Merle gelegentlich mit jemandem sprach, den er weder sehen noch hören konnte. Er erkannte rasch, wenn ihre Worte nicht an ihn gerichtet waren.

»Gibt sie keine Antwort?«, fragte er nach einer Weile.

»Sie denkt nach«, kam es über Merles Lippen, aber es war nicht sie selbst, die diese Worte aussprach. Die Fließende Königin hatte sich einmal mehr ihrer Stimme bemächtigt. Mittlerweile tolerierte Merle diese Unart, auch

wenn sie sich im Stillen darüber ärgerte. Im Augenblick war sie froh, dass die Königin überhaupt ein Lebenszeichen von sich gab.

»Worüber denkst du nach?«, fragte Merle.

»Über euch Menschen«, sagte die Königin und wechselte wieder in ihre Gedankenstimme, die nur Merle hören konnte: *»Wie es so weit kommen konnte. Und was einen Mann wie den Pharao zu ... so etwas bringt.«* Sie hatte keine eigene Hand, um auf die Ödnis am Boden zu zeigen, aber Merle wusste sehr gut, was sie meinte.

»Ist er das denn? Ein Mensch, meine ich? Immerhin war er tot, bis ihn die Priester wieder zum Leben erweckt haben.«

»Allein die Tatsache, dass ein Mann von den Toten aufersteht, muss doch nicht bedeuten, dass er alle Länder mit einem Krieg überzieht, wie ihn die Welt seit langem nicht mehr gesehen hat.«

»Seit langem?« Merle wunderte sich. »Gab es denn schon einmal einen Krieg, bei dem es gelungen ist, fast die ganze Welt zu erobern?« Mit Ausnahme von Venedig, dessen Stunden gezählt waren, widerstand nur das Zarenreich seit drei Jahrzehnten den Angriffen des Imperiums. Alle anderen Länder waren schon vor langer Zeit von Mumienheeren und Skarabäenschwärmen überrannt worden.

»Man hat es versucht. Aber das war vor tausenden von Jahren, im Zeitalter der Subozeanischen Kulturen.«

Die Subozeanischen Kulturen. Die Worte klangen nach in Merle, auch als die Stimme der Königin längst verstummt war. Nachdem sie die Fließende Königin aus den Händen eines ägyptischen Spions befreit hatte, hatte sie erst angenommen, das sonderbare Wesen sei eine Überlebende der Subozeanischen Reiche, von denen es

hieß, dass sie einst unfassbar mächtig gewesen waren. Doch die Königin hatte das abgestritten, und Merle glaubte ihr. Es wäre zu einfach gewesen.

Niemand vermochte eine Wesenheit wie sie völlig zu durchschauen, nicht einmal Merle, die der Königin seit ihrer gemeinsamen Flucht aus Venedig näher war als jeder andere.

Merle riss sich aus ihren Gedanken. An Venedig zu denken hieß auch an Serafin denken, und das tat jetzt einfach zu weh.

Angestrengt spähte sie über Vermithrax' schwarze Mähne hinweg. Vor ihnen erhoben sich die Felsnasen hoher Berge. Das Land war schon vor geraumer Zeit hügelig geworden und stieg jetzt immer steiler an. Sie würden das Gebirge bald erreichen. Angeblich befand sich ihr Ziel nur ein Stück weit dahinter.

»Da liegt ja Schnee!«

»Was hast denn du gedacht?«, fragte der Obsidianlöwe amüsiert. »Sieh mal, wie hoch wir hier sind. Es wird noch ziemlich kalt werden, ehe wir auf der anderen Seite ankommen.«

»Ich hab noch nie Schnee gesehen«, sagte Merle nachdenklich. »Die Leute behaupten, es habe seit Jahrzehnten keinen echten Winter mehr gegeben. Und keinen Sommer. Frühling und Herbst gehen einfach ineinander über, irgendwie.«

»Während meiner Gefangenschaft im Campanile hat sich anscheinend nichts verändert.« Vermithrax lachte wieder. »Die Menschen beschwerten sich noch immer von morgens bis abends über das Wetter. Wie können sich so viele Köpfe so viele Gedanken über etwas machen, das sie ohnehin nicht beeinflussen können?«

Merle fiel keine Antwort ein. Erneut benutzte die

Königin ihre Stimme: »Vermithrax! Dahinten, am Fuß dieses Berges ... Was ist das?«

Merle schluckte, als könnte sie den unliebsamen Einfluss, der ihre Zunge kontrollierte, einfach hinunterwürgen. Sofort spürte sie, wie sich die Königin aus ihrem Mund zurückzog, ein Gefühl, als entwiche für die Dauer eines Lidschlags alles Blut aus ihrer Zunge und den Wangen.

»Ich seh's auch«, sagte sie. »Ein Vogelschwarm?«

Der Löwe knurrte. »Ziemlich groß für einen Vogelschwarm. Und viel zu massiv.«

Der dunkle Schatten, der wie eine Wolke über einem Teil der Bergflanke schwebte, war scharf umrissen. Die Entfernung mochte noch einige tausend Schritt betragen, und im Vergleich zu den riesenhaften Felsgiganten im Hintergrund wirkte das Ding, das sich dunkel von den Hängen abhob, nicht mal besonders beeindruckend. Aber schon jetzt ließ sich erahnen, dass sich dieser Eindruck ändern würde, wenn sie erst näher heran waren. Oder das Ding auf sie zukam.

»Achtung!«, rief Vermithrax.

Er verlor so abrupt an Höhe, dass Merle das Gefühl hatte, ihre Eingeweide würden durch die Ohren nach außen gepresst. Einen Moment lang war ihr speiübel. Sie wollte den Obsidianlöwen gerade anfauchen, als sie sah, was ihn zu dem Manöver veranlasst hatte.

Eine Hand voll winziger Punkte umschwirrte den großen Umriss, helle Tupfen, die im Licht der untergehenden Sonne glühten, als hätte jemand Goldstaub über einem Landschaftsgemälde ausgestreut.

»Sonnenbarken«, sagte die Königin in Merles Gedanken.

Jetzt haben sie uns, dachte Merle. Sie haben uns den

Weg abgeschnitten. Wer hätte ahnen können, dass wir immer noch so wichtig für sie sind? Gewiss, sie war die Trägerin der Fließenden Königin, des Schutzgeistes, der in den Gewässern der Lagune gelebt und Venedig vor den ägyptischen Eroberern bewahrt hatte. Aber das war jetzt vorbei. Die Stadt war unwiderruflich in der Gewalt der Tyrannen.

»Es muss Zufall sein, dass wir ihnen begegnen«, sagte die Gedankenstimme der Fließenden Königin. »Sieht nicht so aus, als hätten sie uns bemerkt.«

Merle musste ihr Recht geben. Die Ägypter hätten sie nicht so schnell überholen können. Und selbst wenn es ihnen gelungen wäre, einen Teil ihrer Streitkräfte in dieser Region zu alarmieren, hätten sie die Flüchtlinge gewiss nicht weithin sichtbar vor dem Schneefeld eines Gletschers erwartet. *»Was tun sie hier?«, fragte Merle.*

»Das Große muss ein Sammler sein. Eine ihrer fliegenden Mumiefabriken.«

Vermithrax schoss jetzt über die Wipfel eines dichten Waldes hinweg. Gelegentlich musste er hoch gewachsenen Tannen und Fichten ausweichen. Ansonsten aber hielt er geradewegs auf ihre Gegner zu.

»Vielleicht sollten wir ausweichen«, sagte Merle und versuchte, nicht allzu ängstlich zu klingen. In Wahrheit aber raste ihr Herzschlag. Ihre Beine fühlten sich an wie die einer Lumpenpuppe.

Ein Sammler also. Ein echter, wahrhaftiger Sammler. Noch nie hatte sie eines der ägyptischen Luftschiffe mit eigenen Augen gesehen, und sie hätte weiterhin gut und gern auf diese Erfahrung verzichten können. Sie wusste, was die Sammler taten, sogar, *wie* sie es taten, und genauso war ihr nur zu schmerzlich bewusst, dass jeder Sammler von einem der gefürchteten Sphinx-

Kommandanten des Pharaos befehligt wurde.

Ziemlich finstere Aussichten.

Und doch kam es schlimmer.

»Das sind wirklich eine *Menge* Sonnenbarken, die da um ihn rumfliegen«, sagte Vermithrax tonlos.

Auch Merle konnte jetzt erkennen, dass es sich bei den goldenen Punkten um nichts anderes handelte als um die kleinsten fliegenden Einheiten der imperialen Flotte. In jeder der sichelförmigen Sonnenbarken war Platz für einen Trupp Mumienkrieger, außerdem für den Hohepriester, dessen Magie die Barke in der Luft und in Bewegung hielt. Falls die Ägypter auf Vermithrax und seine Reiterin aufmerksam wurden, war der Sonnenuntergang ihre einzige Chance: Je dunkler es wurde, desto schwerfälliger wurden die Barken, bis sie in der Nacht schließlich vollkommen unbrauchbar wurden.

Aber noch ergoss sich blutige Röte über die Hänge des Gebirges, die Sonne war erst zur Hälfte hinter den Kuppen im Westen versunken.

»Ausweichen«, sagte Merle noch einmal, diesmal drängender. »Warum machen wir nicht einen weiten Bogen um sie?«

»Wenn mich nicht alles täuscht«, sagte die Königin durch Merles Mund, denn die Worte waren auch an den Löwen gerichtet, »ist dieser Sammler auf dem Weg nach Venedig, um an der großen Schlacht teilzunehmen.«

»Vorausgesetzt, es gibt eine«, sagte Merle.

»Sie werden kapitulieren«, sagte Vermithrax. »Die Venezianer waren noch nie besonders mutig. Anwesende ausgeschlossen.«

»Besten Dank.«

»*Vermithrax hat Recht. Wahrscheinlich wird es gar*

keinen Kampf geben. Aber wer weiß, wie die Armeen des Imperiums mit der Stadt und ihren Bewohnern umspringen werden. Venedig hat den Pharao immerhin über dreißig Jahre lang an der Nase herumgeführt.«

»Aber das warst du!«

»Um euch zu retten.«

Sie waren jetzt bis auf wenige hundert Meter an den Sammler herangekommen. Die Sonnenbarken patrouillierten in großer Höhe über ihnen. Das Licht der sinkenden Sonne brach sich auf der goldenen Panzerung, die Barken glühten rot im Licht der Abendsonne. Merles einzige Hoffnung war, dass der Obsidianlöwe in den Schatten zwischen den Baumwipfeln von oben aus unsichtbar war.

Der Sammler war gewaltig. Er hatte die Form einer dreiseitigen Pyramide, deren obere Spitze abgetragen worden war. Umrahmt von einem Zinnenkranz befand sich dort eine weitläufige Aussichtsplattform mit mehreren Aufbauten, die wiederum so angeordnet waren, dass sie zur Mitte hin höher wurden und somit selbst eine Art Spitze bildeten. Merle erkannte winzige Gestalten hinter den Zinnen.

Der Wald wurde lichter, als das Gelände leicht anstieg. Deutlich waren jetzt tiefe Furchen im Waldboden zu erkennen, ein Labyrinth aus Schützengraben, die selbst nach all den Jahren noch nicht völlig überwuchert waren. An diesem Ort hatten einst erbitterte Kämpfe getobt.

»Hier sind Menschen begraben«, sagte die Königin unvermittelt.

»Was?«

»Das Gelände, über dem der Sammler schwebt – dort muss während des Krieges eine große Zahl von Toten verscharrt worden sein. Sonst würde er nicht so still an

einer Stelle schweben.«

Tatsächlich hing der gewaltige Rumpf der Mumienfabrik vollkommen reglos über einer Wiese, auf der sich hohes Gras im Abendwind bog. Zu einer anderen Zeit hätte dies ein idyllisches Bild sein können, ein Ort der Ruhe und des Friedens. Doch heute warf der Sammler seinen bedrohlichen Schatten darüber. Er schwebte gerade hoch genug über der Wiese, dass ein venezianischer Palazzo darunter Platz gefunden hätte.

»Ich lande«, sagte Vermithrax. »Ohne den Schutz der Bäume sehen sie uns.«

Niemand widersprach. Der Obsidianlöwe ließ sich am Rand des Waldes nieder. Ein harter Ruck fuhr durch Merle, als seine Pranken den Boden berührten. Erst jetzt wurde ihr bewusst, wie sehr ihr Hinterteil von dem langen Ritt auf dem steinernen Löwenrücken schmerzte. Sie versuchte sich zu bewegen, aber das war so gut wie unmöglich.

»Nicht absteigen«, sagte die Königin. »Kann sein, dass wir ziemlich überstürzt wieder abheben müssen.«

Tolle Aussichten, dachte Merle.

»Es geht los.«

»Ja ... das sehe ich.«

Vermithrax, der nicht mehr über das Imperium und seine Methoden wusste als das, was Merle und die Königin ihm erzählt hatten, nachdem sie ihn aus seinem Turmgefängnis mitten auf der Piazza San Marco befreit hatten, stieß ein tiefes Fauchen aus. Seine Mähne versteifte sich. Seine Barthaare standen mit einem Mal so gerade ab, als hätte man sie mit einem Lineal gezogen.

Es begann damit, dass um sie herum die Blätter an den Bäumen welkten, so schnell, als habe der Herbst

beschlossen, seine Arbeit ein paar Monate zu früh und innerhalb von Minuten zu erledigen. Das Laub färbte sich braun, wellte sich und rieselte von den Ästen herab. Die Fichte, unter der sie Schutz gesucht hatten, verlor all ihre Nadeln, und von einem Moment zum nächsten waren Vermithrax und Merle mit einem braunen Mantel bedeckt.

Merle schüttelte sich und blickte zum Sammler empor. Sie befanden sich nicht direkt darunter, Gott bewahre, aber sie waren nahe genug, dass sie seine gesamte Unterseite im Blick hatte.

Die riesenhafte Fläche war plötzlich mit einem Netzwerk dunkelgelb leuchtender Streifen überzogen, kreuz und quer, vielfach verwinkelt und keinem erkennbaren Muster folgend. Nur in der Mitte blieb eine runde Fläche dunkel, halb so groß wie die Piazza San Marco. Merle musste sich fester an Vermithrax' Obsidianmähne klammern, als urplötzlich der Boden erzitterte wie bei einem starken Erdbeben. Ganz in der Nähe wurden mehrere Bäume entwurzelt und kippten zur Seite, rissen andere mit sich und krachten inmitten dichter Wolken aus aufstiebigem Laub und Nadeln zu Boden. Einen Moment lang fiel es Merle schwer zu atmen, so gesättigt war die Luft von trockenen Splittern und Bröseln des ausgedörrten Blattwerks. Als ihre Augen aufhörten zu tränen, sah sie, was geschehen war.

Die Wiese, über der die Mumienfabrik schwebte, war verschwunden. Das Erdreich war aufgerissen wie von einer Armee unsichtbarer Riesenmaulwürfe. Das glühende Netz haftete jetzt nicht länger an der Unterseite des Sammlers, sondern war in eine Unzahl gleißender Lichtstränge und Haken zerfasert, keiner geformt wie der andere. Sie alle wiesen abwärts, näherten sich mit ihren Enden dem verwüsteten Boden und zerrten etwas daraus hervor.

Körper. Graue eingefallene Leichen.

»So kommen sie also an ihre Mumienkrieger«, flüsterte Vermithrax, und seine Stimme klang, als würde sie jeden Augenblick vor Grauen versagen.

Merle riss an seiner Mähne. Sie hatte den Blick abgewandt, konnte nicht mehr mit ansehen, was sich vor ihren Augen abspielte. »Lass uns abhauen!«

»Nein!«, sagte die Fließende Königin.

Aber Vermithrax erging es genauso wie Merle. Nur weg von hier. Fort aus dem Sog des Sammlers, bevor sie selbst an einem der flirrenden Haken endeten und hinaufgezogen wurden ins Innere der Mumienfabrik, wo Sklaven und Maschinen etwas aus ihnen machen würden, das von einer *anderen* Art von Leben erfüllt war, von Demut und Gehorsam und dem Willen zu töten.

»Festhalten!«, brüllte er. Die Königin widersprach lautstark mit Merles Stimme, doch der Obsidianlöwe beachtete sie nicht. In Windeseile trugen seine Schwingen sie empor in die Lüfte. Mit einem gewagten Manöver wandte er sich nach Osten, der näher rückenden Dunkelheit entgegen. Zugleich stieß er vorwärts, ungeachtet aller Sonnenbarken und Hohepriester, die in diesem Moment auf sie aufmerksam wurden.

Merles Arme verschwanden bis zu den Ellbogen in Vermithrax' Mähne, so fest krallte sie sich in seinen Pelz. Sie beugte sich tief über seinen Hals, um weniger Luftwiderstand zu bieten, aber auch um den Geschossen der Ägypter auszuweichen. Sie wagte kaum aufzublicken, aber schließlich tat sie es doch, und da sah sie, dass ein halbes Dutzend Sonnenbarken aus ihrer Formation rund um den Sammler ausgeschert waren und die Verfolgung aufgenommen hatten.

Vermithrax' Plan war so simpel wie selbstmörderisch.

Er ahnte wohl, dass sich in dem mächtigen Rumpf des Sammlers Waffen befinden mussten, mit denen es ein Leichtes war, einen fliegenden Löwen vom Himmel zu schießen. Wenn er aber die Nähe der Sonnenbarken suchte, würden sich die Befehlshaber an Bord des Sammlers vielleicht zweimal überlegen, ob sie Schüsse auf ein Ziel inmitten ihrer eigenen Leute abgaben.

Es wird nicht funktionieren, dachte Merle. Vermithrax' Plan wäre gut gewesen, wenn sie es mit gewöhnlichen Gegnern zu tun gehabt hätten, solchen, die der geflügelte Löwe aus jenen Zeiten kannte, als er noch kein Gefangener der venezianischen Stadtgarde gewesen war. Doch die Sonnenbarken waren mit Mumienkriegern besetzt, jeder von ihnen nur zu leicht ersetzbar, und selbst den ein oder anderen Priester würden sie opfern.

Vermithrax fluchte, als ihm dieselbe Erkenntnis kam. Nur ein kleines Stück vor ihnen zischte ein manns langer Bolzen aus Holz durch die Luft, abgefeuert aus einer der Luken im Rumpf des Sammlers. Die Mumienfabrik selbst war zu schwerfällig für eine Verfolgung, doch ihre Waffen waren tückisch und weit reichend.

Merle war übel, schlimmer denn je, als Vermithrax immer neue Haken schlug und wendige Manöver flog, die sie seinem schweren Steinleib nicht zugetraut hätte. Auf und ab ging es, oft in so raschem Wechsel, dass Merle bald jedes Gefühl für oben und unten verlor. Sogar die Königin schwieg betroffen.

Einmal blickte Merle zurück. Sie befanden sich jetzt beinahe auf Höhe der Aussichtsplattform am oberen Ende der Pyramide. Mehrere Gestalten standen hinter den Zinnen, Merle konnte ihre Gewänder und verbissenen Mienen erkennen. Hohepriester, vermutete sie.

Unter ihnen war einer, der ihr besonders ins Auge fiel.

Er war einen guten Kopf größer als die Übrigen und trug einen aufgebauchten Mantel, der aussah, als wäre er aus purem Gold gewebt. Sein haarloser Schädel war mit einem Netzwerk aus goldfarbenen Fäden überzogen, wie Gravuren eines Kunstschmieds auf einer Brosche. Seine Hände umklammerten verbissen die Ränder der Zinnen.

»*Der Wesir des Pharaos*«, flüsterte die Königin in ihrem Kopf. »*Sein Name ist Seth. Er ist der höchste Priester des Horuskultes.*«

»Seth? Ist das nicht auch der Name eines ägyptischen Gottes?«

»*Die Horuspriester waren noch nie für ihre Bescheidenheit bekannt.*«

Merle hatte das Gefühl, als bohrten sich die Blicke des Mannes über die Distanz hinweg in ihr Hirn. Einen Herzschlag lang kam es ihr vor, als stöhnte die Königin in ihrem Inneren schmerzerfüllt auf.

»Alles in Ordnung?«, fragte sie.

»*Schau weg! Bitte ... Nicht in seine Augen.*«

Im selben Moment raste ein ganzer Schwarm Bolzen über sie hinweg. Zwei davon schlugen in Sonnenbarken, die sich in unmittelbarer Nähe des Löwen befanden. Aus einer quoll Rauch, während sie in einer holprigen Spirale abwärts trudelte. Die andere fiel wie ein Stein und zerschmetterte am Boden in einem Feuerwerk aus Eisensplittern. Die übrigen Sonnenbarken zogen sich sofort zurück, um nicht ebenfalls in den Geschosshagel des Sammlers zu geraten.

Das war die Chance, auf die Vermithrax gewartet hatte.

Mit einem wilden Aufschrei stürzte er sich in die Tiefe. Merle kreischte auf seinem Rücken, als der Boden blitzschnell näher kam. Schon sah sie sich zerschmettert

neben den Trümmern der Barke liegen.

Doch wenige Meter über den Felsen fing Vermithrax den Sturz ab, fegte über den Boden und die Kante einer Steilwand hinweg, um dann erneut in die Tiefe zu sacken, die Wand hinunter und aus dem direkten Schussfeld des Sammlers. Jetzt hatten sie es nur noch mit den vier Barken zu tun, die ihnen jeden Augenblick über die Felskante folgen mussten.

Die Fließende Königin hatte sich vom durchdringenden Blick des Wesirs erholt. *»Ich wusste schon, warum ich Vermithrax für unsere Flucht ausgewählt habe.«*

»Weil du keine andere Wahl hattest.« Merle hörte kaum ihre eigenen Worte, der Gegenwind riss sie von ihren Lippen wie Papierschnipsel.

Die Königin lachte in ihren Gedanken, was ein sonderbares Gefühl war, denn Merle kam es vor, als lachte sie selbst, ganz ohne ihr Zutun.

Der Löwe legte sich wieder in die Waagrechte und überquerte einen Irrgarten aus Felsspalten, ehe er eine entdeckte, die breit genug war, um darin abzutauchen. Rechts und links von ihnen schlugen Geschosse ein, Stahlkugeln diesmal, die aus Läufen an den Spitzen der Sonnenbarken abgefeuert wurden. Aber keine kam ihnen nahe genug, um gefährlich zu werden. Steinsplitter regneten von allen Seiten auf sie herab. Funken sprühten, wenn Querschläger über die Felswände schlitterten und Furchen in das Gestein fraßen.

Die Schlucht war nicht tief, kaum mehr als sechs oder sieben Schritt. Nach unten hin wurde sie enger, die Wände standen gerade weit genug auseinander, dass Vermithrax in niedriger Höhe hindurchjagen konnte. Zwei Sonnenbarken waren ihnen in das Felslabyrinth gefolgt, während die beiden anderen über das Gewirr der Spalten

hinwegglitten und darauf lauerten, dass der Obsidianlöwe wieder auftauchte. Vermithrax fiel es nicht schwer, um scharfe Winkel und Kurven zu fliegen, während die lang gestreckten Sonnenbarken vor jeder Biegung verlangsamten mussten, um nicht gegen die Felsen zu prallen.

Unter ihnen füllte sich die Schlucht mit Wasser. Der tote Arm eines Bachs oder Bergsees. Vermithrax folgte seinem Verlauf, und bald rasten sie über die Oberfläche eines Flusses hinweg. Die Felswände standen jetzt weiter auseinander und boten den Sonnenbarken ausreichend Platz zum Manövrieren. Doch noch war Vermithrax' Vorsprung zu groß, und auch die beiden Barken oberhalb der Spalten hatten sie noch nicht entdeckt.

»Wir können nicht ewig so tief fliegen, wenn wir auf die andere Seite des Gebirges wollen.«

»Erst mal müssen wir überleben, oder?«

»Ich versuche nur, die Dinge zu planen, Merle. Sonst nichts.«

Es fiel Merle schwer, sich zu konzentrieren. Nicht bei dieser Geschwindigkeit, nicht mit dem Tod im Nacken. Dem Sammler mochten sie entkommen sein, aber die Sonnenbarken befanden sich immer noch hinter ihnen.

»Vermithrax!« Sie beugte sich zum Ohr des Löwen vor und versuchte, den Lärm des Windes zu übertönen. *»Was hast du jetzt vor?«*

»Sonnenuntergang«, erwiderte er knapp. An seinem Tonfall bemerkte sie, dass er erschöpfter war, als sie angenommen hatte. Tatsächlich war es ihr noch gar nicht in den Sinn gekommen, dass auch einem Geschöpf wie Vermithrax schlichtweg die Puste ausgehen konnte.

Die Strömung unter ihnen wurde schneller. Merle sah, dass das Wasser nicht mehr rot leuchtete, wie noch vor

wenigen Minuten, sondern nur die schattigen Felswände widerspiegelte. Auch der Himmel hatte an Glut verloren und verfärbte sich zu einem violetten Blau.

Am liebsten hätte sie geschrien vor Erleichterung. Vermithrax behielt Recht, sein Plan ging auf. Er hatte die Ägypter ausgetrickst. Die Sonnenbarken blieben verschwunden. Merle stellte sich vor, wie die sichelförmigen Flugschiffe im Kriechtempo zum Sammler zurückkehrten, lahm gelegt vom fehlenden Tageslicht, so nutzlos wie ein Stück Eisenschrott.

Der Fluss wurde reißender, tobender, vor allem aber lauter, und bald tauchte vor ihnen eine weiße Schaumkrone auf, die sich quer über die gesamte Breite des Gewässers zog. Dahinter war nichts als Dunkelheit.

Vermithrax raste mit einem jubelnden Ausruf über den Wasserfall hinweg, der Boden sackte auf einen Schlag um hundert Meter ab. Der Obsidianlöwe hielt seine Höhe, sodass Merle weit über das Land am Fuß der Berge blicken konnte, über Wälder und Wiesen, schlummernd in der Finsternis der anbrechenden Nacht. Der Löwe verlangsamte seinen Flügelschlag, aber er setzte unbeirrt seinen Flug fort. Merle starrte lange stumm auf die dahinziehende Landschaft, bevor sie erneut ihr Wort an die Königin richtete.

»Was weißt du über diesen Seth?«, fragte sie die Stimme in ihrem Inneren.

»Nicht viel. Anhänger des Horuskultes haben den Pharaos vor über dreißig Jahren zurück ins Leben gerufen. Seitdem stellen sie die Hohepriester des Imperiums. Es heißt, Seth sei schon damals ihr Oberhaupt gewesen.«

»So alt hat er gar nicht ausgesehen.«

»Nein. Aber welchen Unterschied macht das?«

Merle überlegte, wie sie einem zeitlosen Wesen wie der

Königin klarmachen konnte, dass das Äußere eines Menschen Aufschluss über sein Alter geben sollte. Tat es das nicht, konnte das zweierlei bedeuten: Entweder derjenige zeigte nicht sein wahres Gesicht, oder aber er sah aus wie ein Mensch, war aber in Wirklichkeit keiner. Zumindest kein Sterblicher.

Als Merle keine Anstalten machte, die Frage zu beantworten, fuhr die Königin fort: »*Die Horuspriester haben viel Macht. In Wahrheit sind sie es, die die Geschicke des Imperiums lenken. Der Pharao ist nur ihre Puppe.*«

»Das würde ja bedeuten, dass Seth, wenn er der oberste Horuspriester und noch dazu der Wesir des Pharaos ist, dass also er –«

»*Der wahre Herrscher Ägyptens ist. Allerdings.*«

»Und der Welt.«

»*Unglücklicherweise.*«

»Glaubst du, wir werden ihm noch einmal begegnen?«

»*Du solltest beten, dass das nicht geschieht.*«

»Zur Fließenden Königin? Wie ganz Venedig es wahrscheinlich gerade tut?« Die Worte taten ihr gleich darauf Leid, doch es war schon zu spät.

Während der nächsten Stunden schwieg die Königin und zog sich in den hintersten Winkel von Merles Bewusstsein zurück, eingesponnen in einen Kokon ihrer kühlen, fremden, göttlichen Gedanken.

Sie überquerten das Gebirge ein Stück weiter östlich, ohne erneut auf Gegner zu stoßen.

Irgendwann, es musste nach Mitternacht sein, sahen sie im grauen Eislicht der Sterne die andere Seite vor sich, und jetzt endlich gönnte sich Vermithrax eine Ruhepause. Er landete auf der Spitze einer unzugänglichen Felsnadel,

gerade breit genug, dass er sich hinlegen und Merle von seinem Rücken klettern konnte.

Ihr tat alles weh. Eine Weile lang bezweifelte sie, überhaupt wieder laufen zu können, ohne dass bei jedem Schritt jeder Knochen, jeder Muskel schmerzte.

Im Dunkeln hielt sie Ausschau nach Anzeichen von Verfolgern, konnte aber nirgends etwas Verdächtiges entdecken. Nur ein Raubvogel kreiste in der Ferne, ein Falke oder Habicht.

Aus dem weiten Land am Fuß des Gebirges drangen keine Laute herauf, nicht einmal der Schrei eines Tiers oder das Flattern von Vogelschwingen. Ihr Herz zog sich zusammen, und Beklommenheit überkam sie. Mit beängstigender Gewissheit wurde ihr klar, dass dort unten nichts mehr lebte. Keine Menschen, keine Tiere.

Sogar die Toten hatten die Ägypter geraubt, um damit ihre Galeeren, Sonnenbarken und Kriegsmaschinen zu bemannen.

Sie ließ sich am Rand des winzigen Plateaus nieder und starrte gedankenverloren in die Nacht. »Glaubst du, Lord Licht wird uns helfen?« Es war das erste Mal seit Stunden, dass sie wieder das Wort an die Königin richtete. Sie rechnete nicht mit einer Antwort.

»Ich weiß es nicht. Die Venezianer haben seinem Boten böse mitgespielt.«

»Aber sie wussten ja nicht, was sie da taten.«

»Meinst du, dass das einen Unterschied macht?«

»Nein«, sagte Merle niedergeschlagen. »Nicht wirklich.«

»Eben.«

»Immerhin hat Lord Licht angeboten, Venedig im Kampf gegen das Imperium zu unterstützen.«

»Das war, bevor die Leibgarde seinen Boten getötet hat.«

Außerdem liegt es nicht in der Natur des Menschen, einen Pakt mit der Hölle einzugehen.«

Merle grinste humorlos. »Da hab ich ganz andere Geschichten gehört. Du weißt wirklich nicht viel über uns Menschen.«

Sie lehnte sich zurück und schloss die Augen.

Im Jahr 1833 hatte der englische Forscher Professor Burbridge entdeckt, dass die Hölle alles andere als ein Ammenmärchen war. Sie existierte als realer, unterirdischer Ort im Inneren der Erde, und Burbridge hatte eine Reihe von Expeditionen dorthin geleitet. Von der letzten war nur er allein zurückgekehrt. Vieles von dem, was er gesehen und erlebt hatte, war dokumentiert und bis zu Beginn des großen Krieges an den Schulen gelehrt worden. Aber es bestand kein Zweifel, dass dies nur ein Bruchteil seiner tatsächlichen Erkenntnisse war. Den Gerüchten zufolge war der Rest zu grauenvoll, zu entsetzlich, um ihn der Öffentlichkeit preiszugeben. Dafür sprach auch, dass in den Jahren nach Burbridges letzter Expedition niemand mehr den Abstieg gewagt hatte. Erst seit Ausbruch des Krieges waren neue Lebenszeichen von unten heraufgedrungen, die schließlich darin gipfelten, dass Lord Licht, der sagenumwobene Herrscher der Hölle, den Venezianern seine Unterstützung im Kampf gegen den Pharaon anbot. Doch der Stadtrat hatte in seiner Arroganz und Selbstzufriedenheit jede Hilfe abgelehnt. Merle selbst war Zeuge geworden, wie der letzte Bote Lord Lichts auf der Piazza San Marco ermordet worden war.

Und nun waren Merle, die Fließende Königin und Vermithrax unterwegs, um Lord Licht persönlich um Hilfe zu bitten, im Namen des Volkes von Venedig, nicht seiner Ratsherren. Dabei war es fraglich, ob sie – selbst wenn sie Erfolg mit ihrer Mission hatten – noch rechtzeitig kommen

würden. Und wer sagte überhaupt, dass Lord Licht mit ihnen nicht genauso verfahren würde, wie man mit seinem Boten in Venedig umgegangen war?

Das Schlimmste aber war, dass ihnen nichts anderes übrig blieb, als auf Burbridges Spuren in den Abgrund zu steigen. Und keiner von ihnen, nicht einmal die Königin, ahnte, was sie dort unten finden würden.

Merle öffnete die Augen und blickte hinüber zum schlafenden Vermithrax. Sie war selbst hundemüde, aber noch war sie zu aufgeregt, um Ruhe finden zu können.

»Warum hilft er uns?«, flüsterte sie nachdenklich. »Ich meine, du bist die Fließende Königin und irgendwie ein Teil von Venedig – oder umgekehrt. Du willst beschützen, was zu dir gehört. Aber warum Vermithrax? Er könnte einfach zurück zu seinen Verwandten nach Afrika fliegen.«

»Falls er sie dort noch finden würde. Das Imperium hat sich nicht nur nach Norden ausgedehnt.«

»Du glaubst, die anderen sprechenden Löwen sind tot?«

»Ich weiß es nicht«, sagte die Königin traurig. »Vielleicht. Möglicherweise sind sie auch einfach nur weitergezogen, so weit fort, dass die Ägypter sie vorerst nicht finden werden.«

»Und Vermithrax weiß das?«

»Vielleicht ahnt er es.«

»Dann sind wir alles, was er noch hat, nicht wahr? Seine einzigen Freunde.« Merle streckte eine Hand aus und streichelte sanft über eine steinerne Pranke des Löwen. Vermithrax stieß ein sanftes Schnurren aus, drehte sich auf die Seite und schob ihr alle vier Pfoten entgegen. Seine Lefzen flatterten bei jedem Atemzug, und Merle konnte sehen, dass seine Augen unter den Lidern zuckten. Er

träumte.

Sie zog ihr Cape enger um ihren Körper, um sich vor dem kühlen Wind zu schützen, dann kuschelte sie sich ganz nah an Vermithrax an. Wieder schnurrte er wohligh und begann leise zu schnarchen.

Die Königin ist hier, dachte sie, weil sie und Venedig auf irgendeine Art zueinander gehören. Eines kann nicht ohne das andere existieren. Aber was ist mit mir? Was tue ich eigentlich hier?

Ihre engsten Vertrauten, Junipa und Serafin, ihr Lehrmeister Arcimboldo und natürlich Unke, sie alle waren noch in Venedig und dort den Gefahren der ägyptischen Invasion ausgeliefert. Merle selbst war Waise, sie war als kleines Kind in einem Korb auf den Kanälen gefunden worden und im Waisenhaus aufgewachsen; der Gedanke, dass sie keine Eltern hatte, um die sie sich hätte Sorgen machen müssen, war heute ausnahmsweise einmal beruhigend.

Doch ganz so einfach war das nicht. Irgendwann würde sie erfahren, was für Menschen ihre Mutter und ihr Vater gewesen waren. Irgendwann, ganz bestimmt.

Gedankenverloren zog sie den magischen Handspiegel unter ihrem Cape hervor. Die Oberfläche bestand aus Wasser, das nicht aus dem Spiegel entweichen konnte, egal, wie herum man ihn auch hielt. Wenn Merle ihren Arm hineinschob, spürte sie manchmal, wie ihre Finger von einer sanften, warmen Hand umschlossen wurden, auf der anderen Seite des Spiegels, in seinem Inneren. Der Wasserspiegel hatte neben ihr im Korb gelegen, als man sie damals gefunden hatte. Er war das Einzige, was sie mit ihren Eltern verband. Die einzige Spur.

Noch etwas befand sich in dem Spiegel: ein milchiger Hauch, der unablässig über die Oberfläche geisterte. Der

Schemen war aus einem von Arcimboldos Zauberspiegeln entwichen und hatte sich in dem kleinen Handspiegel festgesetzt. Merle wollte nur zu gerne Kontakt mit ihm aufnehmen. Fragte sich nur, wie. Serafin hatte ihr erzählt, dass die Schemen in Arcimboldos Spiegeln Menschen aus einer anderen Welt waren, denen es gelungen war, in diese hier überzuwechseln – ohne allerdings zu ahnen, dass sie hier nur als Schemen ankamen, formlose Schleier, die im Inneren von Spiegeln gefangen waren.

Serafin ... Merle seufzte unhörbar.

Sie hatte ihn kaum richtig kennen gelernt, da waren sie auch schon von der Leibgarde der Ratsherren getrennt worden. Nur wenige Stunden hatten sie miteinander verbracht, aufreibende, gefährliche Stunden, in denen sie dem ägyptischen Spion die Kristallkaraffe mit der Essenz der Fließenden Königin entrissen hatte. Und obwohl sie nur so wenig voneinander wussten, vermisse sie ihn.

Mit dem Gedanken an sein Lächeln, an den Schalk in seinen Augen schlief sie ein.

Im Traum war ihr, als höre sie den Schrei eines Falken. Sie erwachte kurz von einem sanften Luftzug auf ihrem Gesicht, vom Geruch von Federn, aber da war nichts in ihrer Nähe, und falls doch, so verbarg es sich wieder im Dunkeln.

Der Meisterdieb

VOR EINER GANZEN WEILE HATTEN Venedigs Turmuhren Mitternacht geschlagen. Tiefe Dunkelheit lag über der Stadt und den Gewässern der Lagune. Die Gassen waren menschenleer, nichts rührte sich außer den streunenden Katzen, die unbeeindruckt von der Bedrohung durch das Imperium auf Beutejagd gingen.

Am Ufer des schmalen Kanals war es still, beängstigend still. Serafin saß auf der Steinkante und ließ die Füße baumeln. Seine Sohlen schwebten nur eine Handbreit über dem Wasser. Die Häuserschneise, der er hierher gefolgt war, war eng und düster; sie endete als Sackgasse vor der Wasserkante.

Es war nicht lange her, da war er mit Merle hergekommen und hatte ihr die Spiegelungen auf der Oberfläche gezeigt. Spiegelungen, die es eigentlich nicht geben durfte und die nur zwischen zwölf und ein Uhr nachts zu sehen waren. Sie zeigten die Häuser am Ufer des Kanals, und doch waren sie kein Abbild der Wirklichkeit. Manche der gespiegelten Fenster im Wasser waren erleuchtet, obwohl die Gebäude in Wahrheit verlassen und dunkel waren. Hin und wieder bewegte sich etwas, wie die Reflexion von Fußgängern, die gar nicht existierten – nicht in *diesem* Venedig, der Stadt, in der Serafin und Merle aufgewachsen waren. Stattdessen gab es Gerüchte, dass in einer anderen Welt ein zweites Venedig existierte, und vielleicht sogar ein Dutzend oder hunderte davon.

Serafin bröselte trübsinnig Krümel von einem kleinen Laib Brot ins Wasser, aber es kamen keine Fische, um die unverhofften Leckerbissen in Empfang zu nehmen. Seit die Fließende Königin vom Gift der ägyptischen

Hohepriester aus dem Wasser der Lagune vertrieben worden war, sah man nur noch selten Fische durch die Kanäle ziehen. Statt ihrer gediehen jetzt Algen in den Gewässern, und nicht allein Serafin hatte das Gefühl, dass es mit jedem Tag mehr wurden. Dunkelgrüne Stränge, formlos und verdreht wie nass gewordene Spinnweben. Blieb nur zu hoffen, dass sie nicht wirklich von einem der großen Meeresarachniden stammten, die noch niemand gesehen hatte, von denen man aber munkelte, dass es sie im Mittelmeer gab, dort, wo das Wasser am tiefsten war, in den Ruinen der Subozeanischen Reiche.

Serafin fühlte sich hundeehend. Er wusste, dass Merle auf dem Rücken eines steinernen Löwen aus Venedig entkommen war, und bei all seiner Verwirrung war er doch dankbar dafür. Zumindest drohte ihr im Augenblick keine Gefahr durch die Ägypter – vorausgesetzt, sie hatte den Belagerungsring des Imperiums passieren können, ohne von den Sonnenbarken abgefangen zu werden.

Es war auch nicht allein die bevorstehende Invasion, die ihm Sorgen bereitete. Die Angst vor den Ägyptern saß tief, gewiss, doch auf eine eigenartige Weise, die ihn selbst erschreckte, hatte er sich damit abgefunden. Die Eroberung Venedigs war unausweichlich.

Nein, etwas anderes nagte an ihm, ließ ihn kaum schlafen und machte ihn tagsüber ruhelos. Sein Magen fühlte sich an wie eine verhärtete Kugel, die nicht zuließ, dass er Nahrung zu sich nahm. Er musste sich zu jedem Bissen zwingen, aber selbst das gelang nicht immer. Die Brotkrumen unter ihm auf dem Wasser waren sein Abendessen.

Er sorgte sich um Junipa, das Mädchen mit den Spiegelaugen. Und natürlich um Arcimboldo, den alten Zauberspiegelmacher am Kanal der Ausgestoßenen. Arcimboldo war es gewesen, der Junipa und Merle aus

dem Waisenhaus geholt und zu Lehrlingen in seiner Werkstatt gemacht hatte. Arcimboldo, der – wie Serafin vor kurzem erfahren hatte – eine Vereinbarung getroffen hatte, Junipa schon bald an Lord Licht, den Herrn der Hölle, auszuliefern.

Serafin hatte Arcimboldo zur Rede gestellt, und der Zauberspiegelmacher hatte die meisten seiner Fragen beantwortet.

Arcimboldo machte den Eindruck eines geschlagenen Mannes. Seit Jahren belieferte er im Geheimen Lord Licht mit seinen Zauberspiegeln. Ein ums andere Mal hatte er sich mit Talar, dem Gesandten Lord Lichts, getroffen, um neue Spiegel zu übergeben. Und als Talar ihm eines Tages ein besonderes Angebot gemacht hatte, hatte Arcimboldo nach langem Zögern zugestimmt. Er sollte der blinden Junipa das Augenlicht zurückgeben, und zwar mithilfe seiner Zauberspiegel. An sich eine noble Geste, und seither lernte Junipa jeden Tag ein wenig schneller, mit ihrer neuen Sehkraft umzugehen.

Doch das war nicht alles.

Lord Licht hatte Arcimboldos Augenmerk nicht aus Nächstenliebe auf die zierliche Junipa gelenkt. Serafin hatte eine Weile nachbohren müssen, bis der Spiegelmacher ihm endlich alles erzählt hatte.

»Junipa kann mit ihren neuen Augen auch im Dunkeln sehen«, erklärte Arcimboldo bei einem Glas Tee und während der Mond durch ein Dachfenster in die Werkstatt schien. »Das hat Merle dir vielleicht schon erzählt. Aber damit endet es nicht.«

»Endet?«, fragte Serafin irritiert.

»Das magische Spiegelglas, durch das ich ihre Augäpfel ersetzt habe, wird ihr irgendwann die Macht geben, in andere Welten zu blicken. Oder besser: durch die *Spiegel*

anderer Welten.«

Nach langem Schweigen fand Serafin endlich wieder Worte. »In solche Welten wie die, die sich um Mitternacht auf einigen Kanälen spiegeln?«

»Du weißt Bescheid darüber? Ja, in diese und auch noch in andere Welten. Junipa wird denen, die dort wohnen, aus ihren Spiegeln entgegenblicken, und sie werden es nicht einmal bemerken. Sie wird Könige und Kaiser beobachten, die in ihren Spiegelsälen wichtige Entscheidungen treffen, und sie wird sehen, wenn sich voll beladene Schiffe im Wasser ferner Ozeane spiegeln. Das ist die wahre Macht, die ihr die Spiegelaugen verleihen. Und sie ist es, auf die Lord Licht es abgesehen hat.«

»Kontrolle, nicht wahr? Darum geht es ihm. Er will nicht nur wissen, was in dieser Welt vor sich geht. Er wird erst zufrieden sein, wenn er alles weiß. Über alle Welten.«

»Lord Licht ist neugierig. Vielleicht sollten wir sagen: wissbegierig? Oder interessiert?«

»Skrupellos und böseartig«, sagte Serafin zornig. »Er nutzt Junipa aus. Sie ist so glücklich, dass sie wieder sehen kann – und sie hat keine Ahnung, was wirklich dahinter steckt.«

»Doch«, widersprach Arcimboldo. »Ich habe mit ihr gesprochen. Sie weiß jetzt, über welche Kraft sie einmal verfügen wird. Und ich glaube, sie hat es akzeptiert.«

»Hat sie denn eine Wahl?«

»Lord Licht lässt keinem von uns eine Wahl. Auch mir nicht. Hätte ich sein Gold nicht angenommen, wäre die Werkstatt längst geschlossen. Er kauft mehr Zauberspiegel als jeder andere, seit mich die Gilde ausgestoßen hat. Ohne ihn hätte ich alle meine Lehrlinge zurück in die Waisenhäuser schicken müssen. Merle und Junipa wären gar nicht erst hierher gekommen.« Der kleine, alte Mann

schüttelte traurig den Kopf. »Serafin, glaub mir, mein eigenes Schicksal spielt keine Rolle. Aber das der Kinder ... Ich durfte das nicht zulassen.«

»Weiß Junipa, wohin sie gehen wird?«

»Sie ahnt, dass mehr dahinter steckt. Sicher auch, dass sie nicht für immer hier bei uns bleiben wird. Aber sie weiß nichts von Talar und Lord Licht. Noch nicht.«

»Aber das darf nicht passieren!«, rief Serafin aus und stieß beinahe seinen Tee um. »Ich meine, wir können nicht einfach zulassen, dass sie ... dass sie zur Hölle fährt. Im wahrsten Sinne des Wortes.«

Darauf hatte Arcimboldo nichts mehr erwidert, und nun saß Serafin hier am Kanal und suchte nach einer Lösung, nach Antworten, nach irgendeinem Ausweg.

Wäre Venedig eine freie Stadt gewesen und hätte es keine Ägypter gegeben, die sie bedrohten, so hätte er vielleicht mit Junipa fliehen können. Er war früher einer der geschicktesten Meisterdiebe Venedigs gewesen – er kannte Orte und Wege, von denen die meisten Bürger der Stadt noch nicht einmal ahnten, dass sie überhaupt existierten. Doch der Belagerungsring des Imperiums hatte sich von allen Seiten bis auf einige hundert Meter zugezogen, eine Henkersschlinge aus Galeeren, Sonnenbarken und zigtausend Kriegern. Es gab keinen Weg aus der Stadt, und sich mit Junipa irgendwo in den Gassen zu verstecken, vor der Hölle *und* den Ägyptern, wäre ein sinnloses Unterfangen. Früher oder später würde man sie finden.

Wenn Merle noch in Venedig wäre, vielleicht hätten sie gemeinsam eine Lösung gefunden. Aber er hatte mit eigenen Augen gesehen, wie sie auf dem Rücken des steinernen Löwen über die Piazza San Marco geflogen war – über die Lagune aus der Stadt hinaus. Und aus Gründen,

die er selbst nicht kannte, bezweifelte er, dass Merle schnell genug zurück sein würde – von wo auch immer –, um Junipa vor ihrem Schicksal zu bewahren.

Wo steckte Merle? Wo hatte der Löwe sie hingetragen? Und was war aus der Fließenden Königin geworden?

Die Spiegelung aus der anderen Welt verblasste, als in der Nähe eine Turmuhr schlug, gefolgt von etlichen anderen. Die Stunde nach Mitternacht war verstrichen, mit ihr verschwanden abrupt die hellen Fenster auf dem Wasser. Nur ganz vage spiegelten sich jetzt noch die finsternen Fassaden auf den Wellen, unbeleuchtet, ein Abbild der Wirklichkeit.

Serafin seufzte leise, stand auf – und beugte sich blitzschnell wieder vor. Da war etwas im Wasser, eine Bewegung. Er hatte es genau gesehen. Keine Spiegelung, weder aus dieser noch der anderen Welt. Vielleicht eine Meerjungfrau? Oder ein großer Fisch?

Serafin sah eine zweite Bewegung, und diesmal fiel es ihm leichter, ihr mit den Augen zu folgen. Ein schwarzer Umriss glitt durch den Kanal, und jetzt entdeckte er noch einen dritten. Jeder war etwa fünf Meter lang. Nein, Fische waren *das* ganz bestimmt nicht, auch wenn sie in etwa die Form von Haien hatten. Erst recht keine Meerjungfrauen. Vorn liefen sie spitz zu, hatten aber auf ihrer übrigen Länge eine gleich bleibende Breite, wie ein dicker Baumstamm. Auch sah Serafin keine Flossen, soweit er das im dunklen Wasser ausmachen konnte.

Der letzte Umriss glitt knapp unter der Oberfläche dahin, nicht so tief wie die anderen, und nun brach sich das Mondlicht auf seiner Oberfläche. Kein Zweifel – Metall! Damit gab es, was seine Herkunft anging, eigentlich keinen Zweifel mehr. Nur Magie war in der Lage, Gegenstände aus Eisen oder Stahl federleicht durch das

Wasser zu bewegen. Ägyptische Magie.

Serafin rannte los. Die umliegenden Häuser reichten bis zum Wasser, deshalb konnte er nicht direkt am Kanal entlanglaufen. Er musste einen Umweg nehmen, um den drei Gefährten zu folgen. Hastig lief er zurück durch die Sackgasse, bog um mehrere Ecken und kam schließlich auf eine Piazza, die er nur zu gut kannte. Vierzig Schritt vor ihm führte eine kleine Brücke über den Kanal, in dem er eben noch sein Abendessen entsorgt hatte. In einem schmalen Haus zur Linken waren Merle und er den drei Verrätern vom Stadtrat und dem ägyptischen Spion begegnet. Hier hatten sie die Übergabe der Fließenden Königin vereitelt.

Jetzt lag das Haus verlassen und unscheinbar da. Niemand wäre auf die Idee gekommen, dass ausgerechnet hier die Invasion des Imperiums ihren Anfang genommen hatte, hinter vernagelten Fenstern und einer grauen, brüchigen Fassade.

Auf der Brücke stand eine Gestalt in einem langen, dunklen Mantel. Ihr Gesicht war unter einer weiten Kapuze verborgen.

Einen Augenblick lang hatte Serafin das Gefühl, durch eine unsichtbare Tür in die Vergangenheit zu treten. Denselben Mann hatte er schon einmal gesehen, um die gleiche Nachtstunde am selben Ort: den ägyptischen Gesandten, den Spion, dem sie die Karaffe mit der Königin entrissen hatten. Merle hatte ihm mithilfe ihres magischen Spiegels die Hand verätzt, während Serafin ihm eine Horde zorniger Straßenkatzen auf den Hals gehetzt hatte.

Nun war der Mann abermals hier, und wieder versteckte er sich unter seinem Kapuzenmantel wie ein Gassenräuber.

Serafin überwand sein Erschrecken rasch genug, um nicht bemerkt zu werden. Geschwind drückte er sich dichter an eine Fassade. Der Mond beschien die gegenüberliegende Seite und einen Großteil der schmalen Piazza; jener Teil aber, durch den Serafin sich bewegte, lag in tiefem Schatten.

Durch die Dunkelheit geschützt, näherte er sich der Brücke. Der Gesandte wartete auf etwas, und nach Serafins Entdeckung von vorhin bestand wenig Zweifel, was das war. Tatsächlich ertönte jetzt ein hohler, metallischer Laut, der sich unregelmäßig wiederholte. Etwas schlug unter der Brücke gegen die Ufermauer.

Etwas legte an.

Der Gesandte eilte zum Fuß der Brücke und blickte von dort aus ins Wasser. Serafin war mittlerweile noch zehn Meter von ihm entfernt, er verbarg sich hinter einem schmalen Marienaltar, den jemand vor langer Zeit an die Hauswand gemauert hatte. Opfertagen hatten hier vermutlich schon lange nicht mehr gelegen. In den vergangenen Jahren hatten die meisten Menschen zur Fließenden Königin gebetet; an die Macht der Kirche glaubte keiner mehr, auch wenn es immer noch Unermüdliche gab, die der Form halber die Gottesdienste besuchten.

Serafin beobachtete, wie der Gesandte einige Schritte rückwärts ging, fort von der Uferkante. Er machte Platz für sechs Männer, die über eine schmale Treppe vom Wasser heraufstiegen.

Männer? Serafin biss sich auf die Unterlippe. Die sechs Gestalten waren einmal Männer gewesen. Heute aber hatten sie kaum noch Ähnlichkeit mit ihrem früheren Selbst.

Mumien.

Sechs Mumienkrieger des Imperiums, mit ausgetrockneten, eingefallenen Gesichtern, sodass sie einander ähnelten wie Zwillingenbrüder. Merkmale, die sie einmal unterschieden hatten, waren verschwunden. Ihre Mienen waren die von Totenschädeln, bespannt mit grauer Haut.

Alle sechs trugen dunkles Rüstzeug, das im Mondlicht ab und an metallisch aufblitzte. Jeder hielt ein Schwert, wie Serafin noch keines gesehen hatte: Die langen Klingen waren gebogen, beinahe halbmondförmig, aber die Schneide befand sich – anders als bei einem Krummsäbel – an der Innenseite der Biegung, was zu einer völlig anderen Art führte, sie zu handhaben. Ägyptische Sichelschwerter, die gefürchteten Klingen der imperialen Mumienkrieger.

In den seltsamen Fahrzeugen im Wasser musste Platz für je zwei von ihnen gewesen sein. Hintereinander hatten sie darin gelegen wie in einem hohlen Baum, unfähig sich zu bewegen. Aber Mumien, vermutete Serafin zynisch, müssen sich wohl kaum kratzen; sie hätten sich dabei nur die ausgedorrte Haut von den Knochen geschabt.

Das also war es, was die Ägypter aus den Toten machten. Willenlose, gnadenlose Sklaven, die Tod und Zerstörung säten. Vermutlich spielten sich in diesen Minuten in ganz Venedig ähnliche Szenen ab. Die Invasion hatte begonnen.

Aber es war ein Unterschied, ob man von Gegnern aus Fleisch und Blut erobert wurde oder von ... so etwas. Mit Menschen konnte man reden, konnte sie um Gnade bitten oder einfach nur hoffen, dass sie sich einen Teil ihrer Menschlichkeit bewahrten. Aber mit Mumien?

Serafin konnte die Vorstellung eines Venedig, in dem alles Leben verschleppt, in dem ein unmenschlicher

Pharao regierte, nicht länger ertragen. Er wusste, dass er sich am besten mucksmäuschenstill verhielt, sich nicht bewegte, nicht einmal atmete, doch das war unmöglich. Spätestens als ihm klar wurde, dass der ägyptische Gesandte den Oberbefehl über die sechs Krieger führte, konnte er sich nicht mehr verkriechen. Er musste etwas tun, musste handeln. Auch wenn es Wahnsinn war.

Er stieß eine Folge scharfer Pfiffe aus. Einen Moment lang geschah überhaupt nichts. Dann aber wirbelte der Gesandte herum, so schnell, dass sein dunkles Gewand wogte. Seine Kapuze glitt für einen Augenblick zurück, lange genug, dass Serafin sehen konnte, was die Katzen ihm angetan hatten. Das Gesicht des Spions war zerfurcht von verkrusteten Wunden, keine harmlosen Kratzer, sondern tiefe Furchen, die bald zu einer hässlichen Narbenwüste verschorfen würden. Und der Mann wusste, wem er das zu verdanken hatte. Er erinnerte sich an die Laute, die die Katzen auf ihn gehetzt hatten.

Er erinnerte sich an Serafin.

Der Gesandte rief etwas in einer Sprache, die Serafin nicht verstand, und deutete auf den Marienaltar, als könnten seine Augen durch den massiven Stein blicken. Schneller, als Serafin es für möglich gehalten hatte, setzten sich die Mumien in Bewegung, mit erhobenen Sichelschwertern. Eine von ihnen blieb im Hintergrund, in der Nähe des Gesandten. Der Mann schlug seine Kapuze hoch, doch vorher warf er Serafin noch einen hasserfüllten Blick zu, in dem ein Versprechen geschrieben stand – auf Schmerz, auf Elend, auf lange Qual.

Die Mumien hatten die halbe Strecke zurückgelegt. Serafin war gerade aus seinem Versteck gesprungen, als endlich die Katzen kamen.

Dreißig, vierzig, fünfzig streunende Katzen und Kater,

aus allen Richtungen, allen Öffnungen, von den Dächern und aus der Kanalisation. Und mit jedem Herzschlag wurden es mehr, bis die Piazza von ihnen wimmelte.

Der Gesandte kreischte auf und floh rückwärts auf die Brücke, während er mit einem schrillen Befehl einen weiteren Krieger zurückkommandierte, damit er die Katzen vom Ausgang fern hielte. Die übrigen vier dagegen kümmerten sich kaum um die Tiere, die von allen Seiten über sie herfielen. Krallen schlugen in Pergamenthaut. Zähne verbissen sich in Kleidung und Rüstzeug, schnappten nach Fingern und rissen staubige Fetzen aus Wangen und Armen.

Nichts von alledem hielt die Mumienkrieger auf.

Zielstrebig setzten sie ihren Weg fort, stampften durch ein Meer aus Fell und Krallen, jeder mit einem Dutzend Katzen behängt wie mit lebendigem Christbaumschmuck. Die Sichelschwerter sausten durch die Luft und trafen blindwütig ihre Opfer, manche am Boden, manche im Sprung. Miauen und Kreischen hallte von den Häusern wider. Aber die Tiere lernten schnell. Immer mehr verbissen sich in die Schwertarme der Krieger, bis die Mumien unter dem Gewicht nachgaben.

Serafin war vor Entsetzen wie gelähmt. Nicht lange, nur für ein paar Herzschläge. Es reichte aus, um zu erkennen, dass die Katzen ihr Leben für ihn opferten. Bei aller Gefahr, die ihm drohte, konnte er das nicht zulassen. Katzen waren die Freunde der Meisterdiebe, ihre Verbündeten, nicht ihre willenslosen Sklaven. Er zögerte einen Augenblick lang, dann stieß er eine neue Folge von Pfiffen aus. Sofort brandete die Welle der Katzen zurück, nur jene, die sich in den Mumien verbissen und verhakt hatten, blieben ein paar Sekunden länger. Dann gaben auch sie auf, ließen sich fallen und huschten davon.

Serafins Kommando bedeutete, dass die Katzen fortlaufen sollten, zurück, woher sie gekommen waren. Doch sie gehorchten nicht. Nur wenige Schritt weit wichen sie vor den Mumienkriegern zurück, blieben am Rand der Piazza stehen und beobachteten mit glühenden Augen ihre Gegner.

Serafin war derweil zur anderen Seite des Platzes gelaufen. Von dort blickte er zurück, sah, dass die Katzen sich vor den Fassaden ballten wie eine Brandung aus Pelz, erkannte aber auch, dass die Mumienkrieger ihm mit unverminderter Eile auf den Fersen waren.

Die Katzen warteten, dass er sie abermals zum Angriff rief, doch das brachte er nicht übers Herz. In der Schneise, die die vier Mumienkrieger gepflügt hatten, lagen fast ein Dutzend Tiere, tot oder sterbend. Die Trauer, die Serafin bei diesem Anblick überwältigte, lähmte ihn stärker als die Furcht um sein Leben.

Noch zehn Meter, dann würden ihn die vier Krieger erreichen. Stumm stürmten sie auf ihn zu. Im Hintergrund, oben auf der Brücke, stand der Gesandte mit verschränkten Armen, abgeschüttet von seinen beiden Wächtern.

»Die Katzen!«, rief plötzlich eine helle Stimme aus den Schatten hinter Serafin. »Sie sollen weiter zurück!«

Serafin wirbelte herum. In der Nische zwischen den Häusern brannte eine Fackel, aber er konnte nicht erkennen, wer sie hielt. Er pfiff erneut und bewegte sich dabei auf die Lichtquelle zu.

Diesmal folgten die Katzen. In Windeseile erklimmen sie Häuser und Fensterbänke, Regenrinnen und Treppen, Holzbalken und Balustraden.

»Achtung!«, brüllte eine zweite Stimme, diesmal von links.

Serafin drehte sich um und rannte. Die Mumienkrieger hatten ihn fast erreicht. Über die Schulter blickte er zurück – und sah zwei grelle Feuerlohen, die von beiden Seiten der Gassenmündung in Richtung der Mumien züngelten. Ein prasselndes Fauchen ertönte, dann gingen die vier Mumien in Flammen auf. Glut züngelte über ihre ausgetrockneten Leiber, sprang von einem Glied zum anderen über, fraß sich unter dem Stahl der Rüstungen entlang. Der eine Krieger sank in die Knie, während die drei anderen noch weiterliefen. Zwei schlugen unkontrolliert um sich, als könnten sie die Flammen mit ihren Sichelklingen vertreiben. Der dritte aber stürmte ungebremst auf Serafin zu, die Waffe erhoben, bereit zum tödlichen Hieb.

Serafin war unbewaffnet bis auf das Messer, das er aus seinem Gürtel riss. Er wusste, dass er damit keine Chance hatte. Trotzdem blieb er stehen, als hätten seine Stiefel Wurzeln geschlagen. Er war ein Meisterdieb der Gilde gewesen, der jüngste überhaupt, und er hatte gelernt, dass man vor Gegnern nicht davonlief. Nicht, wenn andere bereit waren, ihr Leben für ihn aufs Spiel zu setzen. Und wie es aussah, hatten das nicht nur die Katzen getan, sondern auch die mysteriösen Helfer, die ihm mit ihrem Feueratem zur Hilfe kamen.

Jetzt sah er drei Gestalten aus den Nischen zu beiden Seiten der Gasse springen. Zwei schleuderten ihre Fackeln zu Boden, während die dritte mit gezogenem Säbel auf einen der brennenden Krieger eindrang. Ganz kurz durchfuhr Serafin die Erkenntnis, dass er dieses Gesicht kannte, alle drei Gesichter, aber ihm blieb keine Zeit, sich zu vergewissern.

Der brennende Mumienkrieger stürzte sich auf ihn wie ein Dämon, eine meterhohe Feuersäule, aus der die rasiermesserscharfe Klinge des Sichelschwertes nach ihm

schlug. Serafin wich dem Hieb aus und versuchte zugleich, genügend Abstand zwischen sich und seinen Gegner zu bringen. Dem Schwert konnte er vielleicht entgehen, aber wenn die lodernde Kreatur auf ihn stürzte, würde er jämmerlich verbrennen.

Aus dem Augenwinkel sah er, wie der Kämpfer mit dem Säbel seinem Mumiengegner den Schädel von den Schultern schlug, mit einer eleganten Drehung, die lange Übung oder enormes Talent verriet. Die zwei anderen hatten ebenfalls Klängen gezogen und kämpften mit den übrigen Mumien, längst nicht so gekonnt wie ihr Anführer, doch das Feuer kam ihnen zu Hilfe. Es verzehrte die untoten Krieger mit solcher Hast, dass sie buchstäblich auseinander fielen, ehe sie gefährlich werden konnten. Auch Serafins Gegner wurde trotz aller Willenskraft immer schwächer, seine Bewegungen unkontrollierter, bis seine Beine unter ihm nachgaben. Serafin wich ein paar Schritte zurück und sah zu, als die Mumie wie ein Haufen Stroh von den Flammen verzehrt wurde.

»Vorsicht!«, schrie eine Stimme.

Hastig sah sich Serafin um. Die beiden Leibwächter des Gesandten waren herbeigeeilt, gefolgt von ihrem Meister. Sie stürzten sich auf seine Retter. Serafins Augen trännten vom Rauch der zahlreichen Feuer. Immer noch konnte er nicht deutlich erkennen, wer ihm da beistand. Vorhin, als er ihre Gesichter gesehen hatte ... aber nein, das war unmöglich.

Eilig lief er um das vordere Feuer, setzte über das zweite hinweg und hob ein Sichelschwert vom Boden auf. Eine der Mumien hatte es verloren, bevor sie gänzlich verbrannt war. Der Griff war warm, fast heiß, aber nicht so schlimm, dass er ihn nicht hätte halten können. Die Waffe kam ihm klobig vor, die Gewichtung der Klinge

eigenwillig. Aber er würde nicht zulassen, dass andere für ihn kämpften und er tatenlos dabeistand. Er packte die Waffe mit beiden Händen und stürzte sich in den Kampf.

Der Anführer der drei sprang geschickt vor und zurück, wich Schwerthieben aus und fügte einem Mumienkrieger zahlreiche Wunden zu. Dann drang der Säbel in einem Feuerwerk aus Hieben und Stichen durch die Verteidigung des Kriegers und enthauptete ihn. Wieder wölkte Staub in alle Richtungen, aber es floss kein Blut. Der Torso brach zusammen. Serafin begriff rasch, dass dies der beste Weg war, um eine Mumie zu besiegen: Die Magie der Ägypter wirkte sich auf das tote Gehirn aus, ohne Schädel wurden sie wieder zu gewöhnlichen Leichen.

Und dann traute er seinen Augen nicht, als er endgültig erkannte, wer ihn gerettet hatte. Jeden hätte er erwartet, aber nicht *ihn*.

Die beiden anderen Kämpfer hatten alle Hände voll zu tun, sich die letzte Mumie vom Hals zu halten. Serafin unterstützte sie mit dem schweren Sichelschwert, so gut es nur ging, während der Anführer vorpreschte, einem Revolverschuss des Gesandten auswich, ihn bis zur Brücke verfolgte und dort oben mit überkreuzten Säbelhieben niederstreckte.

Schließlich fiel auch die letzte Mumie. Serafin blickte mit rasselndem Atem über die Piazza. Im flackernden Schein der Feuer war deutlich die Spur aus toten Katzen zu sehen. Er schwor sich, nie wieder, unter gar keinen Umständen, das Katzenvolk um Hilfe zu bitten. Er hatte eigennützig gehandelt, unüberlegt, und sein Leben mit dem dieser armen Geschöpfe dort vorn erkaufte.

Einer seiner Mitstreiter legte ihm eine Hand auf den Unterarm. »Wenn es stimmt, was ich über die Freundschaft der Diebe mit den Katzen gehört habe, dann

haben sie ihre Entscheidung selbst getroffen.«

Serafin wandte sich zu ihm um und blickte Tiziano ins Gesicht. Der ehemalige Lehrjunge des Arcimboldo lächelte schief, dann bückte er sich und wischte den Staub auf seiner Säbelklinge am Rüstzeug eines Mumientorsos ab. Boro, der zweite Kämpfer, trat neben ihn und tat es ihm gleich.

»Danke.« Serafin fand selbst, dass es ein wenig herzlicher hätte klingen können, aber er war noch immer zu erstaunt, dass gerade sie ihm zu Hilfe gekommen waren. Wobei Tiziano und Boro im Grunde ihres Herzens vielleicht nie schlechte Kerle gewesen waren – zumindest hatte Merle das behauptet; ihr Problem war vielmehr, dass sie zu eng mit Dario befreundet waren. Dario, der älteste Lehrjunge Arcimboldos und Serafins Erzfeind aus jener Zeit, als er sich von der Meisterdieberei zurückgezogen hatte, waren einander spinnefeind. Am Kanal der Ausgestoßenen, in Arcimboldos Werkstatt, hatte Dario Serafin einmal sogar mit dem Messer angegriffen.

Und ausgerechnet Dario, der ihm verhasster war als kaum ein anderer, den er für hinterhältig, verlogen und feige gehalten hatte, ebendieser Dario kam jetzt quer über die Piazza auf ihn zu und schob achtlos seinen Säbel zurück in die Scheide, mit dem er eben noch Serafins Leben gerettet hatte.

Dario baute sich vor Serafin auf, musterte ihn, dann grinste er. Aber es wirkte nicht freundlich, nur überheblich und schlichtweg unausstehlich. Ganz der alte Dario.

»Sieht so aus, als wären wir gerade noch rechtzeitig gekommen.«

Tiziano und Boro wechselten einen Blick, der peinlich berührt wirkte, aber keiner von beiden ergriff das Wort.

»Besten Dank«, sagte Serafin, dem noch immer nichts

Besseres einfiel. Abzustreiten, dass er die Hilfe der drei bitter nötig gehabt hatte, wäre dumm und durchschaubar gewesen – und außerdem genau die Art von Antwort, die Dario selbst in seiner Lage gegeben hätte. Stattdessen, und um sich noch stärker von seinem einstigen Widersacher abzugrenzen, setzte er mit seinem herzlichsten Lächeln noch ein Kompliment hinzu: »Du kannst gut mit dem Säbel umgehen. Hätte ich dir nicht zugetraut.«

»Manchmal täuscht man sich in anderen, hm?«

»Gut möglich.«

Boro und Tiziano sammelten ihre Fackeln auf und rieben sie an den Fassaden, bis die Glut erlosch. Erst jetzt bemerkte Serafin die bauchigen Flaschen, die sie an ihren Gürteln trugen. Darin musste sich die Flüssigkeit befinden, mit der sie vorhin Feuer gespuckt hatten. Sicher, er hatte gehört, dass Arciboldos Lehrjungen vor zwei Tagen die Zauberspiegelwerkstatt verlassen hatten, um sich den Widerstandskämpfern gegen das Imperium anzuschließen. Aber er war erstaunt, wie schnell sie gelernt hatten, mit den Flammen umzugehen. Andererseits war es möglich, dass sie das schon früher gekonnt hatten. Er wusste viel zu wenig über sie.

»Ich dachte, du würdest schneller fliehen«, sagte Dario. »Diebe sind keine Kämpfer, oder?«

»Auch keine Feiglinge.« Serafin zögerte. »Was wollt ihr von mir? Ihr seid mir doch nicht zufällig über den Weg gelaufen.«

»Wir haben dich gesucht«, sagte Boro. Dario dankte es ihm mit einem finsternen Seitenblick. Davon aber ließ sich der stämmige Junge nicht beeindrucken, ganz im Gegensatz zu früher. »Jemand will dich sehen.«

Serafin hob eine Augenbraue. »So?«

»Wir sind jetzt keine Spiegelmacher mehr«, sagte Dario,

bevor ihm erneut einer der anderen zuvorkommen konnte.

»Ja, davon habe ich bereits gehört.«

»Wir haben uns den Rebellen angeschlossen.«

»Klingt toll.«

»Mach dich nur lustig.«

»Eure Vorstellung war ziemlich eindrucksvoll. Ihr habt sechs von diesen ... Viechern einfach weggeputzt.«

»Und den Gesandten«, sagte Dario.

»Und den Gesandten«, wiederholte Serafin. »Ich wäre nicht allein mit ihnen fertig geworden. Was wohl bedeutet, dass ich kein besonders guter Rebell wäre, oder?«

Sie alle wussten es besser, denn obgleich Serafin kein geschickter Säbelkämpfer war wie Dario, besaß er als ehemaliger Meisterdieb doch eine ganze Reihe anderer Talente.

»Unser Anführer will mit dir sprechen«, sagte Dario.

»Und ich dachte schon, das wärest du.«

Darios Blick wurde so finster wie die leeren Augenhöhlen eines Mumienkriegers. »Wir müssen keine Freunde werden, niemand verlangt das. Du sollst nur zuhören. Und ich denke, dass du uns das schuldig bist, oder?«

»Ja«, sagte Serafin. »Ich schätze, das bin ich.«

»Gut, dann komm einfach mit.«

»Wohin?«

Die drei wechselten einen Blick, dann senkte Dario verschwörerisch die Stimme. »Zur Enklave«, flüsterte er.

Liliths Kinder

MERLE ENTDECKTE DIE STATUEN SCHON VON weitem, und sie waren größer als alles, was sie in ihrem Leben gesehen hatte. Sehr *viel* größer.

Zehn Figuren aus Stein – jede mindestens hundertzwanzig Meter hoch, aber das war eine grobe Schätzung, und in Wahrheit mochten sie noch um einiges höher sein – standen rund um ein gigantisches Loch in der Landschaft. Das war es tatsächlich: ein Loch. Kein Krater, kein tiefes Tal. Je näher sie der Öffnung kamen, desto deutlicher wurde, dass es keinen Boden besaß, so als hätte ein göttlicher Faustschlag einfach ein Stück aus der Erdkruste gehämmert wie einen Splitter aus einer Glaskugel. Das Loch hatte eine unregelmäßige Form und musste größer sein als Venedigs Hauptinsel.

Als Vermithrax näher darauf zuflog, verschwammen die Ränder mit dem Dunst, der wie hauchfeiner Regen über das Land trieb. Bald sah Merle nur noch die mächtige Kante vor sich, so als hätte der Löwe sie bis ans Ende der Welt getragen. Die gegenüberliegende Seite des Abgrunds war nicht mehr zu erkennen. Merle wurde von einem Gefühl großer Leere und Verlorenheit ergriffen, trotz der Königin in ihrem Inneren, trotz Vermithrax.

Schon seit Stunden hatte sie einen seltsamen Geruch bemerkt – nicht nach Schwefel, wie damals, als der Höllenbote auf der Piazza San Marco erschienen war, sondern süßlicher, kaum weniger unangenehm, so als verwese etwas im Inneren der Erde. Vielleicht das Herz der Welt, dachte sie bitter. Vielleicht starb die ganze Welt einfach von innen heraus ab, wie eine Frucht am Baum, in der sich Fäulnis und Parasiten breit gemacht hatten. Die

Parasiten waren die Ägypter. Oder aber, korrigierte sie sich, vielleicht sogar sie alle, denen nichts Besseres eingefallen war, als sich in einen Krieg von mythischen Dimensionen zu stürzen.

Aber nein, nicht *sie* hatte diesen Krieg begonnen. Und auch nicht Milliarden anderer Menschen. In diesem Augenblick kam ihr erstmals in aller Tragweite zu Bewusstsein, welche Verantwortung sie übernommen hatte: Sie suchte nach Hilfe im Kampf gegen die Ägypter, nach Hilfe für eine ganze Welt.

Im Kampf gegen die Ägypter. Da war es wieder. Und sie steckte mittendrin. Sie war nicht besser als all die anderen in diesem Krieg.

»Red dir keinen solchen Unsinn ein«, sagte die Königin.

»Aber es ist die Wahrheit.«

»Das ist es nicht. Niemand will noch mehr Krieg, noch mehr Blutvergießen. Aber die Ägypter werden nicht mit sich reden lassen. Es gibt keinen anderen Weg. Die Frucht am Baum ist hilflos, wenn sie verfault – aber wir haben eine Wahl. Wir können eigene Entscheidungen treffen. Und wir können versuchen, uns zur Wehr zu setzen.«

»Und genau das bedeutet noch mehr Krieg. Noch mehr Tote.«

»Ja«, sagte die Königin bedrückt, »das bedeutet es wohl.«

Merle blickte wieder über Vermithrax' Mähne nach vorn. Rechts und links hoben und senkten sich die Obsidianschwingen. Das sanfte Rauschen schwoll an und nahm wieder ab, sanft, fast gemächlich, aber Merle hörte es kaum mehr. Der Laut war ihr längst in Fleisch und Blut übergegangen, ebenso wie der pochende Herzschlag des Löwen; sie spürte ihn unter sich, als wäre sie selbst ein Teil dieses Steinkolosses, mit ihm verschmolzen, so wie

die Königin jetzt ein Teil von ihr war. Sie fragte sich, ob darauf alles hinauslief: dass sie, die einst drei gewesen waren, immer mehr zu einem wurden, genau wie die Ägypter, die Millionen zählten, aber nur einem Verstand folgten, einer Hand, einem Auge – dem des Pharaos.

Ja, meldete sich eine zynische Stimme, die nicht der Königin gehörte, und am Ende erwartet dich der strahlende Prinz auf seinem weißen Ross und trägt dich in sein Schloss aus Blütenblättern.

Vermithrax' Stimme riss sie zurück in die Wirklichkeit.
»Das ist so ... riesig!«

Merle sah, was er meinte. Je näher sie den Statuen kamen, desto titanischer erschienen sie ihr, als wüchsen sie immer noch weiter aus dem Erdreich empor, bis die steinernen Schädel irgendwann die Wolken durchbrechen und mit ihren Mündern die Sterne verschlingen würden.

»Es sind Wächter. Die Ägypter haben sie erbaut«, sagte die Königin mit Merles Stimme, damit auch Vermithrax sie hörte. »Hier sind einstmals die Heere Ägyptens auf die Armeen des Zarenreichs gestoßen. Schaut euch um, alles ist wüst und zerstört und unbewohnbar. Sogar die Vögel und Insekten sind von hier geflohen. Es heißt, schließlich hätte sich die Erde selbst vor Schmerz und Elend aufgebäumt, ein letzter Kraftakt, um dem Kampf ein Ende zu machen, und sie verschlang alle, die sich auf ihr befanden.«

»Es sieht wirklich so aus, als wäre der Boden eingestürzt«, sagte Vermithrax. »Einfach in sich zusammengebrochen. So was schafft kein Erdbeben.«

»Es hat nur zweimal in der Geschichte etwas Vergleichbares gegeben. Zum einen den Erdbebensturm, der vor ein paar Jahren Marrakesch verschlungen hat – und vermutlich waren dort dieselben Kräfte am Werk wie hier

–, und dann natürlich die Wunde, die der Sturz von Luzifer Morgenstern ins Erdreich gerissen hat.«

»Morgenstern?«, fragte Vermithrax.

»Selbst ein Steinlöwe muss davon gehört haben«, sagte die Königin. »Vor unendlich langer Zeit – so erzählen es sich die Menschen – soll ein brennendes Licht vom Himmel direkt auf die Erde gefallen sein. Viele Geschichten ranken sich um seine Herkunft, aber die meisten glauben noch heute, dass es der Engel Luzifer war, der sich gegen seinen Schöpfer gewandt hatte und von ihm aus dem Himmel verstoßen wurde. Brennend fiel Luzifer in die Tiefe, riss ein Loch in die Erde und stürzte hinab in die Hölle. Dort schwang er sich zum Herrscher und mächtigsten Widersacher seines Schöpfers empor. So wurden aus Engeln Teufel – zumindest behaupten das die alten Legenden.«

»Wo ist dieser Ort, an dem Luzifer die Erde durchschlagen hat?«, fragte Vermithrax.

»Niemand kennt ihn. Vielleicht liegt er irgendwo am Meeresgrund, wo noch niemand nachgeschaut hat – außer die Bewohner der Subozeanischen Reiche, wer weiß ...«

Merle spürte, wie sich ihre Zunge löste, und endlich konnte sie wieder selbst sprechen. »Ich kann es nicht leiden, wenn du das tust.«

»Verzeih.«

»Das sagst du nur so.«

»*Ich bin auf deine Stimme angewiesen. Wir können Vermithrax nicht ausschließen.*«

»Aber du könntest höflich fragen, wie wäre das?«

»*Ich werd mir Mühe geben.*«

»Glaubst du diese Geschichte? Ich meine, über Luzifer Morgenstern und all das?«

»Es ist eine Legende. Ein Mythos. Keiner weiß, wie viel davon der Wahrheit entspricht.«

»Dann hast du diesen Ort im Meer nicht selbst gesehen?«

»Nein.«

»Aber du kennst die Subozeanischen Reiche.«

»Ich kenne niemanden, der den Ort mit eigenen Augen gesehen hätte. Und niemanden, der mit Sicherheit wüsste, ob er überhaupt je existiert hat.«

Auf diese Weise würde sie nichts mehr aus der Königin herausbekommen. Aber was scherten sie im Augenblick auch die Subozeanischen Kulturen? Ein viel drängenderes Problem lag direkt vor ihr, spannte sich mittlerweile von einem Horizont zum anderen.

Sie waren noch einige Dutzend Meter vom Rand des Höllenlochs entfernt. Vor ihnen wuchs eine der zehn Statuen empor, beeindruckender als die Kathedrale von San Marco. Es war die Gestalt eines Mannes mit nacktem Oberkörper und bloßen Beinen. Nach Art der alten Ägypter hatte er nur ein Lendentuch um seine Hüften geschlungen. Sein Schädel war haarlos, glatt wie eine polierte Kugel. Allein dieser Kopf musste etliche Tonnen wiegen. Die Gestalt hatte beide Ellbogen angewinkelt und die Handflächen vor der Brust gegeneinander gelegt, sodass die Arme zusammen ein grobes Dreieck formten. Die Steinfinger waren in einer komplizierten Geste miteinander verschlungen.

Merle unterdrückte den Impuls, sie mit ihren eigenen Händen nachzuahmen; sie hätte dazu Vermithrax' Mähne loslassen müssen.

»Bitte ihn, an zwei anderen Statuen vorbeizufliegen«, sagte die Fließende Königin.

Merle gab den Wunsch an den Obsidianlöwen weiter. Sogleich flog Vermithrax eine Schleife und wandte sich nach Osten, wo sich in ein paar hundert Metern Entfernung der nächste Steingigant befand. Jede dieser monumentalen Gestalten stand mit dem Rücken zum Abgrund, ihre pupillenlosen Augen blickten starr in die Ferne.

»Und die Ägypter haben sie gebaut?«, fragte Merle.

»Ja. Nachdem das Schlachtfeld im Boden versunken war, nutzten die übrig gebliebenen Armeen des Zarenreichs die Chance zur Flucht. Sie zogen sich viele tausend Meilen nach Nordosten zurück und errichteten dort eine neue Grenze, die sie auch heute noch halten. Die Ägypter umrundeten das Gebiet und setzten ihren Vormarsch fort, während ihre Priester diese Statuen errichten ließen, um über den Eingang ins Innere der Erde zu wachen.«

»Nur symbolisch, hoffe ich.«

Die Königin lachte. *»Ich glaube nicht, dass die Statuen plötzlich zum Leben erwachen, wenn wir an ihnen vorbeifliegen. Falls es das ist, was du meinst.«*

»An was Ähnliches hab ich gedacht, ja.«

»Na ja, ich selbst war natürlich noch nicht hier und –«

Merle unterbrach sie mit einem Räuspern.

»Ja?«

»Halt bitte den Mund.«

»Hätte ich einen, müsste ich nicht immer deinen benutzen.«

»Hat dir schon mal jemand gesagt, dass du ein Besserwisser bist?«

»Niemand.«

»Dann ist das hier die beste Gelegenheit.«

»Was ist ein Besserwisser?«

Merle stieß ein Ächzen aus und wandte sich an den Löwen. »Vermithrax, war sie schon immer so?«

»Wie denn?«, fragte der Obsidianlöwe, und sie hatte das Gefühl, dass er dabei schmunzelte, auch wenn sie vom Rücken aus sein Gesicht nicht sehen konnte.

»So anstrengend.«

»Anstrengend, hm? Ja ... ja, ich glaube, das könnte man so sagen.«

Wieder lachte die Königin in ihrem Inneren, verzichtete aber auf eine Bemerkung. Merle konnte kaum fassen, dass sie einmal *nicht* das letzte Wort haben musste.

Die zweite Statue unterschied sich nicht wesentlich von der ersten, mit Ausnahme der Finger, die auf andere Weise miteinander verschränkt waren. Auch die dritte Figur wies eine abweichende Geste auf. Ansonsten glichen sie sich wie ein Ei dem anderen.

»Reicht das?«, fragte Vermithrax.

»Ja«, sagte die Fließende Königin, und Merle gab es an den Löwen weiter.

Vermithrax umrundete die dritte Statue, ohne dass sie erwachte.

»Hast du wirklich erwartet, sie setzt sich mit einem Mal in Bewegung, um uns mit der Hand aus der Luft zu fangen?«

Merle zuckte mit den Achseln. »Ich glaube, ich weiß schon lange nicht mehr, was ich erwarten soll und was nicht. Ich hätte auch nicht gedacht, dass ich Vermithrax aus seinem Kerker befreien würde. Oder auf ihm durch die Gegend flöge. Abgesehen von all den anderen Dingen, die in den letzten Tagen passiert sind.«

Sie versuchte, einen Blick über den Rand des Abgrunds

zu erhaschen, sah aber nur Fels und feine Dunstschlieren, getaucht in einen rötlichen Schimmer. Sie war nicht sicher, ob es an der Sonne lag, die hoch über dem Ödland stand, oder ob sich die Quelle der diffusen Glut im Erdinneren befand.

»Denkt ihr, das da unten ist wirklich die Hölle? Ich meine, wie in der Bibel oder in den Bildern auf den Kirchenaltären?« Ihr skeptischer Ton überraschte sie selbst. Hatte sie nicht gerade erst erklärt, dass es nichts mehr gäbe, das sie nach all den Ereignissen noch erstaunen könnte?

Vermithrax gab keine Antwort, vielleicht überlegte er noch, oder er hatte keine eindeutige Meinung dazu. Die Königin aber gab die Frage zurück: »*Was glaubst du denn selbst?*«

»Ich weiß nicht.« Merles Blick strich über das ausdruckslose Gesicht der nächsten Statue, und sie fragte sich, ob die Künstler diese Züge tatsächlich so ohne jedes Gefühl geschaffen hätten, wenn dort unten die grauenvollsten Gefahren lauerten. »Professor Burbidge hat jedenfalls nichts von riesigen Feuern geschrieben, in denen die Verdammten schmoren. Oder von Kesseln und Folterkammern. Ich schätze, wir sollten ihm glauben. Abgesehen davon ...« Sie brach ab.

»*Was?*«

Nach kurzem Zögern nahm Merle den Faden wieder auf. »Abgesehen davon würde eine Hölle wie in der Bibel gar keinen Sinn ergeben. Jemandem für alle Ewigkeit Schmerzen zuzufügen ist so ... so unvernünftig, oder nicht? Man bestraft einen Menschen doch, damit er nicht noch einmal etwas Böses tut. Und natürlich, um alle anderen abzuschrecken. Wenn aber diejenigen, die selig sind und in den Himmel kommen, ohnehin nicht fähig sind

zu sündigen, und die Sünder zugleich nichts Gutes mehr tun können, weil sie ja schließlich für immer in der Hölle gefangen sind ... Ich meine, welchen Sinn soll dann alles haben?«

Die Königin schwieg dazu, aber Merle hatte das Gefühl, dass sie ihr im Stillen beipflichtete, sogar ein wenig stolz auf sie war. Davon ermutigt fuhr sie fort: »Wenn Gott tatsächlich unendlich gütig ist, so wie es in der Bibel steht, wie kommt es dann, dass er manche Menschen zu ewiger Verdammnis verurteilt? Wie, bitte, soll das zusammenpassen, Güte und Strafe?«

Zu ihrer Überraschung ergriff jetzt Vermithrax das Wort. »Du hast Recht. Warum soll man einen Schuldigen bestrafen, wenn ihn die Strafe gar nicht mehr verändern kann?«

»Klingt nach einer ziemlichen Verschwendung, finde ich.«

»Wir mögen das da unten Hölle nennen«, sagte die Königin, »aber ich glaube nicht, dass es irgendetwas mit dem zu tun hat, was eure Priester predigen. Weder mit Gott noch mit dem Teufel.«

»Sondern?«

»Nur mit uns selbst. Wir überleben, oder wir sterben. Das liegt ganz allein bei uns.«

»Kann jemand wie du überhaupt sterben?«

»Aber sicher«, sagte die Königin. »Ich lebe und sterbe mit dir, Merle. Ob ich will oder nicht.«

Merle wurde schwindelig bei diesen Worten – und zu ihrem Erstaunen fühlte sie wieder etwas wie Stolz. Zugleich aber spürte sie, wie das unsichtbare Gewicht auf ihren Schultern noch ein bisschen schwerer wurde.

»Was meint ihr?«, rief Vermithrax nach hinten. »Sollen

wir es wagen?«

»Deshalb sind wir schließlich hergekommen.«

Merle nickte. »Versuchen wir's!«

Sie fühlte zwischen ihren Knien, wie der Löwe Luft holte und einmal kurz alle Muskeln anspannte. Dann legte er sich schräg, flog einen engen Bogen und schoss über die Kante hinaus.

Der süßliche Geruch wurde noch stärker, als sie sich über dem Abgrund befanden, aber zu sehen gab es noch immer nichts außer der steilen Felswand und einem Meer aus Dunst. Das rote Glühen der Schwaden wirkte jetzt intensiver, so als verberge sich unter der Nebelschicht ein Lavasee, der sie innerhalb eines Augenblicks zu heißer Luft verdampfen würde.

Vermithrax spukten offenbar die gleichen Sorgen im Kopf herum. »Was ist unter den Wolken?«

»Darf ich?«, fragte die Fließende Königin. Merle fand, dass sie dabei eine Spur zu ironisch klang, zu selbstsicher.

»Mach nur.« Und ehe sie sich's versah, sprach schon wieder die Königin aus ihrem Mund: »Es ist nur gewöhnlicher Nebel, nichts sonst. Es hat etwas damit zu tun, dass hier unterschiedliche Luftdichten aufeinander stoßen. Wahrscheinlich werdet ihr euch erst daran gewöhnen müssen, dort unten zu atmen.«

»Was sind Luftdichten?«, fragte der Löwe.

»Vertrau mir einfach.« Damit zog sie sich wieder zurück.

»Solche Sachen sagt sie ständig«, rief Merle dem Löwen zu.

»Wie hältst du das nur aus?«

Merle lagen ein Dutzend ätzender Bemerkungen auf der Zunge, aber sie verkniiff sich eine Erwiderung. Insgeheim

– und das gestand sie sich nur ungern ein – war sie sogar ein wenig froh, dass sich die Königin in ihr befand.

Manchmal tat es gut, jemanden zu haben, der alles über einen wusste, alles teilte und auf vieles eine Antwort hatte.

Und manchmal war es eine Plage.

Vermithrax begann mit dem Abstieg. Er stieß nicht in gerader Linie nach unten, sondern schraubte sich in weiten Windungen hinab. Dabei legte er sich gefährlich schräg auf die Seite, sodass Merle schon nach kurzer Zeit spürte, wie ihr Magen rebellierte – wieder einmal. Sie würde sich nie an diese vermaledeite Fliegerei gewöhnen können.

Der Obsidianlöwe blieb nah an der südlichen Felswand. Das Gestein war dunkel und sah brüchig aus. Einmal glaubte Merle, eine Art Kerbe zu erkennen, die sich von der oberen Kante nach unten zog; es sah aus wie eine provisorische Treppe oder ein Weg, den jemand in den Fels gehauen hatte. Aber bei der nächsten Windung verlor sie das schmale Band wieder aus den Augen. Ohnehin hatte sie alle Hände voll damit zu tun, sich festzuklammern und ihren Blick mehr oder minder starr auf Vermithrax' Hinterkopf zu richten, in der Hoffnung, ihre Übelkeit und ihren Schwindel dadurch halbwegs unter Kontrolle zu halten.

Der Nebel lag wenige Meter unter ihnen, glatt wie ein zugefrorener See. Nur sein Inneres war erfüllt von endloser Bewegung, trägen Schlieren, die sich um sich selbst drehten wie einsame Tänzer aus Wasserdampf. Das rote Glühen war an manchen Stellen leuchtender als an anderen. Was immer sie dort in der Tiefe erwarten mochte, es würde nicht lange dauern, ehe sie ihm Auge in Auge gegenüberstanden.

Hoch oben in der Luft war es kühl gewesen; je weiter sie sich jetzt aber abwärts bewegten, desto wärmer wurde es.

Nicht heiß, nicht schwül, trotz der Feuchtigkeit, sondern auf eine angenehme Weise warm. Aber Merle war viel zu aufgeregt, um sich darüber zu freuen. Noch vor ein paar Minuten, als Vermithrax die Statuen umkreist hatte, hatte der Wind durch ihre Kleidung geschnitten wie eine Klinge durch Pergament, doch selbst da war die Kälte nicht bis zu ihrem Verstand vorgedrungen. Andere Gedanken beanspruchten ihre Aufmerksamkeit, Sorgen und Spekulationen, Ahnungen und ein gehöriges Maß Verwirrung.

Dann durchstießen sie den Nebel.

Es war nur ein kurzer Moment, sicherlich keine Minute, bis Vermithrax' Senkflug sie durch die Dunstschicht getragen hatte und sie in einer sternförmigen Eruption aus Dampf und grauen Schwaden an der Unterseite hervorstießen. Merle hatte instinktiv die Luft angehalten, und als sie jetzt tief einatmen wollte, überkam sie Panik: Es ging nicht! Sie konnte nicht atmen! Ihre Kehle schnürte sich zu, ihr Brustkorb brannte wie Feuer, und dann war da nur noch Furcht, pure, instinktive Furcht.

Aber, nein, da war Luft, und jetzt füllten sich auch ihre Lungen, aber sie schien irgendwie anders zu sein, vielleicht dünner, vielleicht schwerer, ganz egal. Allmählich beruhigte Merle sich wieder, und jetzt erst wurde ihr bewusst, dass auch Vermithrax ins Trudeln geraten war, gepackt von der gleichen Angst, ersticken zu müssen, von der Gewissheit, dass alles ein schlimmer, ein tödlicher Fehler gewesen war. Nun aber beruhigten sich seine Flügelschläge, wurden wieder sanfter, gleichmäßiger, und die Schraubenbahn ihres Abstiegs stabilisierte sich.

Merle lehnte sich ein wenig vor. Nicht zu weit, weil sie schon ahnte, was sie sehen würde – *einen Abgrund, einen bodenlosen Abgrund* –, aber die Wirklichkeit übertraf ihre

Befürchtung bei weitem.

Wenn ein Begriff wie Tiefe jemals auf irgendetwas zutreffen hatte – pure, beängstigende, jegliche Vernunft übersteigende *Tiefe* –, so war es dieser Schacht in die Eingeweide der Erde. Der Dunst war jetzt völlig verflogen, und an seine Stelle trat eine Klarheit, die auf Merle irgendwie falsch wirkte, irgendwie unpassend. Zuletzt hatte sie dieses Gefühl erlebt, als sie an der Seite der Meerjungfrauen durch Venedigs Kanäle getaucht war, geschützt von einer Glaskugel, die ihr einen wunderschön scharfen Einblick in die Welt unter Wasser gestattet hatte. Nichtsdestoweniger war es ein Anblick, für den das menschliche Auge nicht geschaffen war, denn eigentlich hätte alles verschwommen und trüb sein müssen, ein wabernder Vorhang auf ihrer Netzhaut.

Hier unten, im Inneren dieses Abgrunds, erging es ihr ganz ähnlich. Dies war kein Ort für Menschen, und es erstaunte sie, dass sie ihn dennoch mit all ihren Sinnen wahrnehmen, erfassen, wenn auch nicht begreifen konnte.

Die Felswand fiel weiterhin lotrecht in die Tiefe ab, aber Merle kam es vor, als sähe sie jede Vertiefung, jede Gesteinsnase ein wenig deutlicher als oberhalb des Nebels. Auch erkannte sie die gegenüberliegende Seite jetzt besser, obgleich sie keineswegs den Eindruck hatte, die Wände ständen nun enger beieinander. Alles war in rotgoldene Helligkeit getaucht, die von dem Gestein selbst ausging, von einem haarfeinen Aderwerk aus Glutbahnen, an manchen Stellen geballt, an anderen fast unsichtbar.

»*Beeindruckend*«, sagte die Königin, und Merle fand, dass dies eine ganz und gar unzureichende Beschreibung war, ein sprödes, leeres Wort angesichts dieses Wunders.

Schlagartig wurde ihr bewusst, dass dies hier ein Ausschnitt der eigentlichen, wahrhaftigen Hölle sein

musste. Etwas, das außer Professor Burbridge und einer kleinen Zahl Auserwählter noch kein Mensch gesehen hatte.

Dann entdeckte sie die Zelte.

»Seht ihr das?«, brüllte Vermithrax.

»Ja«, flüsterte Merle. »Ich seh sie.«

Ein Stück weit unter ihnen und etwa achtzig Meter seitlich befand sich ein Absatz in der Felswand, eine vorgeschobene Klippe, wie die umgedrehte Nasenspitze eines Riesen. Die Oberseite war flach und, grob geschätzt, zwanzig mal zwanzig Schritt weit. Darauf standen drei Zelte. Eines war zerfetzt, obwohl die Stangen noch in die Luft ragten wie das Geäst eines abgestorbenen Baums. Etwas hatte die Zeltplane aufgeschlitzt. Ein Messer vielleicht. Oder Klauen.

Die beiden anderen Zelte wirkten unbeschädigt. Die Plane am Eingang des einen war zurückgeschlagen. Während Vermithrax sich dem Lager näherte, konnte Merle erkennen, dass die Felsnase verlassen war.

»Was tun wir jetzt?«, fragte sie.

»*Du bist neugierig, oder?*«

»Du nicht?«

»*Ein Verstand kann nur eine begrenzte Menge an Wissen aufnehmen, und meiner macht da keinen Unterschied.*«

Angeberin, dachte Merle. »Dann interessiert dich nicht, was aus den Leuten geworden ist?«

»*Es interessiert dich. Das genügt.*«

Vermithrax zog mehrere Runden vor dem Felskliff. Merle bemerkte, wie sorgsam er die Zelte und die anderen Überreste des Lagers begutachtete. Da gab es eine Feuerstelle; eine Reihe von Kisten, die weiter hinten an

der Felswand gestapelt waren; eine Schüssel, gleich neben dem verkohlten Holz des Lagerfeuers; außerdem drei Gewehre, die an die Wand gelehnt waren, so als wären ihre Besitzer nur für einen Augenblick hinter den Felsen verschwunden. Was immer diesen Leuten zugestoßen sein mochte, ihnen war nicht einmal die Zeit geblieben, nach den Waffen zu greifen. Merle lief ein eiskalter Schauer über den Rücken.

Schließlich hatte der Obsidianlöwe genug gesehen, vollzog einen abrupten Schwenk und landete auf der Felsnase, nur wenige Schritte von dem zerstörten Zelt entfernt. Jetzt konnte Merle auch erkennen, dass der Pfad, den sie schon weiter oben gesehen hatte, in dieses Plateau mündete und rechts von ihnen weiter in die Tiefe führte.

Sie sprang von Vermithrax' Rücken, landete auf beiden Füßen – und fiel erst einmal plump aufs Hinterteil. Ihre Knie waren weich, ihre Muskeln erstarrt. Es war fast schon ein gewohntes Gefühl, aber nie zuvor war es so schlimm gewesen – vermutlich ebenfalls eine Folge der veränderten Luftverhältnisse, genau wie die Müdigkeit, die sie jetzt stärker spürte als an den vergangenen Tagen. Dabei lag ihr Aufbruch von dem Plateau, auf dem sie übernachtet hatten, nicht einmal sechs oder sieben Stunden zurück.

Es sei denn, durchfuhr es sie plötzlich, sie hatten beim Eintritt in diese andere Welt, beim Durchqueren des Nebels oder schon früher, als sie die steinernen Wächter passiert hatten, auf irgendeine Weise Zeit verloren. Waren sie in Wahrheit nicht nur ein paar Sekunden, sondern mehrere Stunden durch die Dunstschicht geirrt?

Unsinn, sagte sie sich, und »*Unsinn!*« sagte die Fließende Königin in ihren Gedanken. Aber irgendwie erschien es Merle beide Male nicht allzu überzeugend.

Nachdem sich ihre Beine entkrampft hatten und ihre Knie wieder das Federgewicht ihres Körpers trugen, machte sie sich daran, die Zelte zu durchsuchen. Vermithrax bat sie, vorsichtig zu sein, während er die Gewehre beschnupperte und mit Schnauze und Pranken in den Kisten wühlte. Sogar die Königin mahnte sie zur Vorsicht, was nun wirklich etwas ganz und gar Neues war.

Zu guter Letzt entdeckten sie wenig, was ihnen weiterhelfen würde. Merle fand in einem der unversehrten Zelte ein dünnes Lederband, an dem als Anhänger eine getrocknete Hühnerklaue baumelte. Oben ragten aus dem abgetrennten Glied mehrere Sehnen hervor wie Drähte aus einer Puppe; als Vermithrax sie aufforderte, daran zu ziehen, krampften sich die Hühnerkrallen zusammen, als wäre mit einem Mal wieder Leben in ihnen. Vor Schreck hätte Merle das scheußliche Ding fast fallen gelassen.

»Eklig.« Sie ließ die Kralle los und hielt sie nur noch an dem Lederband fest.

»*Es ist ein Glücksbringer*«, erklärte die Königin.

»Ach ja?«

»*Die Bewohner des Zarenreichs tragen sie. Du weißt doch, dass sie unter dem Schutz der Babajaga stehen, nicht wahr?*«

Merle nickte, obwohl ihr bewusst war, dass die Königin es nicht sehen, höchstens spüren konnte.

Auf der anderen Seite des Plateaus schüttete Vermithrax mit den Vorderpranken eine weitere Kiste aus und stöberte mit der Nase darin herum.

»*Was weißt du über die Baba Jaga?*«

»Nicht viel. Sie ist eine Hexe. Oder so was Ähnliches.«

Die Königin schmunzelte vernehmlich. »*Eine Hexe. Eine Göttin. Die Menschen haben schon vieles in ihr*

gesehen. Fest steht, dass sie das Zarenreich schützt, so wie ich« – sie stutzte, als Schmerz und Schuldgefühle in ihr aufwallten und auf seltsame Weise auf Merle abfärbten –, »so wie ich Venedig beschützt habe.«

»Kennst du sie? Persönlich, meine ich.«

»Nein. Sie ist nicht wie ich. Zumindest vermute ich das. Aber worauf ich hinauswill: Die Baba Jaga hat seit jeher eine bestimmte Gestalt, mit der die Menschen sie identifizieren. Eine alte Frau, die in einem kleinen Haus lebt – aber dieses Haus steht auf zwei baumhohen Hühnerbeinen und kann darauf umherlaufen wie ein lebendes Wesen.«

Merle schwenkte den Anhänger. *»Dann ist das hier so eine Art Symbol?«*

»So ist es. Wie die Christen ein Kreuz tragen, um sich vor Bösem zu schützen, so tragen die Bewohner des Zarenreichs solch einen Hühnerfuß – zumindest diejenigen, die an den Schutz der Baba Jaga glauben.«

»Aber das würde bedeuten –«

»Dass dies die Überreste einer Expedition sind, die vom Zaren hierher geschickt worden ist.«

Merle dachte darüber nach, was das bedeuten mochte. Die Armeen des Ägyptischen Imperiums hatten innerhalb weniger Jahrzehnte die ganze Welt überrannt – mit Ausnahme Venedigs und des Zarenreichs. Dennoch hatte es nie Kontakte zwischen beiden gegeben, zumindest keine, von denen das gemeine Volk erfahren hätte. Trotzdem erfüllte sie der Anblick des zerstörten Lagers mit einem merkwürdigen Gefühl von Verlust, so als sei hier eine wichtige Gelegenheit verpasst worden. Wie sah es im Zarenreich aus? Wie wehrte man sich dort gegen die Attacken des Imperiums? Und, nicht zuletzt, wie äußerte sich der Schutz der Baba Jaga? Alles Fragen, auf die sie

hier vielleicht hätte Antworten finden können, wenn ihnen nicht jemand zuvorgekommen wäre.

»Glaubt ihr, dass sie tot sind?« Merle stellte die Frage ganz bewusst sowohl an die Königin wie auch an Vermithrax.

Der Löwe trottete behäbig herbei. »Das Zelt ist jedenfalls nicht mit einem Messer aufgeschlitzt worden. Dafür sind die Ränder zu grob und zerfasert.«

»Krallen?«, fragte Merle und ahnte die Antwort bereits. Eine Gänsehaut kroch über ihre Unterarme.

Vermithrax nickte. »Im Boden sind auch Spuren davon.«

»Sie haben den *Fels* aufgekratzt?« Merles Stimme klang, als hätte sie etwas viel zu Großes heruntergeschluckt.

»Ich fürchte, ja«, sagte der Löwe. »Ziemlich tief sogar.«

Merles Blick glitt an den Pranken des Obsidianlöwen hinab und inspizierte den Boden. Seine eigenen Krallen hinterließen keine Spuren im Gestein. Was für Klauen mussten also erst die Wesen besitzen, denen die Zarenexpedition begegnet war?

Dann wusste sie es. Die Antwort erhob sich aus ihrer Erinnerung wie das Haupt eines Schlafenden, der unverhofft erwacht war. »Lilim«, sagte sie unvermittelt.

»*Lilim*?«, fragte die Königin.

»Als Professor Burbidge vor sechzig Jahren die Hölle entdeckte und zum ersten Mal ihren Bewohnern über den Weg lief, hat er ihnen diesen Namen gegeben. Der Lehrer im Waisenhaus hat uns davon erzählt. Burbidge hat sie nach den Kindern Liliths benannt, der ersten Frau Adams.«

Vermithrax legte den Kopf schräg. »Eine Menschenlegende?«

Merle nickte. »Vielleicht die älteste von allen. Mich

wundert, dass ihr sie nicht kennt.«

»Jedes Volk und jede Rasse hat ihre eigenen Mythen und Geschichten über den Ursprung.« Der Obsidianlöwe klang beinahe ein wenig beleidigt. »Du kennst doch auch keine der alten Löwenlegenden.«

»*Ich weiß, wer Adam war*«, sagte die Königin. »*Aber von Lilith habe ich nie gehört.*«

»Adam und Lilith waren die beiden ersten Menschen, die Gott erschuf.«

»*Ich dachte, die Frau hieß Eva?*«

»Eva kam später. Erst einmal erschuf Gott Adam und Lilith, Mann und Frau. Sie waren allein im Paradies und sollten gemeinsam Kinder zeugen, um die Welt mit ihren Nachkommen zu bevölkern. Immerhin waren sie die ersten Lebewesen überhaupt.«

Vermithrax brummte etwas, und Merle sah ihn fragend an.

»Das ist wieder mal typisch für euch Menschen«, sagte er übellaunig. »Immer glaubt ihr, die Ersten und Besten zu sein. Dabei gab es zu jener Zeit längst die ersten Steinlöwen.«

»Das behaupten *eure* Legenden«, entgegnete Merle grinsend.

»Allerdings.«

»Dann werden wir wohl kaum herausfinden, welche die Wahrheit ist, oder? Nicht jetzt, nicht hier und vermutlich überhaupt niemals.«

Vermithrax musste notgedrungen zustimmen.

»*Alle Mythen vom Ursprung erzählen die Wahrheit*«, sagte die Königin mysteriös. »*Jede auf ihre eigene, ganz spezielle Weise.*«

Merle fuhr fort: »Lilith und Adam waren also

ausersuchen, miteinander Kinder zu zeugen. Aber immer, wenn Lilith sich ihrem Gefährten nähern wollte, wich er vor ihr zurück, erfüllt von Furcht und Ekel.«

»Hah!«, grölte Vermithrax. »Das ist dem ersten Löwen ganz bestimmt nicht passiert!«

»Adam jedenfalls fürchtete sich vor Lilith, und schließlich verlor Gott die Geduld und verbannte Lilith aus dem Garten Eden. Voller Zorn und Enttäuschung irrte sie durch die wüsten Regionen außerhalb des Paradieses, und hier traf sie auf Kreaturen, die nichts mit Adam gemein hatten, Wesen, die fremder und grausamer und schrecklicher waren als alles, was wir uns vorstellen können.«

»Ich kann mir so einiges vorstellen«, sagte der Löwe mit einem Seitenblick auf die Krallenspuren im Fels.

»Lilith paarte sich mit den Kreaturen und soll ihnen Kinder geboren haben, die an Scheußlichkeit sogar noch ihre Väter übertrafen – die Lilim. In den Legenden sind dies die Dämonen und Ungeheuer, die bei Nacht durch die Wälder und Wüsten und über die kahlen Felsen der Gebirge streifen.«

»*Und Professor Burbridge kannte diese Geschichte*«, sagte die Königin.

»Natürlich. Als er für seine Aufzeichnungen und wissenschaftlichen Arbeiten einen Namen für die Bewohner der Hölle brauchte, hat er sie nach den Lilim benannt.«

»Na gut«, sagte Vermithrax. »Unsere Zarenfreunde sind also ein paar von ihnen begegnet. Meint ihr nicht, wir sollten das lieber vermeiden?«

»*Vermithrax hat Recht*«, erwiderte die Königin. »*Wir brechen besser auf. In der Luft sind wir sicherer.*« Aber etwas war in der Art, wie sie den letzten Satz betonte, das

Merle nur noch tiefer beunruhigte. Wer sagte denn eigentlich, dass Lilim keine Flügel hatten?

»Moment noch.« Sie lief zu den Kisten hinüber, die der Löwe bereits durchsucht hatte. Vorhin hatte sie aus dem Augenwinkel ein paar Gegenstände gesehen, die für Vermithrax nutzlos waren, die sie selbst aber vielleicht gebrauchen konnte. Sie fand ein kleines Messer in einer Lederscheide, nicht länger als ihre Hand, und steckte es zu dem magischen Spiegel in die Tasche ihres Kleides. Zudem entdeckte sie mehrere Blechdosen mit Essensrationen, steinharte Streifen aus getrocknetem Fleisch, Zwieback, mehrere Wasserflaschen und sogar ein paar Kekse. Sie packte alles in einen kleinen Lederrucksack, den sie in einem der Zelte gefunden hatte, und schnallte ihn auf ihren Rücken. Dabei kaute sie auf einem Stück Trockenfleisch, das so hart war wie Baumrinde und so zäh wie ihre Schuhsohlen, aber irgendwie gelang es ihr trotzdem, die Fasern hinunterzuwürgen. In den vergangenen Tagen hatte sie nur Beeren und Wurzeln gegessen; die Rationen der Zarenexpedition kamen ihr mehr als gelegen.

»Beeil dich«, rief Vermithrax ihr zu, als sie die Schnallen ihres neuen Rucksacks festzurte.

»Ich komme«, sagte sie – und hatte unvermittelt das Gefühl, beobachtet zu werden.

Ihr Finger lösten sich von dem Lederriemen, und ein Schauer lief ihr über den Rücken – trotz der allgegenwärtigen Wärme. Ihre Haarspitzen waren wie elektrisiert. Ihr Herzschlag setzte einmal aus und raste dann so abrupt weiter, dass es beinahe wehtat.

Irritiert blickte sie zur Rückseite des Plateaus, zu der Felswand, dann hinüber zu den Zelten und den beiden Mündungen des Pfades, der von hier aus nach oben und

nach unten führte. Nichts rührte sich, niemand war da. Nur Vermithrax stand am Rand der Klippe und klopfte ungeduldig mit einer Kralle auf den Fels.

»Was ist los?«, fragte die Königin.

»Spürst du nichts?«

»Deine Angst überdeckt alles.«

»Komm schon«, rief Vermithrax. Er hatte noch nichts bemerkt.

Merle rannte los. Sie wusste nicht, wovor sie davonlief und ob es überhaupt einen vernünftigen Grund für ihre Furcht gab. Sie hatte Vermithrax fast erreicht, als ein schrilles Knirschen, lang gezogen und schmerzhaft, sie herumwirbeln ließ.

Sie sah es nicht auf den ersten Blick. Nicht wirklich. Da war *etwas*, eine Bewegung vielleicht, eine Veränderung nahe der Stelle, an der sie den Rucksack geschultert hatte.

»Merle!«

Der Fels erbebte unter ihren Füßen, als Vermithrax auf sie zujagte, viel schneller und behänder, als sie es für möglich gehalten hatte, ein schwarzer Blitz aus Obsidian, der abrupt hinter ihr war, sie mit einer seiner Schwingen vom Boden hob und auf seinen Rücken gleiten ließ wie über eine Rampe aus steinernen Federn.

»Lilim«, ertönte es in ihrem Kopf, und es dauerte einen Moment, ehe ihr klar wurde, dass es nicht ihr eigener Gedanke war, sondern ein Ausruf der Fließenden Königin.

Vermithrax setzte zum Abheben an, und einen Herzschlag später schnellten sie über den Rand der Klippe hinaus, immer noch Sprung, nicht Flug, und sackten einen guten Meter abwärts ins Leere, ehe die Schwingen das Tonnengewicht des Löwen abfingen, ihre Lage in der Luft stabilisierten und sie zugleich fort von der Felswand

trugen, fort vom verlassenen Lager der Zarenexpedition und dem Odem des Todes, der die leeren Zelte umfing.

Merle wollte sich umschaun, aber die Königin sagte scharf: »*Tu das nicht!*«

Natürlich tat sie es trotzdem.

Die Felswand erwachte zum Leben. Dann erkannte Merle, dass sich nicht der Stein selbst in Bewegung setzte, sondern etwas, das vielleicht schon die ganze Zeit über dort gewesen war, gewartet hatte, gelauert oder gerade erst aus irgendwelchen unsichtbaren Spalten und Löchern emporgekrochen war wie die Skarabäenschwärme des Imperiums.

Ganze Flächen dessen, was sie eben noch für Fels gehalten hatte, lösten sich auf und strömten jetzt von allen Seiten auf die Felsnase zu, ein Zusammenziehen und Zusammenballen, das so fremdartig und bizarr war, dass ihr kein Vergleich zu irgendeiner menschlichen oder tierischen Bewegung in den Sinn kam. Es war nicht wie das Krabbeln von Insekten, auch wenn es dem vielleicht am nächsten kam; vielmehr wogten die dunklen Schuppen und Panzer in groteskem Zickzack auf das Plateau zu, scheinbar ungeordnet und in völligem Chaos, und doch so gezielt, dass sich innerhalb von Sekunden der Ring um die Felsnase schloss.

Unter der wogenden Oberfläche, die aus einer Unzahl mannsgroßer Leiber bestand, kamen immer wieder verkantete Stränge und Strukturen zum Vorschein, die Glieder sein mochten, vielfach gebrochen und verwinkelt, spinnenartig und doch so gänzlich anders. Dabei hinterließen sie eine Spur tiefer Kerben im Fels, wo sich ihre unsichtbaren Klauen festgekrallt und den Stein zerfetzt hatten, wirre Bahnen wie das Relief eines wahnsinnigen Bildhauers.

Die dunkle Flut quoll aus allen Richtungen über die Ränder des Plateaus, auch von unten den Überhang hinauf, und begrub die Zelte und Kisten unter sich. Die Kreaturen verbargen sich unter ihren steinernen Panzern oder dem, was Merle dafür hielt, und doch war jedes kurze Aufblitzen von Fängen und Krallen genug, um ihr schieres Entsetzen einzuflößen.

Vermithrax jagte immer schneller hinaus in die Leere, fort von dem, was sich in ihrem Rücken abspielte, aber Merle sah trotzdem noch, wie das Plateau gänzlich unter dem Ansturm der Lilim versank, verschluckt, einem Stein gleich, der unaufhaltsam hinabgezogen wird in einen Strudel aus Treibsand.

Wie von selbst kroch ihre Hand in die Tasche, in der Merle den Spiegel aufbewahrte. Gedankenverloren schob sie ihre Finger durch die Oberfläche, tiefer hinein in die Wärme des magischen Raumes dahinter. Ganz kurz glaubte sie ein Flüstern zu hören, eine Stimme – *die des Schemens, der darin gefangen war?* – dann schob sie den Arm bis zum Ellbogen hinein, und endlich spürte sie wieder die Hand, die auf der anderen Seite nach der ihren griff, über ihre Finger strich und ihr ganz sanft ein Gefühl von Geborgenheit gab.

Die Enklave

DER HIMMEL HING GRAU UND SCHWER über Venedig und kündete von Regen, der schon bald auf die Paläste und Kanäle herniederprasseln sollte. Ein scharfer Wind, viel zu kühl für diese Jahreszeit, wehte von Norden heran und pfiff durch verwinkelte Gassen, über menschenleere Plätze und die Promenaden am Ufer der Inseln. Er wirbelte Flugblätter auf, die Unermüdete vor ein paar Tagen verteilt hatten, nach dem Auftauchen des Höllenboten und seinem Angebot, die Venezianer vor den Schergen des Imperiums zu beschützen. Widerständler hatten auf den Zetteln Parolen formuliert, Parolen gegen die Ratsherren und den Pharao und jeden anderen, dem sie die Schuld an der verzweifelten Lage gaben; Parolen, die sie zu anderen Zeiten ins Gefängnis, gewiss aber an den Pranger gebracht hätten. Heute aber kümmerte sich keiner mehr darum, denn die Angst hielt ganz Venedig in ihrem Bann, so endgültig, so ausweglos, dass selbst die Soldaten der Stadtgarde vergaßen, gegen Unruhestifter und Aufführer vorzugehen.

Im Herzen dieses Aufruhrs, im geheimen Versteck der Rebellen – der *Enklave*, wie Dario das Gemäuer genannt hatte –, saß Serafin und frühstückte. Er tat es nicht in aller Ruhe, natürlich nicht, aber auch nicht in größter Eile, denn er wusste, dass er nichts anderes tun konnte, als abzuwarten. Sie würden ihn holen, früher oder später, und zu ihrem Anführer bringen, dem Herrn der Enklave. Weder Dario noch einer der anderen hatten den Führer der Rebellion beim Namen genannt – im Grunde eine nahe liegende Vorsichtsmaßnahme. Und doch beunruhigte Serafin die Geheimnistuerei der anderen mehr, als er sich

eingestehen mochte.

Der Palazzo lag im Zentrum Venedigs, kaum mehr als einen Steinwurf von einem halben Dutzend berühmter Gebäude und Örtlichkeiten entfernt. Und doch umgab ihn eine Aura von Abgeschiedenheit, die Serafin ein wenig zu intensiv erschien, um nicht vielleicht doch magischen Ursprungs zu sein.

Letzte Nacht, auf dem Weg hierher, waren er und seine drei Begleiter überall in Venedig auf die Spuren der beginnenden Invasion gestoßen. An den Ufern mehrerer Kanäle hatten sie weitere der leeren Metallhülsen gefunden, in denen die Mumienkrieger ins Labyrinth der Wasserstraßen eingedrungen waren. Von den Kriegern selbst entdeckten sie keine Spur, aber ihnen allen war klar, dass es jetzt kein Zurück mehr gab. Die Mumien streiften, einzeln oder in kleinen Trupps, durch die Gassen, verbreiteten Angst und Schrecken und vollzogen die Eroberung der Stadt von innen heraus. Hier und dort hatten Serafin und die anderen in der Ferne laute Stimmen, auch Schreie gehört, und irgendwann hatten sie das Klirren von Stahl bemerkt, auf der anderen Seite eines Häuserblocks; doch nachdem sie losgerannt waren, hatten sie nur noch Leichen gefunden, die Serafin als Mitglieder der Diebesgilde identifizierte.

Keiner verstand so recht, was der Pharao mit dieser Art des Angriffs bezweckte. Seine Kriegsgaleeren und Sonnenbarken lagen in Sichtweite vor den Kais der Lagune, und es wäre ein Leichtes gewesen, rund um die ganze Hauptinsel Krieger an Land zu schicken.

Serafin vermutete, dass es dem Pharao einzig darum ging, die Venezianer zu verunsichern. Dabei war die Verunsicherung der Lagunenbewohner nach über drei Jahrzehnten der Belagerung ohnehin kaum zu übertreffen. Und falls es pure Grausamkeit war? Der makabre Spaß

daran, die Invasion im Kleinen zu beginnen, um die Attacke dann, in einem Sturm aus Feuer und Stahl, auf ihren Höhepunkt zu treiben?

Serafin verstand das alles nicht, und er hoffte, dass der Herr der Enklave einige Antworten auf seine Fragen bereithielt.

Der Raum, in den Tiziano ihn geführt hatte, lag im ersten Stockwerk des Palazzo. Wie bei den meisten der alten Paläste stand das Erdgeschoss leer. Einstmals, als all diese Gebäude noch den reichen Händlerfamilien der Stadt gehört hatten, waren dort unten Waren und Güter gelagert worden, in schmucklosen Hallen, die alle paar Jahre vom *acqua alta*, Venedigs berühmtem Hochwasser, überschwemmt wurden.

Heute aber, nach so vielen Jahren der Isolation, gab es kaum noch Handel in Venedig, und die vereinzelt Überbleibsel machten niemanden reich. Die meisten der wohlhabenden Familien waren schon vor langer Zeit aufs Festland geflüchtet, gleich zu Beginn des Krieges, nicht ahnend, dass sie dort den Mumienheeren und Skarabäenschwärmen hilflos ausgeliefert waren. Niemand hatte voraussehen können, dass die Macht der Fließenden Königin die Stadt beschützen würde, und es war eine böse Ironie des Schicksals, dass jene, die genügend Geld zur Flucht besaßen, den Ägyptern als Erste zum Opfer fielen.

Die Fenster und Türen des leer stehenden Erdgeschosses waren mit großen Steinen zugemauert worden, augenscheinlich bereits zu einer Zeit, als noch niemand an eine Auferstehung des Pharaos gedacht hatte. Die Rebellen hatten sich also nicht in einem verlassenem Gebäude eingenistet. Serafin nahm vielmehr an, dass der Anführer der Rebellion bereits seit langem hier lebte. Ein Edelmann vielleicht. Oder eben doch ein Händler, einer der wenigen, die übrig geblieben waren.

Serafin schob sich das letzte Stück Brot in den Mund, als die Tür des schmucklosen Zimmers geöffnet wurde. Tiziano forderte ihn auf mitzukommen.

Serafin folgte dem ehemaligen Spiegelmacherlehrling durch Gänge und Fluchten, eine Treppe hinauf und unter Torbögen hindurch. Die ganze Zeit über begegnete ihnen keine Menschenseele. Es schien, als wäre es allen streng untersagt, die Gemächer des Herrn der Enklave zu betreten. Zugleich aber hatte Serafin das Gefühl, dass sich auch die Atmosphäre der Korridore und hohen Säle änderte, ein kaum merkliches Verschieben der Wirklichkeit hin zu etwas anderem, Verwirrendem. Es war nicht das Licht, das sich änderte, auch nicht der Geruch – alles hier roch modrig und nach feuchtem Gestein –, nein, es war die Art und Weise, wie die Umgebung sich *anfühlte*, so als nähme er sie mit einem neuen Sinnesorgan wahr, das nur daraufgewartet hatte, endlich aktiv zu werden.

Auf Tizianos Geheiß hin blieb er vor einer Doppeltür stehen, fast dreimal so hoch wie er selbst.

»Warte hier«, sagte Tiziano. »Man wird dich hineinrufen.« Er wandte sich um und wollte gehen.

Serafin hielt ihn an der Schulter zurück. »Wohin willst du?«

»Zurück zu den anderen.«

»Du bleibst nicht hier?«

»Nein.«

Argwöhnisch blickte Serafin von Tiziano zur Tür, dann wieder zurück auf den Jungen. »Das hier ist keine Falle oder so was?« Er kam sich selbst ein wenig albern vor, während er diesen Verdacht aussprach, aber er konnte seinen alten Streit mit Dario nicht vergessen. Seinem – früheren? – Erzfeind traute er jede Gemeinheit zu.

»Welchen Sinn hätte das?«, fragte Tiziano. »Wir hätten dich einfach den Mumien überlassen können, oder? Dann hätte sich die Sache von selbst erledigt.«

Serafin zögerte noch, dann nickte er langsam. »Tut mir Leid. Das war undankbar.«

Tiziano grinste ihn an. »Dario kann ein ziemliches Scheusal sein, was?«

Jetzt konnte sich auch Serafin ein Lächeln nicht verkneifen. »Du und Boro, ihr habt das gemerkt?«

»Sogar Dario hat seine guten Seiten. Ein paar. Sonst wäre er nicht hier.«

»Das gilt wahrscheinlich für uns alle, nehme ich an.«

Tiziano machte eine aufmunternde Kopfbewegung zur Tür hinüber. »Warte einfach ab.« Damit drehte er sich endgültig um und ging zügig, aber ohne übertriebene Hast den Weg zurück, den sie gemeinsam gekommen waren. Serafin schoss siedend heiß durch den Kopf, dass er den Rückweg allein nicht mehr finden würde. Das Innere der Enklave war ein einziger Irrgarten.

Die rechte Hälfte der Tür schwang wie von Geisterhand auf, und mit einem Mal war er von etwas Hellem, Weichem umgeben, das seinen Körper umspielte wie hundert sanfte Finger, federleicht, fast körperlos. Überrascht trat er einen Schritt zurück. Nur ein hauchdünner Seidenvorhang, den ihm ein Luftzug entgegenblies.

»Tritt ein«, sagte eine Stimme.

Eine weibliche Stimme.

Serafin gehorchte und schob den Vorhang beiseite, sehr vorsichtig, weil er das Gefühl hatte, das zarte Gewebe könne zwischen seinen Fingern zerreißen wie Spinnweben. Dahinter bauschte sich, kaum zwei Schritt

entfernt, eine Wand aus Vorhängen auf, alle aus dem gleichen Material und im selben hellen Gelbton, der ihn an die Farbe von Meersand erinnerte. Bevor er sich in Bewegung setzte, besann er sich darauf, die Tür hinter sich zu schließen. Dann erst wagte er sich tiefer in dieses Labyrinth aus Seide.

Einen Vorhang nach dem anderen passierte er, bis er allmählich die Orientierung verlor, auch wenn er die ganze Zeit über nur geradeaus ging. Wie weit lag die Tür zurück? Hundert Meter, oder nur zehn, fünfzehn?

Allmählich vermochte er Formen hinter der Seide auszumachen, kantige Umrisse, vermutlich von Möbelstücken. Zugleich wurde der feucht-modrige Geruch Venedigs von einem ungleich exotischeren Duft überlagert, einem ganzen Feuerwerk von Düften. Sie erinnerten ihn an die seltenen Gewürze, die er vor Jahren einmal aus dem Lager eines Kaufmanns gestohlen hatte.

Jenseits der Vorhänge lag eine andere Welt.

Der Boden war mit Sand bestreut, so hoch, dass die Sohlen seiner Stiefel einsanken, ohne auf festen Grund zu stoßen. Rundherum wehten weitere Vorhänge, alle im selben Gelb wie der Sand am Boden. Die Decke war mit dunkelblauen Stoffbahnen abgehängt, die einen scharfen Kontrast zur umgebenden Helligkeit schufen, wie ein Abendhimmel über der Wüste. Und dann begriff er, dass genau dies der Eindruck war, den all das erwecken sollte: Die Illusion einer Wüstenlandschaft, vollkommen künstlich, und doch so anders als alles, was man sonst in Venedig finden konnte. Es gab keine gemalten Dünen, keine Statuen von Kamelen oder Beduinen; nichts hier war echt, und doch erschien alles so überzeugend wie ein tatsächlicher Besuch in der Wüste – so zumindest stellte sich Serafin, der die Lagune nie verlassen hatte, das Gefühl vor, das eine Wüste in einem Menschen

heraufbeschwor.

Im Zentrum dieses wundersamen Ortes waren mehrere Inseln aus weichen Kissen aufgehäuft. Der Gewürzgeruch entströmte Schalen, aus denen sich haarfeine Rauchsäulen emporkräuselten. Zwischen den Kissen befand sich ein Podest aus grobem Sandstein, und darauf stand, schwer und klobig, ein rundes Wasserbecken aus demselben Material. Die Wasseroberfläche hatte einen Durchmesser von gut einem Meter und war leicht aufgewühlt. Hinter dem Becken stand eine Frau, nur ihr Oberkörper war zu sehen. Sie hatte den rechten Arm bis zum Ellbogen in das Wasser geschoben. Serafin glaubte erst, sie rühre darin, aber dann sah er, dass sie den Arm vollkommen still hielt.

Sie blickte auf und lächelte. »Serafin«, sagte sie, und er fand es ganz erstaunlich, wie wohlklingend sein Name sich anhören konnte, wenn ein solches Geschöpf ihn aussprach.

Sie war schön, vielleicht die schönste Frau, die er je gesehen hatte – und als Botenjunge des Umberto, der magische Stoffe für Venedigs Edeldamen webte, war er so mancher Schönheit begegnet. Sie hatte glattes, rabenschwarzes Haar, so lang, dass die Spitzen hinter dem Rand des Sandsteinbottichs verschwanden. Ihr schlanker Körper war in hautengen Stoff gekleidet, aufgeraut wie feiner Pelz und vom selben Gelb wie die Vorhänge. Große, haselnussbraune Augen musterten ihn. Ihre Lippen waren voll und dunkelrot, obwohl er sicher war, dass sie keine Schminke trug. Die Haut ihres Gesichts und der linken Hand, die auf dem Rand des Beckens ruhte, war dunkel; keineswegs schwarz wie die der Mohren, von denen es einige in Venedig gab, aber stark von der Sonne gebräunt.

Und dann, mit einem Mal, wusste er es.

Sie war eine Ägypterin.

Er erkannte es mit absoluter Gewissheit, bevor sie noch ein weiteres Wort an ihn richten oder sich vorstellen konnte. Die Anführerin der Rebellion gegen die Ägypter war eine Ägypterin.

»Keine Angst«, sagte sie, als sie bemerkte, dass er einen Schritt zurückwich. »Du bist in Sicherheit. Niemand hier will dir etwas Böses.« In ihrem Blick brannte ein Funke von Bedauern, als sie die Rechte aus dem Wasser zog und vor sich auf den steinernen Rand legte. Weder die Hand noch ihr Arm waren nass. Keine Spur von Wasser, das von der Haut oder dem seltsamen Material ihres Kleides perlte.

»Wer sind Sie?« Er hatte das Gefühl, ganz schrecklich zu stammeln. Er hatte allen Grund dazu.

»Lalapeja«, sagte die Frau. »Ich glaube nicht, dass du die Sprache kennst, aus der dieser Name stammt.«

»Ägyptisch?« Er fühlte sich mutig, geradezu verwegen, als er dieses eine Wort ausstieß.

Sie lachte sehr hell, fast melodisch. »Ägyptisch? Oh nein, ganz und gar nicht. Dieser Name war schon alt, als die ersten Pharaonen ihre goldenen Throne bestiegen, vor vielen tausend Jahren.«

Und damit trat sie hinter dem Becken hervor, in einer seltsam fließenden Bewegung, die Serafin befremdete und verwirrte – bis er ihre Beine sah.

Sie hatte vier davon.

Die Beine einer Löwin. Den *Unterleib* einer Löwin.

Serafin prallte so unwillkürlich zurück, dass er sich in einem der Seidenschleier verhedderte, das Gleichgewicht verlor, nach hinten stürzte und eine Flut gelber Seide mit sich riss.

Als er sich endlich davon befreit hatte, stand sie direkt

vor ihm. Er hätte nur einen Arm ausstrecken müssen, und er hätte eine ihrer Pranken berühren können, das zarte gelbe Fell, das sie bedeckte und das er eben noch für ein enges Kleid gehalten hatte.

»Sie ... Sie sind ...«

»Bestimmt keine Meerjungfrau.«

»Eine Sphinx!«, entfuhr es ihm. »Eine Sphinx des Pharaos!«

»Der letzte Teil ist nicht wahr. Ich kenne den Pharao nicht einmal, und ich bedauere es zutiefst, dass einige meines Volkes sich seiner bedienen.«

Serafin versuchte, auf die Beine zu kommen, aber es gelang ihm nur teilweise, und als er sich erneut von ihr zurückzog, schleppte er an einem Fuß den herabgerissenen Vorhang mit sich, zwei, drei Schritte weit.

Die Löwentatzen trugen die Sphinx in einer eleganten Bewegung hinter ihm her. »Bitte, Serafin. Ich habe dir das gezeigt, damit du weißt, mit wem du es zu tun hast. Aber es wäre nicht zwingend nötig gewesen.«

»Wie ... wie meinen Sie das?«

Sie lächelte und sah dabei so hübsch aus, dass es beinahe schmerzte, mit dem gleichen Blick auch den animalischen Teil ihres Körpers wahrzunehmen. »Wie ich das meine? ... Ach, Serafin! So, natürlich.«

Beim Klang der Worte verwischte ihr Bild vor seinen Augen. Serafin glaubte erst, der Sand vom Boden wölke empor, doch dann begriff er, dass es mehr war als das.

Sie verschwamm nicht nur in seiner Wahrnehmung – ihr ganzer Körper schien sich eine Sekunde lang aufzulösen und neu zusammzusetzen, kein fließender Übergang, sondern ein explosionsartiger Wirbel, als zerstöbe sie in eine Wolke winziger Teilchen, um sich dann, noch im

selben Atemzug, zu etwas Neuem zusammenzufügen. Zu etwas anderem.

Ihr Gesicht und der schlanke Oberkörper blieben unverändert, aber sie wuchsen jetzt nicht mehr aus dem Leib eines Löwen, sondern gingen ganz natürlich in schmale Hüften und lange, gebräunte Schenkel über. Die Schenkel einer Frau.

Ihr Fell war verschwunden. Ersatzlos.

»Du gestattest?« Nackt beugte sie sich vor, fischte den Seidenvorhang vom Boden zu Serafins Füßen und verhüllte mit einer blitzschnellen Drehung ihre Blöße. Der gelbe Schleier schmiegte sich um ihre Formen wie ein Kleid, niemand hätte vermutet, dass der Stoff eben noch als Vorhang von der Decke gehangen hatte; an ihr wirkte er so natürlich und passgenau wie das teuerste Gewebe aus Umbertos Werkstatt.

Serafin hatte versucht, den Blick abzuwenden, aber sie ließ ihm keine Zeit dazu. Stattdessen erstrahlte das Bild ihres vollendeten Körpers noch immer vor seinen Augen, als hätte es sich in seine Netzhaut gebrannt. Wie Lichtpunkte, nachdem man zu lange in die Sonne geblickt hatte.

»Serafin?«

»Äh ... ja?«

»Ist es so besser?«

Er blickte an ihr hinab, hinunter zu ihren schmalen Füßen, die halb verdeckt im weichen Sand standen. »Das ändert nichts«, sagte er und musste sich zu jedem Wort zwingen. »Sie sind eine Sphinx, ganz egal, welche Gestalt Sie annehmen.«

»Natürlich. Aber du musst jetzt keine Angst mehr vor meinen Krallen haben.« Purer Schalk geisterte durch ihre

Augen.

Er gab sich alle Mühe, nicht auf ihren spöttischen Unterton zu achten. »Was tun Sie hier?«

»Ich leite den Gegenangriff.«

»Gegen den Pharao?« Er lachte und hoffte, dass es so humorlos klang, wie es gemeint war. »Mit ein paar Kindern?«

Sie rieb ihren rechten Fuß über den linken; beinahe hätte er ihr die Verlegenheit abgenommen, die sie ihm damit signalisieren wollte. Nur beinahe. »Bist *du* ein Kind, Serafin?« Ihr Augenaufschlag war eine Spur zu kokett, um zufällig zu sein.

»Sie wissen genau, was ich meine.«

»Und du weißt, glaube ich, was *ich* meine.« Schlagartig wurde ihr Ton schärfer, die Betonung härter. »Dario und die anderen mögen erst fünfzehn, sechzehn oder siebzehn Jahre alt sein« – womit sie ihm indirekt bestätigte, was er bereits vermutet hatte: dass es unter den Rebellen keine Erwachsenen gab –, »aber sie sind geschickt und schnell. Und der Pharao wird sie unterschätzen. Das ist vielleicht unsere stärkste Waffe: Amenophis' Eitelkeit.«

»Sie haben gesagt, Sie kennen ihn nicht.«

»Nicht in seiner heutigen Gestalt. Aber ich weiß, wie er früher war, in seinem ersten Leben.«

»Wie lange ist das her?«

»Weit mehr als dreitausend Jahre.«

»Sie sind dreitausend Jahre alt?«

Sie lachte wieder, aber nur kurz. »Ein paar tausend mehr oder weniger.«

Serafin presste die Lippen aufeinander und sagte nichts mehr.

Lalapeja fuhr fort: »Amenophis! Eitelkeit und Arroganz sind der Grund, warum ich nur Jungen wie dich ausgewählt habe. Glaubst du denn, ich hätte keine Männer gefunden, größer und stärker als jeder hier im Haus? Aber es wäre sinnlos gewesen. Die Ägypter werden noch heute jeden erwachsenen Mann unter Arrest stellen und sie nach und nach deportieren. Eine Hand voll Kinder dagegen ... Nun, ich denke, der Pharao wird sich erst mit Wichtigerem herumschlagen. In welcher Farbe er seine Gemächer hier in Venedig einrichtet, zum Beispiel. Das zumindest hätte der frühere Amenophis getan.«

»Sie wollen wirklich mit Dario und den anderen gegen die Ägypter kämpfen?« Sie mochte Recht haben mit einigem, was sie sagte, aber er glaubte, dass sie es sich trotzdem zu einfach machte.

»Ich bin keine Kämpferin.«

Ja, dachte er, das liegt auf der Hand, oder? Dann jedoch erinnerte er sich an ihre messerscharfen Löwenkrallen und erschauerte.

»Aber«, fuhr sie fort, »uns bleibt keine Wahl. Wir müssen kämpfen, denn das ist die einzige Sprache, die Amenophis versteht.«

»Wenn auch nur ein Bruchteil von dem wahr ist, was man sich über das Imperium erzählt, kann der Pharao Venedig innerhalb von ein paar Minuten auslöschen. Was sollten ihm da ein paar Rebellen ausmachen?«

»Du solltest nicht alles glauben, was über die Macht der Ägypter erzählt wird. Manches ist wahr – und vieles davon ist schlimm genug, ohne Frage –, aber einiges beruht auch auf geschickt gestreuten Gerüchten und auf der Macht der Illusion. Die Horuspriester sind Meister der Täuschung.«

»Es ist aussichtslos, trotz allem. Ich habe die

Mumienkrieger gesehen. Ich habe gesehen, wie sie kämpfen.«

Die Sphinx nickte. »Und wie sie sterben.«

»Durch Glück, nichts sonst.«

Lalapeja stieß einen tiefen Seufzer aus. »Niemand hier hat vor, gegen die Mumienkrieger ins Feld zu ziehen. Zumindest nicht so, wie du es dir vorstellst.«

»Was dann?«

»Erst muss ich wissen, ob du uns helfen wirst.« Sie trat einen weiteren Schritt auf ihn zu, auf den zarten Füßen einer Tänzerin. Es war unmöglich, sich ihrer Anmut zu entziehen.

»Warum ich?«

»Warum du?« Erneut lächelte sie, und ihre Stimme klang jetzt wieder sanfter. »Ich glaube, du unterschätzt, welchen Ruf du hast. Mit dreizehn ein Meister der Diebesgilde, der jüngste, den Venedig je gesehen hat. Keiner, der schneller und geschickter an Fassaden emporklettert. Keiner, der sich rascher an jeder Wache vorbeischleicht. Und keiner, der mutiger ist, wenn es darum geht, eine Aufgabe zu erfüllen, an der alle vor ihm gescheitert sind.«

Ihre Worte waren ihm unangenehm. Sie hatte es nicht nötig, ihm zu schmeicheln, und das bedeutete, dass sie an seine Ehre appellierte. Zudem kamen ihre Worte recht nah an die Wahrheit heran. Und doch lag all das eine Ewigkeit zurück, in einem anderen Leben.

»Damals war ich dreizehn«, sagte er. »Und heute –«

»Siebzehn.«

»Und heute«, fuhr er fort, ohne den Einwurf zu beachten, »bin ich nichts mehr von dem, was Sie gesagt haben. Ich habe die Gilde verlassen. Ich stehle nicht mehr.

Ich bin ein Lehrling des Webermeisters Umberto, das ist alles.«

»Immerhin hast du den Ägyptern die Fließende Königin gestohlen.«

Er starrte sie mit aufgerissenen Augen an. »Sie wissen davon?«

»Natürlich.« Aber sie blieb ihm die Erklärung schuldig, und das machte ihn abermals argwöhnisch. Als sie es bemerkte, setzte sie rasch hinzu: »Du und das Mädchen. Merle.«

»Was wissen Sie über Merle?«

Lalapeja zögerte. »Sie hat Venedig verlassen.«

»Auf einem steinernen Löwen, ja, ich weiß«, sagte er ungeduldig. »Aber wo ist sie jetzt? Geht es ihr gut?«

»Ihr ist nichts geschehen«, sagte die Sphinx. »Mehr weiß ich auch nicht.«

Er hatte das zwingende Gefühl, dass sie log, und er gab sich alle Mühe, sie es spüren zu lassen. Zugleich ahnte er, dass ihr Entschluss feststand und sie ihm nicht mehr sagen würde. Nicht im Augenblick. Wenn er jedoch noch eine Weile hier bliebe, mochte es ihm gelingen, mehr aus ihr herauszuholen, über Merle und die Königin und –

Er erschrak, als ihm klar wurde, dass er ihr auf den Leim gegangen war. Er hatte den Köder geschluckt.

»Ich helfe Ihnen«, sagte er, »wenn Sie mir mehr über Merle erzählen.«

Lalapeja schien das Angebot abzuwägen. »Mir wäre es lieber, wenn du es tun würdest, weil du die Notwendigkeit einsiehst.«

Er schüttelte den Kopf. »Nur für Merle.«

Die Augen der Sphinx, ihre braunen, tiefgründigen Augen, tasteten über sein Gesicht, prüften, ob er die

Wahrheit sagte. Er war nervös, obwohl ihm klar war, dass sie nichts anderes finden würde; jedes Wort meinte er so, wie er es gesagt hatte. Für Merle würde er sogar nach Ägypten gehen, wenn es sein musste, und dem Pharaos eine Nase drehen. Und sich vermutlich am erstbesten Mumienkrieger den Schädel einrennen. Aber es war schließlich der Versuch, der zählte. Irgendwie.

»Bist du in Merle verliebt?«, fragte Lalapeja nach einer Weile.

»Das geht Sie gar nichts an.« Ihm wurde erst bewusst, dass er ihre Frage damit beantwortet hatte, als die Worte bereits heraus waren. »Und es hat auch nichts mit dem hier zu tun«, fügte er eilig hinzu.

»Du musst dich nicht dafür schämen.«

Er wollte rasch etwas erwidern, schluckte die Antwort dann aber herunter und fragte stattdessen: »Kennen Sie Merle?«

»Vielleicht.«

»Ach, kommen Sie schon – was für eine Antwort ist *das*?«

»Die Wahrheit. Ich bin nicht sicher, ob ich sie kenne.« Ein erschrockenes Blitzen funkelte durch ihre Augen, als ihr klar wurde, dass sie damit möglicherweise zu viel verraten hatte. Merklich beherrschter sagte sie: »Ich bin es nicht gewohnt, dass man mich aushorcht.« Aber ihr Lächeln verriet, dass sie ihm nicht böse war.

Serafin löste sich von ihrem Anblick und ging ein paar Schritte auf und ab, so als wäge er ab, ob er wirklich noch länger hier bleiben wollte. Dabei war seine Entscheidung längst gefallen. Wohin hätte er auch gehen können? Umbertos Weberwerkstatt stand leer, der Meister war weiß Gott wohin geflohen. Seinen einstigen Freunden aus der Diebesgilde hatte Serafin schon vor langer Zeit den

Rücken gekehrt. Und zurück zu Arcimboldo, Unke und Junipa? Etwas sagte ihm, dass dies vielleicht der richtige Weg wäre. Aber konnte er Junipa womöglich eher vor Lord Licht bewahren, wenn er sich der Sphinx und ihrem merkwürdigen Haufen anschloss?

Schließlich blieb er stehen. »Sie müssen mir sagen, was Sie vorhaben.«

»Wir werden keinen Krieg gegen die Ägypter führen. Das wäre tatsächlich vermessen und selbstmörderisch. Der Krieg wird gegen Amenophis selbst gerichtet sein.«

»Gegen den Pharao?«

Als sie nickte, irrlichterte das seltsame Wüstenlicht der Umgebung wie winzige Flammen über ihr schwarzes Haar.

»Sie wollen *ihn* töten?«, fragte Serafin fassungslos. »Ein Attentat?«

»Das wäre ein Weg. Aber es würde nicht genügen. Amenophis ist kein eigenständiger Herrscher. Auch er wird regiert, von jenen, die ihn zurück ins Leben gerufen haben. Im Moment jedenfalls.«

»Von den Priestern?«

»Von den Horuspriestern, ja. Jahrhundertlang hatten sie an Bedeutung verloren, waren zu einem geheimen Kult zusammengeschrumpft, den die meisten längst vergessen hatten. Bis sie den Pharao in der Pyramide von Amun-Karre zu neuem Leben erweckten. Damit haben sie einem schwachen, dahinvegetierenden Land neue Kraft gegeben. Einen neuen Führer. – Eine neue Identität. Das und ihre Magie waren die beiden Mittel, mit denen sie das Imperium geschaffen haben. Sie sind es, die die Fäden ziehen, nicht Amenophis.«

»Aber das macht alles nur noch aussichtsloser.«

»Wo der Pharao ist, sind auch die Häupter der Priesterschaft, allen voran Seth, sein Wesir und Großmeister des Horuskultes.«

»Sie wollen allen Ernstes, dass wir nach Heliopolis gehen, in die Stadt des Pharaos, und dort nicht nur ihn, sondern auch seinen Wesir und wahrscheinlich eine ganze Anzahl seiner Priester ... *ausschalten*?« Er betonte das letzte Wort, als wäre es die Idee eines Kleinkinds, denn für ebenso sinnvoll hielt er diesen ganzen Irrsinn.

»Nicht nach Heliopolis«, sagte die Sphinx sehr ruhig. »Amenophis und Seth werden bald hier sein. Hier in Venedig. Und wenn mich nicht alles täuscht, werden sie ihr Quartier im Dogenpalast beziehen.«

Serafin stockte der Atem. »Der Pharao kommt hierher?«

»Gewiss. Er wird sich den Augenblick seines größten Triumphs nicht entgehen lassen. Dies ist nicht nur der Sieg über eine einzelne Stadt – es ist der Sieg über die Fließende Königin und alles, wofür sie steht. Sein Triumph über die Vergangenheit und damit auch über seinen eigenen Tod. Abgesehen vom Zarenreich gibt es dann niemanden mehr auf der Welt, der ihm widerstehen könnte.«

Serafin rieb sich mit einer Hand über die Stirn und versuchte angestrengt, mit den Ausführungen der Sphinx Schritt zu halten. »Selbst wenn es wahr wäre und der Pharao käme nach Venedig ... von mir aus auch in den Dogenpalast ... was würde das ändern? Er wird sich hinter einer Armee von Leibwächtern verstecken. Hinter seinen Mumienkriegern. Und hinter der Magie von Seth und den anderen Priestern, nicht zu vergessen.«

Lalapeja nickte langsam, und ihr Lächeln war so liebenswürdig, als spräche sie mit einem jungen Kätzchen. »Deshalb will ich, dass du uns hilfst.«

»Ich soll in den Dogenpalast einbrechen?« Serafin verdrehte die Augen. »Während der *Pharao* dort ist?«

Die Sphinx musste ihm keine Antwort geben. Er wusste auch so, dass genau dies ihr Plan war. Aber sie sagte etwas anderes, das ihn tiefer berührte als jede Parole oder jedes Versprechen:

»Für Merle.«

Im Ohr des Herolds

ES GAB KEINEN TAG IN DER HÖLLE. UND keine Nacht.

Vermithrax hatte sich nach dem langen Abstieg auf einem Felsen niedergelassen, der die Form einer Hutschachtel hatte; ein Mensch hätte die hohen Steilwände nur mit entsprechender Ausrüstung bezwingen können. Natürlich wussten sie alle – der Obsidianlöwe ebenso wie Merle und die Fließende Königin –, dass es im Grunde genommen keine Rolle spielte, wo sie lagerten, wenn sie es mit Gegnern wie den Lilim aus dem Expeditionslager zu tun bekämen.

»Vielleicht gibt es solche wie die von oben hier unten gar nicht«, sagte Merle ohne große Überzeugungskraft. Die Stimme der Königin war fest, ihr Enthusiasmus ungebrochen. Trotzdem hatte Merle das Gefühl, dass sie ihr nur Mut machen wollte und selbst nicht völlig an das glaubte, was sie sagte. *»Möglich, dass dort oben ein paar der gefährlichsten leben, als Wächter des Eingangs, sozusagen.«*

Einig waren sie sich zumindest darin, dass es eine Vielzahl unterschiedlicher Lilim geben musste, denn der Bote, den Lord Licht den Venezianern gesandt hatte, hatte mit den Kreaturen in der Felswand nichts gemein gehabt.

»Was aber nicht bedeuten muss, dass die anderen weniger grausam oder schnell sind.« Der Obsidianlöwe leckte sich mit seiner Steinzunge die Schwingen. »Ganz im Gegenteil: Vielleicht sind wir bisher nur den harmlosesten begegnet.«

»Vielen Dank, Vermithrax«, sagte Merle bitter und hatte

das Gefühl, dass die Königin gerade das Gleiche gedacht hatte. »So eine Stimmungskanone wie du ist im Moment ungeheuer hilfreich.«

Der Löwe blickte nicht einmal auf. »Ich sage nur, was ich denke.«

Merle hatte bislang im Schneidersitz neben Vermithrax auf dem Felsen gesessen. Jetzt ließ sie sich mit einem Seufzer nach hinten sinken, bis sie den glatten Stein im Rücken spürte. Sie verschränkte die Hände unter dem Hinterkopf und schaute nach oben, dorthin, wo sich in ihrer Welt der Himmel befunden hätte.

Eine Fläche aus fleckigem Rot öffnete sich ihrem Blick, die noch am ehesten einer Wolkenschicht im Schein der Abendsonne ähnelte: eine Felsendecke, die sich schier endlos in alle Richtungen erstreckte, ein paar tausend Meter über ihnen. Das rot glühende Adernetz, das die Wände des Felsschlunds durchzogen hatte, tauchte auch das Innere der Hölle in schmutziges Orange.

Überhaupt, *Hölle* ... Der Begriff schien Merle immer unpassender zu sein für das, was sie am Ende des Schachts vorgefunden hatten. Den Boden dieses unterirdischen Reichs – zumindest jenes Teils, in dem sie sich aufhielten – bildete eine öde Felslandschaft, die wie die Decke an vielen Stellen mit Glutadern durchzogen war, manche haarfein, andere so breit wie Vermithrax' Läufe. Das Gestein fühlte sich warm an, aber an keiner Stelle richtig heiß, und die Winde, die hier unten wehten, rochen nach Teer und der sonderbaren Süße, die Merle schon am Rande des Abgrunds bemerkt hatte.

Die Decke, zu der sie emporschaute, bestand ebenfalls aus Fels, doch die große Höhe verwischte die Struktur für das menschliche Auge zu Flecken aus Hell und Dunkel, getaucht in das flirrende Rot der Feueradern.

Merle wusste nicht recht, was sie über all das denken sollte. Auf der einen Seite war die Umgebung aufgrund ihrer maßlosen Größe beeindruckend und Angst einflößend; andererseits aber sagte sie sich, dass dies nichts anderes war als eine gigantische Kaverne im Inneren der Erde, vielleicht ein ganzes System von Kavernen. Mit der Hölle, von der in der Bibel die Rede war, hatte das nichts zu tun. Allerdings, und das war der Haken, mochte sich dieser Eindruck rasch ändern, sobald sie tatsächlich auf weitere Lilim stießen – und sie rechneten jederzeit damit. Selbst jetzt, in Momenten der Ruhe, war Vermithrax wachsam, sein Körper gespannt.

Dennoch erkannte Merle nun, dass Professor Burbridge diesen Ort allein aus Ermangelung eines besseren Namens Hölle genannt hatte, so, wie er die Wesen, die hier lebten, als Lilim bezeichnete. Er hatte den Mythos wie eine Maske über die Wirklichkeit gestülpt, um sie für die Allgemeinheit verständlicher, fassbarer zu machen.

»Vermithrax?«

Der Obsidianlöwe ließ von seinen Schwingen ab und sah zu ihr herüber. »Hmm?«

»Diese Wesen, oben an der Felswand, die haben ausgesehen, als wären sie aus Stein.«

Der Löwe brummte zustimmend. »Als wäre die Felswand selbst zum Leben erwacht.«

»Ist *das* nicht ein seltsamer Zufall?«

»Du meinst, weil *ich* aus Stein bin?«

Sie rollte sich auf den Bauch und stützte das Kinn in beide Hände, um Vermithrax in die Augen zu sehen. »Irgendwie schon. Na ja, ich weiß, dass du nichts mit denen zu schaffen hast. Aber eigenartig ist es doch, oder?«

Der Löwe setzte sich auf, damit er Merle anschauen,

aber zugleich die Umgebung des Felsens im Blick behalten konnte. »Ich habe auch schon darüber nachgedacht.«

»Und?«

»Wir wissen einfach zu wenig über die Lilim.«

»Wie viel wisst denn ihr Löwen über euch selbst? Wie kommt es zum Beispiel, dass deine Mähne aus Stein ist und sich trotzdem weich anfühlt? Oder warum ist deine Zunge beweglich, obwohl sie aus Obsidian besteht?«

»Es ist beseelter Stein«, sagte er, als wäre das Antwort genug. Als er sah, dass sich Merle damit nicht zufrieden geben würde, fuhr er fort: »Es ist Stein, aber es ist auch Fleisch oder Haar. Es hat die Struktur und die Stärke und die Härte von Stein, aber es ist auch Leben darin, und das ändert alles. Das ist die einzige Erklärung, die ich dir geben kann. Unter uns Löwen hat es niemals Wissenschaftler gegeben, die diese Dinge untersucht hätten. Wir sind nicht wie ihr Menschen. Wir können die Dinge akzeptieren, ohne sie in ihre Bestandteile zu zerlegen und ihnen das letzte Geheimnis zu entreißen.«

Merle dachte über diese Worte nach, während sie darauf wartete, dass sich die Königin äußerte. Doch die Stimme in ihrem Inneren schwieg.

»Und die Lilim?«, fragte Merle schließlich. »Glaubst du, sie sind auch aus diesem beseelten Stein?«

»Für mich sahen diese Kreaturen nicht aus, als besäßen sie eine Seele. Aber es gibt Menschen, die sagen das Gleiche über uns Löwen. Wer bin ich also, mir ein Urteil über die Lilim erlauben zu können?«

»Das klingt ziemlich weise.«

Vermithrax lachte. »Es ist gar nicht so schwer, Unwissenheit als Weisheit auszugeben. Eure Gelehrten

und Philosophen und Priester tun das, seit es euch Menschen gibt.« Nach kurzer Pause fügte er hinzu: »Die Anführer von uns Löwen übrigens auch.«

Es war das erste Mal, dass Merle ihn etwas Abfälliges über andere Löwen sagen hörte, und sie hatte das Gefühl, dass es ihn große Überwindung kostete. Das Volk der Löwen unterschied sich in der Tat weit mehr von den Menschen, als sie bislang geglaubt hatte. Vielleicht, so spann sie den Gedanken weiter, war die Verwandtschaft der Löwen zu den Lilim ja enger als jene zu den Menschen. Sie fragte sich, ob diese Vorstellung ihr Angst machen sollte, verspürte dabei aber nichts als Neugier.

Dazu kam, dass *alles* hier unten ihr irgendwie Angst einjagte, sogar der Fels, auf dem sie lag, und die rätselhafte Wärme, die aus seinem Inneren aufstieg. Sie hatte das Gefühl, er könne jeden Augenblick explodieren wie die Vulkane, von denen sie gehört hatte. Aber sie verdrängte auch diesen unangenehmen Gedanken, genau wie so viele andere.

»Was sollen wir tun, wenn wir Lord Licht gefunden haben?« Sie stellte die Frage an niemand Bestimmtes. Das war es, was sie auf ihrem langen Flug in den Abgrund beschäftigt hatte, die Frage nach dem Ziel ihrer Mission. Langsam strich ihr Blick über die trostlose Felswüste, die sich in alle Richtungen erstreckte. Die Landschaft sah nicht aus, als könnte irgendjemand hier freiwillig leben, gewiss kein Fürst oder Herrscher wie der geheimnisvolle Lord Licht.

»Das muss die Königin wissen«, sagte Vermithrax. Er beherrschte die Kunst, seine Stimme vollkommen gleichgültig klingen zu lassen, auch wenn er im Inneren vermutlich ebenso aufgewühlt war wie Merle selbst.

»*Wir bitten ihn um Hilfe*«, sagte die Fließende Königin.

»Das weiß ich.« Merle stemmte sich auf die Füße, trat an den Rand des Felsplateaus und ließ sich den schwülwarmen Teerwind um die Nase wehen. Vermithrax rief ihr zu, sie möge vorsichtig sein, aber sie hatte das Gefühl, die Gefahren dieser Umgebung endlich am eigenen Leib spüren zu müssen, um sicher zu sein, dass sie das alles nicht träumte.

Die Steilwand fiel vor ihren Füßen fünfzig, sechzig Meter tief ab, und Merle wurde schwindelig. Seltsamerweise empfand sie das beinahe als gutes Gefühl. Ein wahrhaftiges, wirkliches Gefühl.

»Ich weiß, dass wir all dies hier auf uns genommen haben, um ihn um Hilfe zu bitten«, sagte sie noch einmal. »Für Venedig und für all die anderen. Aber wie werden wir das tun? Ich meine, was wird er wohl denken, wenn ein Mädchen auf einem fliegenden Löwen vor seinem Thron erscheint und ...«

»*Wer sagt, dass er einen Thron hat?*«

»Ich denke, er ist ein König?«

»*Er herrscht über die Hölle*«, sagte die Königin nachsichtig. »*Aber hier unten ist einiges anders als an der Oberwelt.*«

Merle konnte ihren Blick nicht von dem rauen Felsenland lösen. Sie erkannte keinen großen Unterschied zu Einöden, die sie auf Zeichnungen und Stichen gesehen hatte. Ein Wüstenvolk wie die Ägypter hätte sich hier unten vermutlich recht wohl gefühlt.

Da kam ihr ein Gedanke, und er traf sie wie ein Schlag ins Gesicht. »*Du kennst ihn!*«

»*Nein*«, sagte die Fließende Königin tonlos.

»*Woher weißt du dann, dass er keinen Thron hat? Dass er nicht so ist wie andere Herrscher?*«

»Nur eine Vermutung.« So wortkarg gab sich die Königin selten.

»Eine Vermutung, ja?« Ihre Stimme klang jetzt vorwurfsvoll und zornig, selbst Vermithrax schaute irritiert herüber. »Deshalb wusstest du auch so genau, wo sich der Zugang befindet«, stieß Merle hervor. »Und dass hier unten alles anders ist als oben ... Aber da hast du dich ausnahmsweise mal geirrt. So anders ist es gar nicht. Für mich jedenfalls sieht es aus wie eine normale Grotte.« Sie hatte nie eine Grotte mit eigenen Augen gesehen, aber das spielte jetzt keine Rolle. Bessere Argumente hatte sie nicht.

»Diese Grotte, Merle, besitzt wahrscheinlich eine Fläche, die so groß ist wie der halbe Planet. Vielleicht ist sie noch sehr viel größer. Und wie sonst würdest du die Lilim bezeichnen, wenn nicht als, anders?«

»Aber das war es nicht, was du vorhin gemeint hast«, sagte Merle überzeugt. Sie hatte genug davon, bei jeder ihrer Diskussionen klein beizugeben. Es war ein merkwürdiges Gefühl, mit jemandem zu streiten, dem man nicht in die Augen sehen konnte und dessen Stimme nicht wirklich war. »Ich verstehe nicht, warum du nicht ehrlich zu mir ... zu uns bist.«

Vermithrax bürstete sich mit einer Tatze die Schnurrhaare, doch ihm entging kein Wort. Anhand dessen, was Merle sagte, konnte er den Verlauf des Gesprächs nur erahnen.

Wieder einmal dachte sie, dass es einfach nicht fair war, dass nur sie die Königin hören konnte. Und sich mit ihr streiten musste.

»Ich habe das eine oder andere Gerücht über Lord Licht gehört, Dinge, die die Meerjungfrauen aufgeschnappt haben. Das ist alles.«

»Was für Gerüchte?«

»Darüber, dass er kein gewöhnlicher Herrscher ist. Ihm geht es nicht um Macht.«

»Worum sonst?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Ich weiß es nicht.«

»Aber du hast eine Ahnung.«

Die Königin schwieg einen Moment, dann sagte sie:
»Um was kann es einem Herrscher über ein ganzes Reich gehen, wenn nicht um Macht? Und wie groß könnte dann überhaupt sein Einfluss auf seine Untertanen sein? Die Lilim in der Felswand haben nicht ausgesehen, als würden sie von irgendwem Befehle aus purer Demut entgegennehmen.«

»Um was also geht es ihm?«, fragte Merle beharrlich.

»Um Wissen, denke ich. Er mag diese Welt regieren, aber vor allem, denke ich, erforscht er sie.«

»Erforscht? Aber –«

Ein lauter Ausruf des Löwen unterbrach sie. »Merle! Dort drüben!«

Sie wirbelte herum und hätte dabei fast das Gleichgewicht verloren. Einen Atemzug lang war die Kante der Steilwand gefährlich nah, die Felsen zu ihren Füßen sprangen Merle entgegen. Dann fing sie sich wieder, wich hastig vom Abgrund zurück und folgte mit den Augen Vermithrax' Blick.

Im ersten Moment entdeckte sie überhaupt nichts, nur leeres Rot über der Weite des Ödlands. Dann begriff sie, dass die Raubtieraugen des Löwen viel besser sahen als ihre eigenen. Was immer er erspäht hatte, musste sich noch außerhalb ihres Sichtfelds befinden.

Aber es dauerte nicht lange, da sah auch sie es. Und was immer es war, es kam näher.

»Was ist das?«, stieß sie hervor, atemlos und mit einem Mal von einer Flut entsetzlicher Bilder bedrängt; Phantasien von geflügelten Lilim, tausenden davon, tanzten in ihrem Geist.

Doch es waren keine tausend, sondern nur drei. Und obwohl sie hoch über den Felsen schwebten, besaßen sie keine Flügel.

»Sind das ...«

»Köpfe«, sagte Vermithrax. »Gigantische Köpfe.« Und nach einem Augenblick fügte er hinzu: »Aus Stein.«

Sie schüttelte den Kopf, nicht weil sie an seinen Worten zweifelte, sondern weil es die einzige Reaktion war, die ihr angemessen erschien. Köpfe aus Stein. Hoch in der Luft. Natürlich.

Aber nach einer Weile konnte sie sich mit eigenen Augen überzeugen, sah die Köpfe näher kommen, ziemlich schnell sogar, schneller noch, als Vermithrax fliegen konnte, dessen war sie sicher.

»Los, steig auf!«, brüllte der Löwe, und ehe ihr ein gutes Argument dagegen einfiel, sprang sie schon auf seinen Rücken, krallte die Hände in seine Mähne, beugte sich vor und presste den Oberkörper fest an sein Obsidianfell.

»Was hat er vor?«

»Was hast du vor?«

»Sieh sie dir an. Sie leben nicht.« Vermithrax' Pranken stießen sich vom Boden ab, und Sekunden später schwebten sie bereits meterhoch über dem Hutschachtelplateau.

»Sie leben nicht«, wiederholte Merle für sich selbst und setzte dann lauter hinzu: »Na und? Was bedeutet das?«

»Das heißt, es sind keine Lilim. Zumindest keine gefährlichen.«

»Ach ja?«

»Warte ab«, sagte die Fließende Königin, die Merles Zweifel spürte. »Vielleicht hat er Recht.«

»Und wenn nicht?«

Sie bekam keine Antwort. Sie hätte sie wahrscheinlich auch gar nicht gehört, denn jetzt waren die drei Köpfe nah genug heran, dass sie Details erkennen konnte.

Es waren menschliche Schädel, ganz ohne Zweifel, und sie waren aus Stein gehauen. So hoch oben in der Luft gab es keine Anhaltspunkte, um ihre Größe abzuschätzen, aber Merle vermutete, dass jeder einzelne mindestens fünfzig Meter hoch war. Ihre Gesichter waren starr und grau, die Augen offen, aber ohne Pupillen. Das steinerne Haar, geformt wie ein Helm, lag eng am Kopf und ließ die Ohren frei. Die gewaltigen Lippen standen einen Spaltbreit offen, doch was Merle von weitem für ein Portal zum Inneren der Schädel gehalten hatte, erwies sich von nahem als eine Illusion, die den Eindruck erwecken sollte, dass die Schädel sprachen.

Jetzt hörte sie auch Stimmen.

Worte strömten über die Ebene wie Vogelschwärme, flatternd und unruhig, eine Sprache, die Merle nie im Leben gehört hatte.

Die Schädel waren noch etwa achthundert Meter entfernt und näherten sich in einer Pfeilformation, ein Kopf an der Spitze, die beiden anderen rechts und links dahinter.

»Diese Stimmen ... Sind *sie* das?«

»Ich weiß nicht, ob es ihre Stimmen sind, aber sie kommen aus ihrem Inneren«, sagte Vermithrax. Merle fiel auf, dass er seine Ohren aufgestellt hatte. Er konnte nicht nur besser sehen als sie, er hörte auch viel mehr und war in der Lage, Klänge zu unterscheiden und ihre Herkunft zu

bestimmen.

»Wie meinst du das, nicht ihre Stimmen?«

»Ein anderer spricht aus ihnen. Sie leben nicht. Ihr Stein ist nicht –«

»Beseelt?«

»Genau.« Vermithrax verstummte und konzentrierte sich ganz auf seinen Flug. Merle hatte angenommen, sie würden vor den Köpfen fliehen, aber der Löwe hatte sich bislang still in der Luft gehalten, an einem Punkt, der geradewegs in der Flugbahn des vorderen Steinschädels lag. Zu ihrem grenzenlosen Schrecken begriff sie nun, dass Vermithrax sich drehte – nicht etwa von den Köpfen fort, sondern zu ihnen hin. Er hatte tatsächlich vor, ihnen entgegenzufliegen.

»Vermithrax! Was tust du?«

Der Obsidianlöwe gab keine Antwort. Stattdessen ließ er seine Schwingen noch schneller auf und nieder sausen, manövrierte sich ein wenig weiter nach links – und wartete.

»Was hast du –«

»*Er plant irgendwas.*«

»Ach?« Merle wäre vermutlich rot vor Wut geworden, hätte ihr die Furcht nicht alles Blut aus dem Gesicht gepresst. »Sie kommen genau auf uns zu!«

Die unheimlichen Stimmen schallten jetzt immer lauter über die Einöde und wurden von Felswänden und Gesteinstürmen zurückgeworfen. Merle kam es vor, als hinge sie inmitten eines Feuerwerks fremdartiger Klänge und Worte, als explodierte rund um sie herum eine Vielzahl der unterschiedlichsten Töne wie bunte Flammenfontänen. Selbst wenn sie der fremden Sprache mächtig gewesen wäre, hätte sie wohl nichts von alledem

verstanden, so laut, so schrill waren die Silben aus dieser Nähe. Noch ehe die Schädel heran waren, setzte in Merles Ohren ein grelles Pfeifen ein.

Vermithrax schüttelte sein Haupt, als könnte er damit den Lärm aus seinen empfindlichen Ohren vertreiben. Seine Muskeln spannten sich. Abrupt schnellte er vorwärts, auf den vorderen Schädel zu, legte sich im letzten Augenblick schräg, brüllte Merle etwas Unverständliches zu – wohl eine Warnung, sich besonders gut festzuhalten – und tauchte unter dem Felsgrat des rechten Wangenknochens hindurch. Merle sah das gewaltige Gesicht an sich vorüberrauschen wie eine Wand aus Granit, zu groß, um es mit einem Blick zu erfassen, zu schnell, um mehr als nur die Schwere, die Größe, die pure Gewalt seiner Geschwindigkeit wahrzunehmen.

Sie rief Vermithrax' Namen, aber der Gegenwind riss die Silben von ihren Lippen, und die Stimmen der fliegenden Schädel übertönten jeden Laut.

So plötzlich, dass ihre Finger nachgaben und ihr ganzer Körper nach hinten gerissen wurde, schlug Vermithrax seine Krallen in die steinerne Ohrmuschel des Schädels und zog sich heran. Zugleich hörten seine Schwingen auf zu schlagen, bogen sich nach innen und fingen Merle auf, bevor sie hinab in die Tiefe stürzen konnte. Die Federspitzen pressten sie mit der Gewalt von Riesenfäusten zurück auf den Rücken, während Vermithrax sein Möglichstes tat, den brutalen Ruck aufzufangen, der sie beide beim ersten Kontakt mit dem Schädel durchfuhr.

Irgendwie gelang es ihm. Irgendwie fand er Halt. Und dann saßen sie in der Ohrmuschel des Riesenkopfes und rasten mit irrwitziger Geschwindigkeit über das Felsenland.

Merle brauchte eine Weile, ehe sich ihr Atem so weit beruhigt hatte, dass sie wieder sprechen konnte. Aber selbst dann noch wirbelten in ihrem Kopf die Gedanken umher wie Mücken um eine Kerzenflamme, wild und nervös, und sie hatte Mühe, ihrem Denken eine klare Richtung zu geben, hatte Mühe zu begreifen, was gerade geschehen war. Schließlich ballte sie eine Faust und schlug Vermithrax auf den Pelz. Er schien es nicht einmal zu spüren.

»Warum?«, brüllte sie ihn an. »Warum hast du das getan?«

Vermithrax kletterte über einen Steinwulst tiefer in das Ohr hinein. Es öffnete sich um sie wie eine Höhle, felsig, dunkel, ein tiefer Trichter. Erstaunlicherweise war der Lärm hier drinnen gedämpft; zum einen, weil es nur noch eine einzige Stimme war, die sie hörten, denn hier waren sie abgeschüttet vom Krach der beiden anderen Schädel; zum anderen, weil die Stimme des Kopfes nach außen gerichtet war.

Vermithrax ließ Merle von seinem Rücken gleiten und legte sich erschöpft zwischen zwei Steinwülste. Er hechelte, seine lange Zunge hing herab bis zu den mächtigen Pfoten.

»Die Wahrscheinlichkeit steht fünfzig zu fünfzig«, brachte er zwischen zwei tiefen Atemzügen hervor.

»Welche Wahrscheinlichkeit?« Merle war noch immer wütend, aber allmählich wurde ihr Zorn von der Erleichterung übertroffen, dass sie trotz allem noch am Leben waren.

»Entweder der Kopf bringt uns zu Lord Licht, oder aber er trägt uns genau in die entgegengesetzte Richtung.« Vermithrax zog die Zunge ein und bettete sein Haupt auf die Vorderpranken. Merle wurde erst jetzt bewusst, wie

sehr er sich beim Aufsprung auf den fliegenden Schädel verausgabt hatte und wie nah sie gerade am Tod vorbeigeschlittert waren.

»Dieser Kopf hier«, sagte Vermithrax müde, »verkündet etwas. Ich verstehe die Worte nicht, die er ausstößt, aber es sind immer wieder dieselben, so als hätte er eine Botschaft. Vielleicht ist er eine Art Herold.«

»Eine Botschaft von Lord Licht an sein Volk?«

»Möglicherweise«, sagte die Fließende Königin.
»Vermithrax könnte Recht haben.«

»Was sonst?«, fragte der Löwe.

Merle verdrehte die Augen. »Woher soll ich das wissen? Hier unten ist alles anders. Diese Dinger könnten wer weiß was sein!« Dabei schaute sie sich in der steinernen Höhle um. So unglaublich es schien, sie saßen wahrhaftig in einem riesenhaften Ohr fest.

»Diese Köpfe sind tote Gegenstände«, sagte Vermithrax.
»Das ist der wichtige Unterschied zu den Lilim. Irgendjemand hat sie gebaut. Und er hat es zu einem bestimmten Zweck getan. Da Lord Licht nun einmal der Herrscher dieses Ortes ist, dürfte er das gewesen sein.«

»Und warum fünfzig zu fünfzig?«

»Möglicherweise ist der Kopf auf dem Rückweg zu seinem Herrn, weil er seine Mission erfüllt hat – oder aber, er hat seine Reise gerade erst begonnen und entfernt sich von Lord Licht. Eines von beidem.«

»Das heißt, wir können nur abwarten, oder?«

Der Löwe nickte, was seltsam unbeholfen aussah, da seine Schnauze noch immer auf seinen Tatzen lag. »So sieht's wohl aus.«

»Was meinst du?«, fragte Merle die Königin.

»Ich denke, er hat Recht. Wir können wahrscheinlich

monatelang durch die Hölle irren, ohne eine Spur von Lord Licht zu finden. Aber so haben wir zumindest eine Chance.«

Merle stieß einen Seufzer aus, dann rückte sie näher an den Löwen heran und tätschelte seine Nase. »Aber beim nächsten Mal sagst du vorher Bescheid, in Ordnung? Ich wüsste gerne, *warum* du uns alle fast umbringst.«

Der Löwe brummte etwas – war das ein Ja? – und schmiegte seine faustgroße Nase tiefer in Merles Hand. Dann schnurrte er wohligh, wedelte ein paar Mal mit dem Schwanz und schloss die Augen.

Merle blieb noch einen Moment länger bei ihm sitzen, dann rappelte sie sich mit wackligen Knien hoch und kletterte zum äußeren Steinwulst des Riesenohrs.

Beeindruckt blickte sie hinab in die Tiefe. Die triste Landschaft zog ein paar hundert Meter unter ihnen dahin, so eintönig, dass es nichts, aber auch gar nichts gab, woran sie ihren Blick hätte festmachen können. Wahrscheinlich waren sie ohnehin zu schnell. Sie bezweifelte, dass Vermithrax auch nur die Hälfte dieser Geschwindigkeit über längere Zeit hätte beibehalten können.

»Was für ein trostloser Ort!«, flüsterte sie mit einem Stöhnen. »Ob Lord Licht jemals versucht hat, hier irgendwas zu pflanzen? Ich meine, um ein wenig Farbe hineinzubringen. Ein bisschen Abwechslung.«

»*Warum sollte er? Hier lebt nichts. Zumindest nichts, das solche Bemühungen zu schätzen wüsste. Oder glaubst du, die Lilim oben im Lager würden sich über ein paar bunte Blumen freuen?*«

»Du musst es ja nicht gleich ins Lächerliche ziehen.«

»*Das will ich gar nicht. Nur musst du in dieser Welt andere Maßstäbe anlegen. Andere Begriffe. Andere Vorstellungen.*«

Merle schwieg und lehnte sich zurück. Dann aber kam ihr ein Gedanke, der sie gleich wieder auffahren ließ.

»Wenn diese Köpfe so etwas wie Flugmaschinen sind, wie die Sonnenbarken des Imperiums, dann müsste doch jemand darin sein, oder? Jemand, der sie steuert!«

»*Wir sind allein.*«

»Bist du sicher?«

»*Ich würde es spüren. Und Vermithrax, glaube ich, auch.*«

Merle streckte sich auf dem harten Stein aus, beobachtete eine Weile den schlummernden Obsidianlöwen, um dann wieder hinaus in die Landschaft der Hölle zu schauen. Was für ein sonderbarer Ort! Sie versuchte sich zu erinnern, wie Professor Burbridge ihn bereist hatte, aber ihr fiel nichts dazu ein. Allerdings hatte sie auch keines seiner Bücher wirklich gelesen; ihr Lehrer im Waisenhaus hatte ihnen ein paar Passagen vorgetragen, doch das meiste, was sie gehört hatte, waren Zusammenfassungen aus zweiter Hand gewesen. Einige Beschreibungen, das war schon alles. Jetzt bedauerte sie, dass sie sich damals nicht stärker dafür interessiert hatte.

Recht gut erinnerte sie sich hingegen an die Gefahren der Hölle, auf die Burbridge in seinen Berichten eingegangen war. Grausame Kreaturen, die auf arglose Opfer warteten, hinter jedem Stein und jedem ... ja, Baum. Sie war sicher, dass von *Bäumen* die Rede gewesen war. Von Bäumen aus Eisen, mit Blättern wie Rasierklingen. Nun, hier jedenfalls, in diesem Teil der Hölle, schien es keine Pflanzen zu geben, weder aus Eisen noch aus Holz.

Auch entsann sie sich gut der barbarischen Wesen, die in gewaltigen Stämmen über die Ebenen zogen, Landschaften, die in ewiges Feuer gehüllt waren, an

Berge, die Flügel entfalteten und davonflogen, und an Schiffe aus Menschenknochen, die über die Lavaozeane der Hölle segelten. All das waren Bilder, die ihr gut im Gedächtnis geblieben waren, so sehr hatten sie Merle damals beeindruckt.

Und nun war da nichts von alledem.

Sie war enttäuscht und erleichtert zugleich. Die Lilim in der Felswand waren für ihren Geschmack mörderisch genug, und sie konnte auf Kannibalenstämme und Riesenungeheuer gut und gern verzichten. Dennoch fühlte sie sich ein wenig hintergangen, so als entpuppten sich all die infernalischen Bilder nun nach Jahren als pure Hirngespinnste.

Aber die Hölle war gigantisch, und so wie oben auf der Erde mochte es auch hier unten die unterschiedlichsten Landschaften und Kulturen geben. Wenn ein Reisender aus einer anderen Welt irgendwo in der Sahara abgesetzt würde, wäre er gewiss auch enttäuscht, hätte man ihm vorher von den prächtigen Palästen Venedigs und dessen verzweigten Kanälen berichtet. Mehr noch, er würde vielleicht nicht einmal glauben können, dass sie überhaupt existierten.

Merle kletterte wieder an dem äußeren Steinwulst hinauf und spähte auf den Felsboden, der tief unter ihnen dahintraste. Keine Veränderung, keine Spur von Leben. Seltsamerweise spürte sie keinen Windzug, keinen Sog, der bei dieser Geschwindigkeit eigentlich hätte entstehen müssen.

Ein wenig gelangweilt, selbst nach allem, was sie durchgemacht hatte, wandte sie ihren Blick nach hinten, hinüber zu dem zweiten Steinschädel, der ihnen in einiger Entfernung folgte. Den dritten konnte sie von hier aus nicht sehen, er befand sich auf der anderen Seite.

Abrupt schrak sie auf. Ihre Trägheit verflog auf einen Schlag.

»Das ist doch nicht ...«, begann sie, vergaß aber, den Satz zu beenden. Dann, nach einem Moment, fragte sie: »Siehst du das auch?«

»*Ich blicke durch deine Augen, Merle. Natürlich kann ich ihn sehen.*«

Zwischen den Lippen des zweiten Schädels kauerte ein Mensch.

Er hockte hinter der Unterlippe und lag mit dem Oberkörper und ausgestreckten Armen über dem Stein, scheinbar leblos, so als hätte ihn der gewaltige Schädel zur Hälfte verschlungen und dann vergessen, auch den Rest herunterzuschlucken. Seine Arme pendelten hin und her, sein Kopf lag auf der Seite, das Gesicht von ihnen abgewandt. Er hatte sehr langes, schneeweißes Haar, und Merle hätte ihn für eine Frau gehalten, hätte er nicht mit einem Mal den Kopf umgewandt und zu ihr herübergesehen. Zwischen seinen weißen Strähnen, die wie frisch gefallener Schnee seine Züge bedeckten, blickte er sie an. Selbst auf diese Distanz konnte sie erkennen, wie schmal und ausgezehrt sein Gesicht wirkte. Seine Haut hatte kaum mehr Farbe als sein Haar, war so blass wie die einer Leiche.

»*Er stirbt*«, sagte die Fließende Königin.

»Und dabei sollen wir einfach zuschauen?«

»*Wir kommen nicht an ihn heran.*«

Merle überlegte, dann fasste sie einen Entschluss. »Vielleicht doch.«

Sie sprang zurück ins Ohr, rüttelte Vermithrax wach und zerrte den müden, schlecht gelaunten Löwen mit sich zum Rand der steinernen Muschel. Der weiße Mann hatte das

Gesicht jetzt wieder abgewandt und hing über der Lippe des Schädels wie ein Toter.

»Können wir dort rüberkommen?« Ihr Tonfall machte deutlich, dass sie ein Nein nicht akzeptieren würde.

»Hmm«, machte Vermithrax düster.

»Was soll das heißen ... hmm?« Merle schnappte aufgeregt nach Luft, ruderte mit den Armen und gestikulierte wild. »Wir dürfen ihn da drüben nicht einfach sterben lassen. Er braucht unsere Hilfe, das sieht man doch.«

Vermithrax knurrte etwas Unverständliches, und als Merle immer aufgebracht mit den Händen fuchtelte, wortreich an sein Gewissen appellierte und schließlich sogar »Bitte« sagte, murmelte er: »Er könnte eine Gefahr bedeuten.«

»Aber er ist ein Mensch!«

»Oder etwas, das aussieht wie einer«, sagte die Königin mit Merles Stimme.

Merle war viel zu aufgeregt, um sie wegen dieses erneuten Verstoßes gegen ihre Abmachung zurechtzuweisen. »Auf jeden Fall können wir nicht einfach hier sitzen bleiben und zuschauen.« Betonter fügte sie hinzu: »Können wir doch nicht, oder?«

Die Königin hüllte sich in Schweigen, was in gewisser Weise auch eine Antwort war, aber Vermithrax erwiderte: »Nein, wahrscheinlich nicht.«

Merle atmete auf. »Du willst es versuchen?«

»Was versuchen?«, fragte die Königin, aber diesmal ignorierte Merle sie einfach.

Vermithrax blickte nachdenklich vom Rand der Ohrmuschel über den Abgrund hinweg zum zweiten Steinschädel. »Der Kopf fliegt nicht genau hinter uns,

sondern schräg. Das macht es schwieriger. Aber, vielleicht ... hm, wenn ich mich stark genug abstoße und dabei weit genug hinauskomme und mich dann einfach zurückfallen lasse, dann könnte ich mich wahrscheinlich wieder an ihm festklammern und –«

»Einfach! Hast du eben ‚einfach‘ gesagt?«, fragte die Königin durch Merles Mund.

Lass das!, dachte Merle.

»Aber es ist Wahnsinn. Wir wissen nicht, wer oder was er ist und warum er so zugerichtet ist.«

»Wenn wir hier rumsitzen, werden wir es auch niemals erfahren.«

»Vielleicht wäre das besser.« Aber der Ton der Königin verriet, dass sie ihre Niederlage bereits akzeptiert hatte. Sie war eine faire Verliererin – vielleicht auch eine beleidigte – und verfiel abermals in Schweigen.

»Es wird schwierig«, sagte Vermithrax.

»Ja.« Als ob Merle das nicht wüsste.

»Ich kann nicht einfach in der Luft stehen bleiben, bis sein Gesicht mich rammt – das würde mich umbringen. Ich kann nur wieder versuchen, seitlich aufzuspringen, am Ohr oder irgendwo am Haar. Und dann müsste ich von dort aus um den Kopf herumklettern, um den Mahn zu erreichen.«

Merle holte tief Luft. »Das kann ich machen.«

»Du?«

»Sicher.«

»Aber du hast keine Krallen.«

»Dafür bin ich leichter. Und flinker. Und kann mich an den kleinsten Unebenheiten festhalten.« Daran glaubte sie zwar selbst nicht recht, aber irgendwie, fand sie, klang das einleuchtend.

»Kein guter Plan«, sagte Vermithrax unbeeindruckt.

»Bring mich einfach rüber, den Rest erledige ich. Ich hab's satt, die ganze Zeit auf deinem Rücken rumzusitzen« – sie lächelte flüchtig –, »ich meine, nichts gegen deinen Rücken, aber ich kann einfach nicht so ... so untätig sein. Darin war ich noch nie besonders gut.«

Der Löwe verzog seine Lefzen, was Merle erst nach einem Augenblick als Grinsen erkannte. »Du bist ein ziemlich tapferes Mädchen. Und ein völlig verrücktes.«

Sie strahlte ihn an. »Dann machen wir's?«

Vermithrax leckte sich mit der Zungenspitze über seine fingerlangen Fangzähne. »Ja«, sagte er nach einem weiteren Blick über den Abgrund, »ich denke, wir versuchen's einfach.«

»*Einfach*'«, sagte die Königin stöhnend, »*da war's schon wieder*.«

Junipas Schicksal

»WAS SOLL DAS HEISSEN«, BRÜLLTE DARIO, »du willst noch mal eben fort?«

Serafin hielt seinem Blick mühelos stand. Es hatte ihn nie sonderlich beeindruckt, wenn man ihn anschrie. Meist war Lautstärke nur ein Zeichen von Schwäche. »Es bedeutet genau das, was ich gesagt habe. Dass ich vor dem Angriff noch einmal wegmuss. Und mach dir keine Sorgen, *General* Dario: Ich habe nicht vor, aus deiner Armee von Helden zu desertieren.«

Dario kochte vor Wut, und er sah jetzt aus, als täte es ihm Leid, dass er nicht mehr als zwei Fäuste hatte, die er ballen konnte. »So läuft das hier nicht«, sagte er scharf, leiser zwar, aber nicht weniger zornig. »Du kannst dich nicht einfach für ein paar Stunden verabschieden, während wir uns darauf vorbereiten, den Dogenpalast –«

Serafin unterbrach ihn. »Vielleicht musst *du* dich vorbereiten. *Ich* muss es nicht. Ihr habt mich *gebeten*« – er betonte das Wort besonders genüsslich –, »euch zu helfen, weil ihr wisst, dass ich der Einzige bin, der überhaupt nur den Hauch einer Chance hat, in den Palast hineinzukommen. Weißt du, Dario, die Regeln sind ganz einfach: Ich versuche, in den Palast einzudringen, und wer mir folgen will, tut exakt das, was ich sage.

Wenn nicht, bleibt er entweder hier oder ist wahrscheinlich innerhalb der ersten paar Minuten ein toter Mann.« Er wählte mit Absicht so dramatische Worte, weil er das Gefühl hatte, Dario auf diese Weise am besten packen zu können. Außerdem hatte er diese Diskussion schon satt, bevor sie wirklich begonnen hatte.

»Deine Instinkte in allen Ehren«, sagte Dario mühsam beherrscht, »aber –«

»Mit Verlaub: Meine Instinkte sind alles, was ihr habt.« Serafin deutete auf die kleine Schar Rebellen, die sich im Speisesaal der Enklave versammelt hatte: ein Dutzend Jungen in seinem Alter, manche noch jünger, die meisten von der Straße. Sie hatten Übung darin, sich durchzuschlagen, zu stehlen und den Stadtgardisten ein Schnippchen zu schlagen. Einige trugen noch die zerlumppte Kleidung, in der sie aufgewachsen waren, und jene, die sich aus den Beständen im Haus der Sphinx neu eingekleidet hatten, wirkten geckenhaft, beinahe lächerlich in ihren bunten Hemden und Hosen. Die meisten dieser Stücke sahen aus, als hätte man sie für einen Maskenball zusammengetragen; erst nach einer Weile war Serafin klar geworden, dass die Kleider tatsächlich aus den unterschiedlichsten Jahrhunderten stammen mussten und in den Kisten und Truhen der Sphinx die Zeit überdauert hatten. Wieder einmal fragte er sich, wie lange Lalapeja schon hier in Venedig lebte. Sie selbst hatte ihm darauf keine Antwort gegeben.

Dario hatte so viel Verstand gezeigt, seine neue Hose und das Hemd in samtigem Violett auszuwählen, dunkel genug, um mit der Nacht zu verschmelzen. Die anderen, die bei der Wahl ihrer Kleidung weniger sorgsam gewesen waren, würden hier bleiben. Sie wussten es noch nicht, aber Serafin würde dafür sorgen. Er konnte es sich nicht leisten, mit Begleitern aufzubrechen, die nicht mit jedem Gedanken bei der Sache waren.

»Du bist nicht bei der Sache«, sagte Dario, als hätte er Serafins Gedanken gelesen, um nun sein eigenes Argument gegen ihn selbst zu verwenden. »Wir können uns nicht auf dich verlassen, wenn du die ganze Zeit etwas anderes im Kopf hast.«

»Und genau aus dem Grund will ich noch mal fort.« Serafin achtete nicht auf die stummen Gesichter, die aufmerksam jedem Wort lauschten, das zwischen ihm und Dario gewechselt wurde. »Um meinen Kopf freizubekommen für das, was wir vorhaben, muss ich eine bestimmte Sache regeln. Ich darf nicht zulassen, dass sie mich ablenkt.«

»Und was für eine Sache von weltbewegender Wichtigkeit soll das sein?«

Serafin zögerte. War es das, worauf Dario hinauswollte? Nicht, wie er ursprünglich angenommen hatte, ihn vor allen Anwesenden zu blamieren. Auch nicht, seine Führungsqualitäten in Abrede zu stellen (und Serafin wäre der Erste gewesen, der ihm darin zugestimmt hätte: Er war nie ein guter Anführer gewesen, immer nur ein Einzelgänger). Nein, Dario war neugierig. Vielleicht ahnte er sogar, was Serafin vorhatte. Und schämte sich.

Lalapeja, dachte Serafin. Sie hat es ihm erzählt. Und jetzt versucht er, mich vor den anderen schlecht zu machen, weil er sich selbst schlecht fühlt. In Wahrheit beschimpft er nicht mich, sondern sich selbst.

»Ich will zum Kanal der Ausgestoßenen«, sagte er und beobachtete jede Regung in Darios Gesicht, jeden Hauch einer Emotion, die über Zorn hinausging. Mit einem Mal waren Darios Züge ein einziges Schuldbekenntnis.

»Was könntest du da wollen?«, fragte Dario leise. Sein Tonfall war ein anderer als noch vor wenigen Atemzügen. Ein Raunen ging durch die Reihen der Rebellen.

»Ich will in Arcimboldos Zauberspiegelwerkstatt«, sagte Serafin. »Ich muss nach ihm sehen, und nach Unke. Und, vor allem, nach Junipa.« Er senkte seine Stimme so weit, dass nur noch Dario ihn verstehen konnte. »Ich muss sie dort wegholen. Irgendwohin, wo sie sicher ist. Ansonsten

wird sie die nächsten Tage nicht überleben. Und Arcimboldo vermutlich ebenfalls nicht.«

Dario starrte ihn aus verengten Augen an, als könnte er durch ihn hindurch in sein Innerstes blicken. »Jemand will Arcimboldo töten?«

Serafin nickte. »Ich fürchte, dass es darauf hinausläuft. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er ihnen Junipa tatsächlich ausliefert. Und wenn er sich weigert, werden sie ihn töten.«

»Ausliefert? An wen? An die Ägypter?«

Serafin packte Dario am Oberarm und führte ihn von den anderen fort, durch eine Tür in ein Nebenzimmer, wo sie ungestört reden konnten. »Nicht die Ägypter«, sagte er.

»Wer sonst?«

Serafin sah nachdenklich aus dem Fenster. Draußen war es dunkel geworden. Noch in dieser Nacht wollten sie in den Palast eindringen. Laut den Berichten ihrer Späher hatte der Pharaos erst vor wenigen Stunden dort Einzug gehalten. Bis es so weit war, musste Serafin sich um Junipa, Arcimboldo und Unke gekümmert haben. Alles andere, auch der Kampf gegen die Ägypter, verblasste dagegen zur Bedeutungslosigkeit.

Serafin gab sich einen Ruck und blickte Dario ins Gesicht. Eines wusste er mit Gewissheit: Ihm blieb keine Zeit mehr, Dario die Zusammenhänge zu erklären.

»Komm einfach mit.«

»Ist das dein Ernst?«

Serafin nickte. »Du kannst gut mit dem Säbel umgehen. Viel besser als ich selbst.«

In Darios Augen blitzte immer noch Widerwille auf, sich mit seinem alten Erzfeind zu verbünden. Doch da war auch noch etwas anderes: eine Spur von Erleichterung

und, ja, Dankbarkeit. Denn Serafin machte es ihm leicht, ermöglichte ihm mitzugehen, ohne darum bitten zu müssen. Das war es, was Serafin am allermeisten überraschte. Dario *wollte* ihn begleiten, schon von Anfang an. Er hatte es nur nicht über die Lippen gebracht, nicht gegenüber Serafin.

»Und die anderen?«, fragte Dario.

»Werden warten müssen.«

»Lalapeja?«

»Sie auch.«

Dario nickte. »Dann lass uns gleich aufbrechen.«

Zurück im Speisesaal, gab Dario dem überraschten Tiziano den Befehl, das Kommando zu führen, bis sie zurück waren. Tiziano und Boro wechselten einen irritierten Blick, grinsten dann, und Tiziano nickte stolz.

Die übrigen Jungen wollten wissen, was Dario und Serafin vorhatten, doch als Boro allen eine zweite Portion vom Abendessen versprach, erlahmte ihr Interesse, und sie wandten sich den dampfenden Schüsseln zu. Serafin lächelte, als er es sah. Im Herzen würden sie ihr Leben lang Straßenkinder bleiben, die jeder Mahlzeit entgegenfieberten.

Serafin und Dario verließen die Enklave durch den Haupteingang, nachdem sie sichernde Blicke hinaus auf die Gasse geworfen hatten. Der Palazzo der Sphinx stand im Castello-Viertel, mitten in Venedig, aber heute Nacht wagte sich selbst hier keiner der Einwohner auf die Straße.

Die willkürlichen Attacken der Mumienkrieger waren während des vergangenen Tages zu organisierten Patrouillen geworden – Venedig war dem Feind ohne Schlacht in die Hände gefallen, ohne jedes Eingreifen der Stadtgarde. Die verräterischen Ratsherren hatten früh

genug dafür gesorgt, dass die Stadt kapitulierte, sobald die Königin fort und das feindliche Heer näher gerückt war. Die Angriffe der Mumientrupps auf Zivilisten in der vergangenen Nacht hatten ein Übriges getan, den Kampfesmut der Bürger zu zerschlagen. Die meisten hatten einfach aufgegeben: die Stadt und sich selbst. Jetzt war es nur noch eine Frage der Zeit, wann die Ersten aus ihren Häusern verschleppt und auf Booten fortgebracht wurden.

Die beiden Jungen schlichen an der Fassade des Palazzo vorüber. Im Flüsterton erkundigte sich Serafin nach den zugemauerten Fenstern im Erdgeschoss, doch Dario wusste nicht, was sich dahinter verbarg. Keiner betrat jemals das untere Stockwerk, das war Gesetz. Es gab nicht einmal Türen.

Zum Kanal der Ausgestoßenen war es nicht weit, im Laufschrift keine fünfzehn Minuten. Doch sie mussten mehrfach Umwege machen, als ihnen von jenseits einer Biegung das Klirren von Stahl entgegenschallte oder rhythmische Schritte, niemals aber Stimmen. Einmal sahen sie eine der Mumienpatrouillen, nur wenige Schritte entfernt, während sie sich in eine Nische pressten und hofften, dass die Sklaven des Pharaos sie nicht witterten. Eine Wolke aus Staub stieg in Serafins Nase, als die knochigen Gestalten vorübermarschierten.

Nach einigen Minuten erreichten sie eine kleine Kreuzung. Hier zweigte der Kanal der Ausgestoßenen von einer breiteren Wasserstraße ab. Serafins Herz machte einen Sprung, als er die verlassene Brücke und die ausgestorbenen Gehwege sah. An dieser Stelle, vor gar nicht allzu langer Zeit bei einem Lampionfest, hatte für Merle und ihn alles begonnen. Der Gedanke erfüllte ihn mit Trauer und Furcht. Wo steckte Merle nur?

Am Kanal der Ausgestoßenen hatte sich nichts

verändert. Fast alle Häuser der Sackgasse waren seit langer Zeit unbewohnt, Türen und Fensterscheiben zerstört. Nur die beiden Werkstätten, die einander mit ihren grauen Fassaden über das Wasser hinweg anstarrten wie die Gesichter alter Männer, waren bis vor kurzem bewohnt gewesen. Jetzt aber hatten Umbertos Weber ihr Haus verlassen, und auch die Fenster der Zauberspiegelwerkstatt waren dunkel.

»Bist du sicher, dass sie noch hier sind?«, fragte Dario, als sie sich der Spiegelwerkstatt näherten. Immer wieder vergewisserten sie sich, dass niemand ihnen folgte. Serafin hielt am Himmel nach fliegenden Löwen Ausschau, obwohl er in der Finsternis kaum etwas erkennen konnte. Falls dort etwas Dunkles, Massiges an den Sternen vorüberrauschte, war es zu schnell für seine müden Augen.

»Du müsstest Arcimboldo besser kennen als ich«, sagte er. »Ich hatte nicht den Eindruck, dass er ein Mann ist, der sein Haus im Stich lässt und sich in irgendeinem Loch verkriecht.«

Dario erwiderte seinen Blick mit einem zornigen Funkeln, aber dann begriff er, dass Serafins Worte kein Angriff waren. Langsam nickte er. »Vielleicht hätten wir ihn und Unke nicht zurücklassen sollen.« Er hatte nicht vergessen, was er Arcimboldo zu verdanken hatte.

Serafin legte eine Hand auf seine Schulter. »Er wusste, dass ihr gehen würdet. Er hat es mir gesagt. Und ich glaube, ein wenig hat er es sogar gewollt.«

»Darüber hat er mit dir gesprochen?« Dario sah ihn an. »Wann?«

»Vor ein paar Tagen. Ich war mit ihm draußen in der Lagune, nachdem ihr die Spiegel in die Gondel geladen habt.«

»Die letzte Lieferung ...« Darios Stimme klang mit einem Mal nachdenklich, während sein Blick zum Eingang der Spiegelwerkstatt wanderte. »Er hat uns nie gesagt, wohin er all die Spiegel bringt. Oder wer sie ihm abkauft.« Er schrak auf und starrte Serafin an. »Sind etwa das die Leute, vor denen wir ihn beschützen sollen? Sind wir ihretwegen hier?«

Serafin war drauf und dran, ihm die ganze Geschichte zu erzählen: dass er beobachtet hatte, wie Arcimboldo seine Zauberspiegel dem Höllenboten Talamar übergeben und wie Talamar für seinen Meister Lord Licht das Mädchen Junipa gefordert hatte. Das Mädchen mit den Spiegelaugen.

Aber dann schwieg er und nickte nur knapp.

»Was sind das für Leute?«, fragte Dario.

Serafin seufzte. »Wenn wir Pech haben, begegnen wir heute Nacht einem von ihnen.« Er wollte weitergehen, aber Dario hielt ihn an der Schulter zurück.

»Komm schon, rück's raus.«

Serafin blickte von Dario zu der dunklen Werkstatt, dann wieder zurück zu dem Jungen. Es fiel ihm nicht leicht, die Wahrheit zu sagen. Dario würde ihm nicht glauben.

»Die Hölle«, sagte er schließlich. »Arcimboldo hat seine Spiegel jahrelang an Lord Licht verkauft. An einen seiner Boten.«

»Lord Licht?« Darios Stimme blieb ruhig, so als überraschte ihn diese Neuigkeit nicht wirklich. Dann nickte er langsam. »Der Teufel also.«

»Was zu beweisen wäre«, sagte Serafin. »Niemand ist Lord Licht je begegnet.« Damit redete er die Sache nur schön, das wusste er.

»Und Arcimboldo hat ihm gehorcht?«, fragte Dario.

Ein vereinzelter Windstoß streifte Serafins Gesicht und ließ ihn frösteln. Abermals blickte er auf zum Nachthimmel. »Er hat nicht nur die Spiegel für ihn gemacht. Er hat auch Merle und Junipa auf Befehl Lord Lichts in sein Haus aufgenommen.«

»Aber ...«, begann Dario, dann schüttelte er den Kopf. Er hatte die beiden Mädchen nie gemocht, doch er ging nicht so weit, ihnen die Schuld zu geben. »Erzähl den Rest«, bat er.

»Es gibt nicht mehr zu erzählen. Junipa war blind, das weißt du, und Arcimboldo hat ihr auf Wunsch von Lord Licht die Spiegelaugen eingesetzt.«

»Diese verfluchten Augen«, flüsterte Dario. »Sie sind unheimlich. Wie Eis. Als würde ein kalter Wind daraus wehen.« Er hielt inne, und erst nach einem Moment fügte er hinzu: »Warum? Was hat die Hölle oder Lord Licht davon, wenn Junipa wieder sehen kann?«

»Keine Ahnung.« Serafin bemerkte Zweifel in Darios Blick. »Nein, ehrlich, ich weiß es nicht. Und ich glaube, Arcimboldo selbst war sich nicht sicher. Er hat nur getan, was man ihm aufgetragen hat. Um die Werkstatt zu retten und auch euch Lehrlinge. Er hatte Angst, euch zurück ins Waisenhaus schicken zu müssen, wenn er die Aufträge von Lord Licht ausschlagen würde. Es ging ihm nur um euch.« Serafin zögerte kurz, dann sagte er: »Und er war froh, Junipa helfen zu können. Er hat gesagt, dass sie so glücklich war, endlich sehen zu können.«

»Und warum sind wir nun hier?«

»Talar, der Bote Lord Lichts, hat verlangt, dass Arcimboldo Junipa an ihn ausliefert. Aber ich glaube, er wusste genau, dass Arcimboldo sich weigern würde. Er hat ihm eine Frist gesetzt. Und deshalb müssen wir deinen Meister, Junipa und Unke in Sicherheit bringen, bevor –«

»Bevor dieser Talamar das Mädchen holt«, beendete Dario den Satz. »Und Arcimboldo für seinen Ungehorsam bestraft.«

»Dann bist du noch immer mit dabei?« Serafin hatte nicht vergessen, was geschehen war, als Dario damals in der Spiegelwerkstatt mit einem Messer auf ihn losgegangen war. Dario hatte Junipa dabei als Schutzschild missbraucht. Andererseits, heute hatte Serafin das Gefühl, es mit einem anderen Dario zu tun zu haben. Einem, der ehrlicher war zu anderen – ehrlich auch zu sich selbst.

»Sicher.« Dario zog seinen Säbel, eine entschlossene, aber auch ein wenig hilflose Geste. »Egal, mit wem wir es aufnehmen müssen. Und wenn der Pharao und Lord Licht dort drinnen gerade Brüderschaft trinken, zeigen wir halt beiden, wo's langgeht.«

Serafin grinste und setzte sich in Bewegung. Gemeinsam überwand sie die letzten Meter bis zur Werkstatt. Der Schriftzug über der Tür, *Arcimboldos Götterglas*, schien unwirklicher denn je. In dieser Nacht waren die Götter weiter von Venedig entfernt als jemals zuvor.

Ein leises Pochen ertönte, als das leere Ruderboot des Spiegelmachers neben ihnen gegen die Kanalwand schlug. Serafin und Dario schrakten zusammen. Irgendetwas hatte das stille Wasser aufgestört. Vielleicht nur der Wind.

Noch immer keine Löwen am Himmel.

Der Eingang stand offen. Dario warf Serafin einen verwunderten Blick zu, doch der zuckte nur mit den Schultern. Erst nachdem sie vorsichtig eingetreten waren, sahen sie es: Das Türschloss war aufgebrochen, mehr noch, es war zerschmettert, zerfetzt wie das Holz der Eichentür, die mit solcher Wucht gegen die Wand geschlagen war, dass an mehreren Stellen der Putz an der

Mauer fehlte.

Dario spähte aufmerksam ins Dunkel.

Serafin wisperte nur ein einziges Wort: »Talamar.«

Er wusste nicht, was ihn so sicher machte. Ebenso gut mochten Mumienkrieger in das Haus eingedrungen sein. Aber er spürte den Odem von Lord Lichts Sklaven wie einen schlechten Geruch, der hier drinnen die Luft verpestete. Wie etwas, das die Härchen in seinem Nacken versengte und alle seine Zahnwurzeln auf einmal schmerzen ließ. Die Anwesenheit von etwas durch und durch Schlechtem, vielleicht sogar bösartiger als die Macht, die es hergesandt hatte.

»Talamar«, sagte er noch einmal, jetzt lauter, verbissener.

Dann rannte er los, ungeachtet Darios Warnung, ungeachtet auch der Finsternis, die in der Eingangshalle brodelte wie schwarzer Sud in einem Hexenkessel. Er hetzte die Treppe hinauf, bog im ersten Stock ab und erschrak, als er hektische Bewegungen rechts und links von sich wahrnahm, flinke Formen, die über die Wände geisterten. Aber es war nur er selbst, der durch eine Unzahl von Spiegelrahmen huschte, überall an den Wänden.

Dario lief direkt hinter ihm, als ein ohrenbetäubendes Kreischen ertönte. Dario beschleunigte sein Tempo, zog jetzt fast an Serafin vorbei.

Wer hatte geschrien? Mann, Frau oder Mädchen? Vielleicht auch etwas ganz anderes, nicht gequält, sondern in schrillum, loderndem Triumph.

Ein Flüstern geisterte durch die Gänge, aus allen Richtungen zugleich: »Dem Wunsch ist entsprochen, der Zauber gewirkt, der Pakt erfüllt.«

Die Jungen bogen um eine Ecke, geradewegs in den Korridor, der auf das hohe Doppeltor der Werkstatt zuführte. Arcimboldos Arbeitshalle ähnelte von jeher eher dem Laboratorium eines Alchimisten als den Räumen eines Handwerkers. Seine Zauberspiegel entstanden aus Silberglas, Magie und der Essenz der Fließenden Königin.

Doch die ätzenden Dämpfe, die ihnen jetzt entgegentrieben, hatten nichts mit alchimistischen Substanzen oder Zauberei zu tun. Sie waren der Odem der Verdammnis, die schwarze Pestilenz Talamars. Serafin wusste es, fühlte es mit jedem Nerv, mit jeder Faser. Seine Sinne schlugen Alarm. Sein Verstand schrie ihn an umzukehren.

Aber er lief weiter, riss den Säbel hoch, öffnete den Mund zu einem Schrei des Zorns und der Hilflosigkeit – und flog durch die offene Tür ins Laboratorium, stieß durch Wolkenbänke aus scharfem Rauch und Säuredunst, stolperte, kam zum Stehen, konnte kaum atmen. Und sah.

Unke lag reglos in einer Ecke, vielleicht tot, vielleicht nur ohne Bewusstsein. Im fahlen Nebel, der den Raum erfüllte, war nicht zu erkennen, ob sie atmete. Sie trug keine Maske, hatte das Gesicht aber abgewandt. Serafin war nicht sicher, ob Dario die einstige Meerjungfrau je unmaskiert gesehen hatte; falls nicht, war es besser, dass sie jetzt nicht zu ihnen herüberschaute. Ihr Haifischmaul, das letzte Merkmal ihrer ozeanischen Abstammung, hätte ihm womöglich einen Schock versetzt.

Etwas bewegte sich im Nebel wie eine große Spinne mit vier Beinen. Verkantete Gelenke, als hätte jemand eine Fadenpuppe falsch zusammengesetzt. Ein Körper, dessen Bauch nach oben wies, und eine Fratze, die auf dem Kopf stand, das spitze Kinn oben, die tückischen Augen unten. Wie ein Mensch, der eine Brücke bildet; und dennoch weit entfernt von jeder Menschlichkeit.

Mit einer Hand zerrte der Höllenbote etwas hinter sich her, ein regloses Bündel. Einen Körper.

Junipa.

Serafin zögerte nur einen Augenblick, vergewisserte sich, dass Dario dasselbe sah wie er, dann hechtete er durch den ätzenden Dunst auf Talar zu, so schnell, dass selbst die Reflexe des Höllenboten kaum noch reagieren konnten. Statt auszuweichen, ließ die Kreatur Junipa los, hob einen Arm – in einer verdrehten Bewegung, die nichts mit etwas Irdischem gemein hatte – und wehrte den Säbelhieb ab, mit bloßer Haut, hart wie Stein, stumpf wie der Hornpanzer eines Insekts. Die Klinge prallte ab, mit einem widerlich dumpfen Laut, und beinahe hätte sein eigener Schwung Serafin zu Boden gerissen. Er fing sich im letzten Moment, wurde zwei Schritte nach hinten getrieben, stand dann aber breitbeinig und bereit für den nächsten Schlagabtausch.

Ein schrilles Lachen drang aus dem verdrehten Maul des Wesens, seine Augen suchten, sondierten, entdeckten den zweiten Gegner.

Dario hatte aus Serafins Fehler gelernt. Statt Talar auf geradem Weg anzugreifen, machte er einen Schritt auf die Bestie zu, wirbelte herum, sprang nach rechts, dann nach links und setzte schließlich in einem akrobatischen Sprung über seinen Gegner hinweg, drehte sich in der Luft und stieß den Säbel mit beiden Händen von oben in den Leib des Höllenboten.

Talar stöhnte, als die Spitze seine Haut ritzte. Er schüttelte sich wie bei einem Insektenstich, spie eine Reihe abgehackter Laute aus, dann wischte er die Klinge einfach beiseite. Die Spitze war kaum einen Fingerbreit eingedrungen, zu wenig, um ihn zu schwächen oder gar ernsthaft zu verletzen. Dario riss den Säbel zurück, bevor

Talamar die Klinge packen konnte, kam mit beiden Beinen auf, schwankte kurz, fand dann sein Gleichgewicht und rief Serafin etwas zu, das im zornigen Brüllen der Kreatur unterging.

Aber Serafin verstand auch so.

Dario stand jetzt auf der rechten Seite Talamars, während Serafin sich noch immer auf der linken befand. Sie konnten den Höllenboten in die Zange nehmen, wenn sie sich geschickt anstellten. Wenn sie schnell genug handelten.

Talamar war sehr wohl in der Lage, die Sprache der Venezianer zu sprechen, Serafin hatte es selbst gehört, doch die Laute, die er jetzt ausstieß, klangen so fremdartig, dass sie in Serafins Ohren schmerzten. Es war, als wären die Töne etwas Lebendiges, ausgesandt, um Talamars Gegner zu schwächen und ihre Konzentration zu stören.

Serafin zwang sich zur Ruhe. Sein Blick suchte den reglosen Körper Junipas, halb unter Talamars Leib verborgen, und er glaubte ein metallisches Blitzen zu erkennen, eine Spiegelung in ihren Augen. Sie standen offen. Sie beobachteten ihn. Und dennoch konnte Junipa sich nicht bewegen, als hätte Talamar sie mit einem Zauber belegt. Ihre Gelenke waren erstarrt, ihre Muskeln gefroren. Aber sie atmete, das sah er jetzt ganz deutlich. Sie lebte. Und das war es, was zählte.

Dario stieß einen Pfiff aus. Serafin blickte auf, nickte seinem Gefährten zu. Und dann griffen beide gleichzeitig an, ließen die Säbel wirbeln und auf Talamars Panzerhaut prasseln.

Stahl prallte auf Horn. Ohne Erfolg.

Talamar schrie erneut, nicht schmerzerfüllt, nur wütend. Dann ging er zum Gegenangriff über.

Er hatte Dario als den gefährlicheren Gegner erkannt, und so galt ihm seine erste Attacke. Die Krallen an Talamars Fingern, keine kürzer als eine Dolchklinge und ebenso scharf, zuckten vor und zurück, huschende, wirbelnde Schemen, und dann schrie Dario auf, taumelte zurück und stieß gegen eine Werkbank. Geistesgegenwärtig warf er sich nach hinten, verlor dabei den Säbel, schlitterte über die Tischplatte hinweg und stürzte dahinter in Deckung. Gerade noch rechtzeitig, denn Talamars Klauen bohrten sich hinter ihm ins Holz, stanzen fünf tiefe Kerben in die Platte.

Serafin nutzte den Moment, in dem die Kreatur abgelenkt war. Er wusste nicht, wie er Talamars Panzerhaut durchdringen konnte, aber seine Instinkte sagten ihm, dass er seine Attacke auf den Schädel des Wesens richten musste. Sein Säbel schnitt durch den grauen Dunst, vertrieb die Schwaden vor Talamars Zügen und entblößte zum ersten Mal sein ganzes Gesicht. In einem winzigen Augenblick, wie festgefroren in der Zeit, sah Serafin die stählernen Dornenranken, die wie eine Binde über Talamars Augen verliefen; sah die einzelne Ranke, die sich von den anderen gelöst hatte und schräg über den Mund der Kreatur führte.

Dann hieb die Schneide des Säbels in Talamars Züge – und prallte abermals ab.

Der Schrei, der jetzt aus dem Schlund des Wesens drang, klang qualvoll und unkontrolliert, und zum ersten Mal hatte Serafin das Gefühl, Talamar trotz allem gefährlich werden, ja, ihn töten zu können.

Statt zurückzuweichen und Kraft für einen neuen Angriff zu schöpfen, setzte er gleich nach, stieß den Säbel vor, spürte, wie er auf Widerstand stieß – und sah, wie die Klinge in tausend Splitter zerbarst.

Talamar holte aus und versetzte ihm einen Schlag, der ihn getötet hätte, wäre er besser gezielt gewesen. So aber streiften die Klauen Serafin nur, frästen tiefe Kratzer in seine rechte Wange und schlugen dann ins Leere. Serafin taumelte und polterte zu Boden. Er stieß sich das Steißbein so kräftig, dass ihm die Luft wegblieb, und als sein Blick sich wieder klärte, war Talamar fort.

Verschwunden war auch Junipa.

»Serafin?«

Er blickte auf und sah, wie sich Dario hinter der Werkbank aufrichtete, seinen Säbel vom Boden klaubte und dann ungläubig auf die fünf tiefen Spalten in der Tischplatte starrte. Es gehörte nicht viel Phantasie dazu, sich vorzustellen, was von ihm übrig geblieben wäre, hätte der Hieb ihn selbst getroffen.

»Hier!«, rief Serafin, aber es klang wie unartikulierte Wehklagen, nicht wie Worte.

»Wo ist er?« Dario taumelte auf ihn zu. Dabei stützte er sich auf seinen Säbel wie auf einen Krückstock. Sein Gesicht war schmerzverzerrt, und um sein linkes Auge blühte ein Bluterguss wie eine exotische Pflanze.

»Fort.«

»Wohin?«

Serafin rappelte sich hoch, bevor Dario ihn erreichte. Er hielt immer noch den Griff des zersprungenen Säbels in den Händen, starrte ihn ungläubig an und warf ihn dann achtlos beiseite. Der Metallgriff polterte auf die Holzbohlen, schlitterte ein Stück weit und wurde dann von einer Hand aufgehalten, die abrupt aus den Dunstschwaden zuckte wie ein hungriges Tier.

»Unke!« Serafin teilte den Nebel, beugte sich vor und half der Frau auf die Beine. »Ich dachte –«

Sie ließ ihn nicht ausreden. »Wo ist Arcimboldo?«

Serafin blickte sich um, sah nur Dario, der mit den Achseln zuckte, dann schüttelte er den Kopf. »Ich weiß es nicht.«

Unke streifte seine Hände ab und mühte sich vorwärts, den Oberkörper vorgebeugt, schleppte sich weiter durch den Säurenebel, der sich in Serafins Lunge brannte wie flüssiges Feuer.

»Er muss ... hier irgendwo ... sein.«

Serafin und Dario wechselten erneut einen Blick, dann schwärmten sie aus und durchsuchten das Innere der Werkstatt.

Wenig später waren sie sicher, dass weder Talar und Junipa noch Arcimboldo hier waren. Stattdessen stießen sie auf eine Öffnung im Boden, mit angekohlten Rändern, ausgezackt wie ein Stern, den ein Kind mit ungeschickten Fingern auf den Boden gemalt hatte.

Im ersten Augenblick glaubte Serafin, das Loch führe direkt in die Hölle.

Aber nachdem sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah er am Grund der Öffnung den Boden des unteren Stockwerks. Er war drauf und dran hinterherzuspringen, aber Unke hielt ihn am Arm zurück.

»Lass«, sagte sie. »Er ist fort.«

»Und Junipa?«

»Er hat sie mitgenommen.«

»Wir müssen ihn aufhalten!«

Sie schüttelte den Kopf. »Er ist schnell. Mittlerweile kann er überall sein.«

»Aber ...« Serafin verstummte. Was immer er hatte sagen wollen, war auf einen Schlag wie weggewischt. Sie hatten versagt. Talar würde Junipa zu Lord Licht

bringen. Das Mädchen war verloren.

»Meister!« Darios Stimme klang gedämpft durch den Dunst, wahrscheinlich aus einem Nebenzimmer, doch auch auf die Entfernung verlor die Verzweiflung in seinem Ruf nichts an Intensität.

Serafin lief los, aber Unke war noch schneller. Sie hatte eine Platzwunde am Kopf, Blut lief hinab bis zu ihren Mundwinkeln, kurz vor ihren Ohren. Ihr breites Meerjungfrauenmaul stand einen Spaltbreit offen, und Serafin sah die Reihen spitzer Zähne darin aufblitzen.

Er folgte ihr durch den Nebel, durch eine offene Tür.

In dem Lagerraum hatte Arcimboldo seine Zauberspiegel aufbewahrt. Die meisten waren fort, er hatte sie mit der letzten Lieferung an Talar übergeben. Nur ein paar vereinzelt hingen noch in ihren Aufhängungen oder lehnten an den Wänden, Auftragsarbeiten für seine wenigen venezianischen Kunden.

Der alte Mann lag auf dem Boden, mit dem Gesicht nach unten. Sein linker Arm war eng am Körper ausgestreckt, unnatürlich verdreht, so als wäre er hinter seinem Rücken gebrochen oder ausgekugelt worden. Seine Rechte umklammerte einen Hammer. Ganz in der Nähe lagen die Überreste eines Spiegels, gezackte Scherben, die er offenbar selbst aus dem Rahmen geschlagen hatte.

Ein Gedanke durchfuhr Serafin, noch vor dem Entsetzen, vor der Trauer: War Talar durch einen der Zauberspiegel in die Werkstatt gelangt? Und hatte Arcimboldo den Zugang mit dem Hammer zerstört?

Dario kauerte neben seinem Meister, wagte aber nicht, ihn zu berühren, aus Respekt oder Furcht vor der Wahrheit.

Unke stieß den Jungen beiseite und rollte Arcimboldo auf den Rücken. Dann blickten sie alle in seine

gebrochenen Augen, halb verdeckt von Strähnen des wirren weißen Haars, das um seinen Schädel lag wie nass gewordenes Nähgarn.

Mit einer sanften Handbewegung schloss Unke die Augen des alten Mannes. Ihre Finger zitterten. Sie hob Arcimboldos Oberkörper, presste ihn fest an sich und legte seinen Hinterkopf vorsichtig in ihren Schoß. Mit bebenden Händen schob sie das Haar zurück, strich über seine Wangen.

Dario blickte zum ersten Mal auf. Blickte in Unkes Gesicht.

Er stieß ein Keuchen aus, und für ein, zwei Herzschläge sah es aus, als wollte er vor ihr zurückweichen. Dann aber hatte er sich wieder unter Kontrolle, schaute einmal kurz auf Unkes Beine – kein Fischschwanz, Serafin konnte seine Gedanken lesen –, dann nahm Dario die Hand seines ehemaligen Lehrmeisters und drückte sie fest.

Serafin fühlte sich fehl am Platz. Er hatte den Zauberspiegelmacher nicht gut gekannt, aber er hatte ihn gemocht. Er hätte dem Toten gerne seinen Respekt gezollt, doch er fürchtete, dass jede Geste schal und falsch gewirkt hätte. Die beiden hatten Arcimboldo so viel zu verdanken, ihre Trauer musste unendlich viel tiefer sein. Er verbeugte sich nur knapp, drehte sich um und ging zurück in die Werkstatt.

Er musste nicht lange warten, ehe Dario sich zu ihm gesellte.

»Unke will allein mit ihm sein.«

Serafin nickte. »Ja, natürlich.«

»Sie sagt, wir sollen auf sie warten.«

Dario hockte sich auf die Tischkante. Sein Blick war nach innen gerichtet. Es erstaunte Serafin, dass Dario es

trotz allem nicht eiliger hatte, zurück zur Enklave zu kommen; der Angriff auf den Pharao sollte heute noch vonstatten gehen, und es lag nicht in Darios Macht, diesen Plan zu ändern.

»Was wird sie tun?«, fragte Serafin.

»Ich denke, sie will mit uns gehen.«

»Zur Enklave?«

Dario nickte.

Vielleicht war das keine schlechte Idee. Unke war alt, über hundert, schätzte er, vielleicht noch älter, aber ihr Äußeres war das einer Frau in den Dreißigern. Sie war schlank und gewandt, und es hätte ihn nicht verwundert, wenn sie es verstanden hätte, mit einer Klinge umzugehen.

»Du hast es nicht gewusst, oder?«, fragte Serafin.

»Dass sie eine Meerjungfrau ist?« Dario schüttelte den Kopf. »Nein. Wir haben uns natürlich gewundert, warum sie immer diese Maske getragen hat. Sie hat nie irgendjemandem erlaubt, ihr ganzes Gesicht zu sehen, immer nur von der Nase an aufwärts. Eine Krankheit, dachten wir, oder ein Unfall.« Er hob die Schultern. »Wer weiß, vielleicht haben wir es ja auch ein ganz klein wenig geahnt. Tiziano hat mal einen Witz darüber gemacht, was wäre wenn ... Aber nein, ich hab's nicht gewusst. Nicht wirklich.«

Sie verließen die Werkstatt und setzten sich draußen im Korridor auf den Fußboden, die Rücken gegen die Wand gelehnt, Serafin auf der einen Seite des Gangs, Dario auf der anderen. Beide hatten die Knie angezogen und sahen sich über den Flur hinweg an. Vor Darios Füßen lag sein Säbel.

Die Stille wurde durchbrochen vom Klicken des Türschlosses, als Unke die Werkstatt von innen abspernte.

Das Letzte, was Serafin durch den Türspalt sah, war Arcimboldos Leichnam, den Unke auf einer Werkbank aufgebahrt hatte, halb verborgen hinter den wogenden Nebelbänken.

»Was tut sie?«

Dario schaute zur Tür hinüber, als könnte er durch das Holz der beiden Flügel blicken. »Keine Ahnung. Wir müssen abwarten.«

Serafin stimmte mit einem Nicken zu.

Und so warteten sie.

Eine Stunde. Womöglich auch zwei oder drei.

Sie sprachen nicht viel, doch wenn sie redeten, war da nichts mehr von der alten Feindschaft zwischen ihnen, nur Respekt und etwas, das vielleicht einmal Freundschaft werden konnte.

Aber sie hatten einen hohen Preis dafür gezahlt. Arcimboldo tot, Junipa verschleppt.

Einen viel zu hohen Preis.

Die Vorstellung, nach alldem noch in den Dogenpalast einzudringen und ein Attentat auf den Pharao zu verüben, war mit einem Mal so unwirklich, so ganz und gar aberwitzig, dass Serafin sie rasch verdrängte.

Der ätzende Dunst hatte sich längst verzogen, als das Türschloss ein zweites Mal rumorte. Doch nun trat ein anderer Geruch an seine Stelle.

Es brannte. Feuer in der Werkstatt!

Serafin und Dario erwachten aus ihrer Starre und sprangen auf. Unke trat ihnen entgegen. In ihrer Hand blitzte etwas. Serafin glaubte erst, es wäre eine Klinge, doch dann erkannte er eine Maske aus silbernem Spiegelglas. Unke presste sie an sich wie etwas unsagbar Kostbares, mehr als nur ein Andenken, das sie zur

Erinnerung an sich genommen hatte.

Hinter ihr brannte die Werkbank.

Eine Säule aus schwarzem, fettigem Rauch wogte empor, fing sich unter der Decke und kroch daran entlang auf die Tür zu wie die vorderste Front eines Ameisenschwarms.

»Gehen wir«, sagte Unke.

Die beiden Jungen wechselten einen unsicheren Blick, dann sah Serafin wieder ins Innere der Werkstatt. Die Flammen, die über Arciboldos aufgebahrten Körper tanzten, verbargen zugleich die Zerstörung, die sie anrichteten. Etwas an dem Profil des Toten erschien ihm sonderbar, als wäre das Gesicht des Alten jetzt glatt wie eine Kugel.

Sein Blick wanderte wieder zu der silbernen Maske in Unkes Hand. Die Züge waren schmal und hager. Das Gesicht eines alten Mannes.

»Gehen wir«, sagte die Meerjungfrau noch einmal und zog mit der freien Hand den Rand eines Halstuches über ihre Mundpartie, bis sie aussah wie ein Verbrecher, der sich für seinen letzten, großen Raubzug wappnet.

Dario nickte, und Serafin schloss sich den beiden an, als sie mit schnellen Schritten den Korridor hinabeilten. Noch einmal blickte er über die Schulter zurück, aber jetzt sah er nur noch Rauch und Feuer, die in dichten Schwaden hinaus auf den Gang waberten.

Augenblicke später rannten die drei am Kanal der Ausgestoßenen entlang, fort von Arciboldos Scheiterhaufen.

Aus mehreren Fenstern schlugen jetzt Flammen, und eine Qualmwand legte sich über das Wasser.

Der Pharao

HINTER DEN GOLDENEN KUPPELN DER Markuskirche erhob sich ein Falke, größer als jedes Tier auf Erden, höher als der höchste Turm, mächtiger als die Statuen des Pharaos daheim in Ägypten.

Er richtete sich zu seiner vollen Größe von über hundert Mannslängen auf, mit schwarzen, runden Augen und einem Schnabel so groß wie der Rumpf eines Bootes. Sein Gefieder war aus purem Gold und zeichnete sich auf dem Nachthimmel ab, als stünde es in Flammen.

Horus, der Falkengott.

Er entfaltete seine Schwingen wie goldene Segel und legte sie von beiden Seiten um die Fassaden der Basilika, um ihre reichen byzantinischen Verzierungen und Ornamente, um ihre Giebel und Fenster und Reliefs. Die Spitzen der Schwingen trafen sich vor dem Portal, schoben sich übereinander, bis die ganze Kathedrale in seiner Umarmung gefangen war, verborgen wie hinter einem Vorhang aus glühender, funkelnder Lava.

Der Falkengott beanspruchte, was sein war.

Er zeigte jedem, wer jetzt die Macht in Venedig innehatte, dass dies nun ein Teil von Ägypten war, ein Teil des Imperiums, ein Lehen der alten Götter.

Auf einem gegenüberliegenden Dach stand Seth, Höchster der Horuspriester und Wesir des Pharaos. Er hatte das Gesicht leicht gesenkt und die Arme um seinen Oberkörper verschränkt. Schweiß stand in glänzenden Perlen auf seiner Stirn, und seine goldene Robe war durchtränkt davon. In diesem Augenblick *war* er der Falke, der uneingeschränkte Meister dieser Illusion.

Seth hielt den Zauber noch eine Minute länger aufrecht, dann riss er die Arme mit einer schnellen Bewegung auseinander und stieß scharf die Luft durch Mund und Nase aus.

Der turmhohe Falke zerstob in einer Fontäne aus funkelndem Flitter, der sich rund um die Basilika auf die Piazza San Marco senkte, als stürzten die Sterne selbst vom Himmel.

Applaus ertönte aus den Reihen der Priesterschaft, die sich unten auf dem Platz versammelt hatte. Nur die Mumienkrieger, mehrere Dutzend, die überall auf der Piazza verteilt standen, starrten unbeteiligt vor sich hin, aus toten, eingefallenen Augen, manche auch aus leeren Höhlen.

Aber Seth brauchte keinen Jubel, keinen Applaus, um das Ausmaß seines Könnens zu erkennen. Er war sich seiner Macht bewusst, jedes noch so kleinen Aspekts seiner göttlichen Talente. Der goldene Falkengott war nichts als geschickte Gaukelei, eines jener Symbole für den Sieg des Imperiums, wie sie den Pharao ein ums andere Mal in naive Verzückerung versetzten. Das Spielzeug eines Kindes.

Was für eine Verschwendung!, dachte Seth abfällig. An Kraft, an Respekt und an Glaubwürdigkeit. Er selbst, Höchster Priester und zweiter Mann des Imperiums, er selbst, der ehrwürdige Seth, verschwendete seine Energien an Amenophis' lächerliche Wunschträume. Und jeder innerhalb der Priesterschaft, sogar seine engsten Vertrauten, wussten, dass ihm keine andere Wahl blieb. Nicht in Zeiten wie diesen, in denen die Sphinx-Kommandanten immer mehr Einfluss und Macht gewannen und die Priesterschaft aus der Gunst des Herrschers drängten. Es galt, den Pharao glücklich zu machen – lange genug, bis die Macht der Horuspriester

nicht mehr durch die verfluchten Sphinxen bedroht wurde.

Seth schnaubte bei diesen Gedanken. Das Imperium feierte einen seiner größten Siege, die Eroberung Venedigs nach über drei Jahrzehnten der Belagerung, und es war in erster Linie Seths Sieg, sein persönlicher Triumph über die Fließende Königin – und doch konnte er sich nicht daran erfreuen. Seine Zufriedenheit war nur äußerlich, nichts als Maskerade.

Die Schuld daran trugen die Sphinxen. Und natürlich der Pharaos selbst.

Amenophis war ein Narr – ein alberner, selbstverliebter Geck auf einem Thron aus Gold und Menschenleben. Die Horuspriester hatten ihn auserwählt und zur Galionsfigur des Imperiums gemacht, weil sie ihn für schwach gehalten hatten, für formbar und leicht zu beeinflussen. Nur ein Kind, hatten sie sich gesagt, und sie hatten frohlockt, als es ihnen gelungen war, ihn in der Stufenpyramide von Amun-Ka-Re zu neuem Leben zu erwecken.

Er war ihr Werk, ihre Puppe, hatten sie geglaubt. Und in gewisser Weise entsprach das auch noch heute der Wahrheit.

Aber eben nur in *gewisser* Weise.

Seth ließ sich wortlos einen langen Umhang um die Schultern legen und nahm ein Tuch entgegen, das ihm einer seiner untergebenen Priester reichte. Er tupfte sich damit Schweiß von seinem kahlen Schädel, aus den Zwischenräumen des goldenen Netzes, das man in seine Kopfhaut eingelassen hatte, als Schmuck, aber auch als Mittel, um seine geistige Macht zu bündeln. Bei den übrigen Priestern hatte man das Netz mit Farbe in die Haut tätowiert, doch sein eigenes war aus echtem Gold, gewirkt in den Schmieden von Punt, tief im Süden Afrikas.

Seth trat mit gemessenen Schritten ins Treppenhaus,

gefolgt von seinen Priestern. Man hatte zahlreiche Mumienkrieger zu seinem Schutz abgestellt. Auffallend viele. Seth fragte sich, wer den Befehl dazu gegeben hatte. Er selbst jedenfalls nicht.

Als er unten auf die Piazza trat, kam ein Priesteradep auf ihn zu, verbeugte sich dreimal, küsste seine Hände und Füße und bat um Erlaubnis, ihm eine Nachricht des Pharaos zu übermitteln: Amenophis wünsche Seth zu sehen, jetzt gleich, in seinen neuen Gemächern im Dogenpalast.

Innerlich kochte Seth vor Wut, als er den Adepten und seine Untergebenen stehen ließ, die Piazza überquerte und den Palast betrat. Amenophis zitierte ihn herbei wie einen seiner Leibsklaven. Ihn, den Höchsten unter den Priestern des Horus, das geistige Oberhaupt des Imperiums. Und das vor der versammelten Priesterschaft. Durch den Mund eines niederen Adepten!

Seth betrat den Palast durch die reich verzierte Porta della Carta, ein Meisterwerk der Gotik. Auf der anderen Seite des großen Innenhofs stieg er im Schatten zweier gewaltiger Götterstatuen eine prachtvolle Treppe empor. Mars und Neptun blickten kalt auf ihn herab. Seth würde sie schnellstmöglich niederreißen und durch Horus und Re ersetzen lassen.

Über breite Korridore und mehrere Durchgangssäle erreichte er schließlich die Tür, hinter der man einige Hallen als persönliches Domizil des Pharaos hergerichtet hatte. Die Räume lagen, dem Status eines Herrschers angemessen, im oberen Stockwerk des Palastes, gleich unter den Speichern. Dort oben, unter den Bleidächern, hatte man früher Gefangene in winzige Kerker eingesperrt. Heute aber, so viel wusste Seth, standen die gefürchteten Bleikammern leer. Er würde sie später besichtigen und entscheiden, ob dies womöglich ein passender Ort war, um

die Aufrührer unter den Ratsherren festzusetzen.

Nicht alle Stadträte hatten sich an der Auslieferung der Fließenden Königin beteiligt. Die drei Rädelsführer, darunter Rat de Angeliis, hatte Amenophis am Abend hinrichten lassen, öffentlich auf der Piazza San Marco. Er war ihnen dankbar für ihre Hilfe, duldete aber keine Männer um sich, deren Wort man kein Vertrauen schenken konnte. Die übrigen Ratsherren wurden seither irgendwo im Palast festgehalten, getrennt von ihren Leibgarden. Die meisten Soldaten hatte man ebenfalls eingesperrt. Später sollte ein Versuch unternommen werden, sie auf die Seite des Imperiums zu ziehen; Amenophis faszinierte die machtvolle Bindung der Soldaten zu ihren steinernen Löwen. Vor allem die geflügelten Steinlöwen, über die allein die Leibgarde der Stadträte verfügte, hatten das Interesse des Pharaos geweckt.

Seth dagegen war der Ansicht, dass es besser wäre, alle Löwen zu töten, ganz gleich, wie schwierig solch ein Unterfangen sein mochte – selbst wenn es nötig wäre, für jeden Löwen ein paar Dutzend Mumienkrieger zu opfern. Es war ein Fehler, sie am Leben zu lassen. Amenophis mochte in den Löwen nur Tiere sehen, die es zu bändigen und für die eigenen Zwecke zu nutzen galt; Seth aber war anderer Meinung. Die Löwen waren keine dummen Kreaturen, die sich beliebig dressieren ließen. Er konnte das Göttliche in ihnen spüren, ihre Intelligenz, ihr uraltes Wissen. Und er fragte sich, ob nicht auch hinter dieser Entscheidung des Pharaos in Wahrheit die Sphinx-Kommandanten standen. Sie waren selbst halbe Löwen, und es lag auf der Hand, dass sie mehr über die venezianischen Steinlöwen wussten, als sie vorgaben.

Bestand gar eine Verwandtschaft zwischen den Sphinxen und den Löwen aus Stein? Und, falls ja, welche

Bedeutung hatte sie im Ränkespiel der Kommandanten?

Seth blieb keine Zeit, den Gedanken länger zu verfolgen. Ein Lakai des Pharaos hatte sein Kommen bereits gemeldet. Jetzt forderte er ihn auf einzutreten.

Der Pharao ruhte auf einem Diwan aus Jaguarfellen. Er trug ein weites Gewand aus Menschenhaar, durchwirkt mit Goldfäden. Einhundert Sklavinnen hatten fast ein Jahrzehnt daran gearbeitet. Amenophis besaß mehrere Dutzend dieser Gewänder, und oft zerriss er ein gerade fertig gestelltes, wenn ihm der Schwung einer Linie oder ein Detail des Musters nicht gefiel.

Der Pharao lächelte, als Seth auf ihn zukam. Amenophis erwartete ihn allein, und das war mehr als ungewöhnlich. Sonst war der Pharao stets von seinen hoch gewachsenen Kriegern aus der nubischen Wüste umgeben, deren Sichelschwerter schon so manchem Attentäter den Garaus gemacht hatten.

Sonderbar war auch, dass der Pharao grellere Gesichtsfarben hatte auftragen lassen als sonst. Doch auch sie konnten nicht verbergen, dass sein Gesicht das eines Kindes war, noch keine dreizehn Jahre alt. Damals, vor mehr als dreitausend Jahren, war der junge Pharao einem Giftanschlag zum Opfer gefallen. Nachdem die Horuspriester ihn wieder erweckt hatten, war er nicht mehr gealtert. Seit über dreißig Jahren regierte Amenophis nun schon, und er sah noch immer aus wie ein verzogenes, rotznasiges Kind.

Dabei erfasste dieser Eindruck nicht einmal einen Bruchteil all seiner schlechten Eigenschaften. Seth hatte schon oft spekuliert, ob das Gift damals nicht von seinen Vorgängern gemischt worden war, von Horuspriestern, die die Launen dieses grausamen Zwerges nicht länger ertragen hatten.

Insgeheim ahnte er, dass sich Amenophis womöglich dieselbe Frage stellte – was einer der Gründe sein mochte, weshalb sich der Pharao in letzter Zeit immer aggressiver vom Einfluss der Priesterschaft befreite und sich den Sphinxen zuwandte.

»Seth«, sagte Amenophis und winkte ihm zur Begrüßung beiläufig mit der Rechten zu.

Der Hohepriester verbeugte sich tief und wartete, bis der Pharao ihm bedeutete, sich aufzurichten. Diesmal nahm Amenophis sich dafür besonders viel Zeit, aber Seth ließ den Affront regungslos über sich ergehen. Irgendwann würden sich die Verhältnisse ändern, und dann würde er es sein, Seth, der den Pharao kriechen ließ. Ein recht erbaulicher Gedanke, der ihm ein zufriedenes Lächeln abrang.

Amenophis bat ihn, näher zu kommen.

»Ihr wolltet mich sehen, Re?« Der Pharao bevorzugte es, mit dem Namen des Sonnengottes angesprochen zu werden.

»Genau genommen wollen wir, dass *du* etwas siehst, Seth.«

Der Priester hob eine Augenbraue. »Was könnte das sein?«

Amenophis räkelte sich auf dem Jaguardiwan und lächelte. Unter seinem linken Auge war die goldene Farbe verlaufen, aber er sah nicht aus, als hätte er Grund zur Trauer gehabt. Worüber also hatte Amenophis wohl eben erst Tränen gelacht?

Seth fühlte sich immer unbehaglicher.

»Re?«, fragte er noch einmal.

»Tritt ans Fenster«, sagte der Pharao.

Seth ging zu einem der hohen Fenster hinüber. Von hier

aus konnte er hinaus auf die nächtliche Piazza San Marco blicken. Nach wie vor wurde sie von zahllosen Fackeln und Feuerbecken erhellt, aber die Szenerie im Schein der Flammen hatte sich verändert.

Mumienkrieger trieben die Horuspriester zusammen, mehrere Dutzend Männer in langen Gewändern, unweit der Stelle, wo vor einigen Tagen der Höllenbote das Pflaster aufgerissen hatte. Ein mächtiger Sphinx beaufsichtigte die Festnahme, die mit unheimlicher Ruhe vonstatten ging. Unter den Gefangenen erkannte Seth seine engsten Vertrauten, Männer, mit denen er die Auferstehung des Pharaos geplant und durchgeführt hatte. Männer, die ihn gewarnt und ihm vertraut hatten, als er ihre Sorgen zerstreut hatte. Was für ein Narr er gewesen war!

Denn für seine Dummheit sollten nun seine Priester mit dem Leben bezahlen, daran gab es kaum einen Zweifel.

Sehr langsam und so würdevoll wie nur möglich drehte Seth sich zum Pharao um.

Amenophis war nicht mehr allein. Vollkommen lautlos waren zwei Sphinxen an seine Seite getreten, auf samtweichen Löwenpfoten. Ihre Oberkörper waren die von Männern, die Unterleiber gehörten mächtigen Raubkatzen. Beide hielten Sichelschwerter, die ein gewöhnlicher Mensch kaum hätte heben können.

»Warum, Re?«, fragte Seth leise und so beherrscht, dass es ihn selbst überraschte. »Warum meine Priester?«

»Die Priesterschaft des Horus hat ihre Schuldigkeit getan«, sagte Amenophis leichthin, ohne sein Lächeln zu verlieren. »Wir danken dir und den deinen, Seth. Ihr wart uns eine große Hilfe, und Wir werden das nicht vergessen.«

Der Pharao liebte es, von sich selbst in der Mehrzahl zu

sprechen. Aber im Augenblick erschien es Seth fast, als meinte Amenophis tatsächlich mehrere – sich selbst und seine neuen Berater, die Sphinx-Kommandanten.

»Das ist Verrat«, presste er hervor.

»An wem?« Amenophis' Augen weiteten sich in gespielmtem Erstaunen. »Nicht am Pharao. Auch nicht an den Göttern.«

»Wir haben dich zu dem gemacht, was du bist.« Seth verzichtete jetzt auf die ehrerbietige Anrede. »Ohne uns wärst du nur eine Leiche mehr in den alten Gräbern, nur eine Mumie in ihrem Sarkophag, so verhasst von jenen, die dich vergiftet haben, dass sie dir nicht einmal Gold mit ins Grab gelegt haben. Und jeder hat das gewusst. Warum sonst, glaubst du, haben die Grabräuber jahrtausendlang nicht versucht, in deine Gruft einzudringen?« Er lachte abfällig. »Sie wussten, was sie dort finden würden. Nur den Leichnam eines vorlauten Kindes, dessen Geschrei nach Spiel und Unterhaltung selbst seine engsten Vertrauten nicht mehr ertragen konnten. Nur den Körper eines dummen Jungen, der –«

Einer der Sphinxen machte einen gleitenden Schritt auf Seth zu, aber Amenophis hielt ihn zurück. »Seth«, sagte er beherrscht, doch an seinen Augen erkannte der Priester, wie sehr seine Worte ihn erzürnten. »Schweig. Bitte.«

»Ich sage die Wahrheit. Und deine neuen ... *Schoftiere* werden das auch bald begreifen.« Er hatte die Sphinxen damit reizen wollen, erkannte aber, dass sie sich nicht darauf einließen. Der eine grinste müde, der andere verzog kein Miene. Es war ein alberner Versuch gewesen, sie aus der Fassung zu bringen, das wusste auch Seth.

»Wir wollen dich nicht töten«, sagte der Pharao. Seine Lippen verzogen sich zu einem bösen Lächeln. »*Dich* nicht.«

»Was willst du dann?« Seth blickte wieder hinaus zu seinen zusammengepferchten Priestern. Die Schwerter ihrer Wächter glühten im Fackelschein.

Amenophis schmunzelte. »Zuerst – ihren Tod. Und danach deine Aufmerksamkeit.«

Seth fuhr herum, und wieder machte ein Sphinx einen drohenden Schritt nach vorn. Diesmal hielt Amenophis ihn nicht zurück.

»Es ist nicht nötig, dass sie sterben«, sagte Seth. Er suchte nach einem Zauber, einer Illusion, mit der er den Pharaon überrumpeln konnte, aber er wusste, dass es sinnlos war. Die Magie der Sphinx war der seinen ebenbürtig, und sie würden jeden Angriff abwehren. Wenn nicht diese beiden, dann einige der anderen, die sich fraglos hinter den Wänden verbargen und ihn beobachteten.

»Nicht nötig?«, wiederholte Amenophis mit seiner Kinderstimme. Er streifte mit dem Zeigefinger über die Goldfarbe auf seinen Zügen und betrachtete dann interessiert seine Fingerkuppe. Sie schillerte wie ein exotischer Käfer. »Wir machen dir ein Angebot, Seth. Du solltest es nicht ausschlagen. Wir wissen sehr wohl, dass Wir allein dir und deinen Priestern diesen Sieg zu verdanken haben. Ihr wart es, die einen Weg gefunden haben, die Fließende Königin aus dem Wasser zu vertreiben – wo immer sie sich jetzt auch verkrochen hat. Glaube also nicht, dass Wir keine Dankbarkeit empfinden.«

»Ja«, brachte Seth mühsam hervor. »Das sehe ich.«

Amenophis streckte seinen Finger mit der Goldfarbe nach einem der Sphinx aus. Das Wesen kam sofort näher und ließ mit ausdrucksloser Miene zu, dass der Pharaon zwei goldene Streifen über seine Wangen schmierte.

Kriegsbemalung.

»Wir sind der Herrscher des Imperiums, der Einzige, der Größte, der Mächtigste«, sagte Amenophis. »Ist es nicht so?«

»So ist es, Re«, antwortete der Sphinx ergeben.

Der Pharao entließ ihn mit einem Wink, und das Wesen bezog wieder seinen Posten neben dem Diwan.

»Du hast von einem Angebot gesprochen«, sagte Seth.

»Ah, Wir wussten, dass dich das interessieren würde.« Amenophis strich mit der flachen Hand über die Jaguarfelle. »Wir wollen mehr davon.«

Seth schluckte fassungslos. »Ich soll für dich ... Jaguare jagen?«

Der kindliche Pharao brach in schrilles Gelächter aus. »Oh, Seth, du Dummkopf! Nein, natürlich nicht. Wir denken, Wir werden einen anderen finden, der Uns ein paar von diesen exquisiten Tierchen besorgt, nicht wahr?« Er lachte noch immer, aber jetzt beruhigte er sich allmählich. »Es geht um Folgendes, Seth. Unsere neuen Berater ... unsere Freunde ... hatten in ihrer grenzenlosen Weisheit eine Vision.«

Jedermann wusste, dass Sphinx tatsächlich über uralte Weisheit verfügten. Seth hätte seine rechte Hand dafür gegeben, zu erfahren, welches Spiel sie spielten. Es machte ihn halb wahnsinnig, dass er sie nicht durchschaute.

»Eine Vision von Unserem Tod«, fuhr Amenophis fort.

»Die Horuspriesterschaft hätte nicht zugelassen, dass du jemals stirbst.«

»Gut gekontert. Aber wir wissen beide, dass du lügst. Irgendwann wärt ihr Unserer überdrüssig geworden. Und wer hätte dann Unseren Platz auf dem Thron

eingonnen? Du selbst, Seth? Ja, Wir glauben fast, das wäre möglich.«

Seth musste sich beherrschen, nicht vor ihm auszuspucken. »Was also willst du?«

»Die Sphinx sind der Meinung, jene Macht, die Uns gefährlich werden könnte, wäre nicht von dieser Welt. Zumindest nicht von der Oberfläche.«

»Die Hölle?«

»In der Tat. Die Weissagung der Sphinx sieht voraus, dass etwas aus der Hölle kommen und Uns vernichten wird. Ist das nicht ganz zauberhaft?« Er lachte wieder, aber diesmal klang es nicht mehr ganz so überheblich. »Und wer herrscht über die Hölle?«

»Lord Licht.«

»Dieser Aussatz! Dieser Schmutz! Aber, ja – Lord Licht. Er hat schon versucht, die Venezianer gegen Uns aufzuwiegeln. Unsere ehrwürdigen Verräter konnten das verhindern, indem sie Befehl gaben, den Höllenboten zu töten. Doch Lord Licht wird keine Ruhe geben, Wir wissen das, und die Prophezeiung der Sphinx bestätigt es.« Seine Augen verengten sich. »Andererseits – Wir werden *nicht* sterben, Seth. Ganz gleich, was Lord Licht gegen uns im Schilde führt – er wird Uns nicht besiegen. Weil Wir das Übel an der Wurzel packen werden.«

Jetzt war es an Seth zu lachen. Tatsächlich lachte er so laut und schallend, dass Amenophis ihn ansah, als zweifle er am Verstand des Hohepriesters.

»Du willst Lord Licht töten?«, stieß Seth hervor. Seine Stimme klang zu hoch, und er musste dringend Luft holen. »Ist das dein Ernst?«

»Ja – und nein. Weil du ihn töten wirst, Seth. Nicht Wir.«

»Das ist Selbstmord!«

»Das liegt bei dir.«

Seth schüttelte den Kopf. Er hatte einiges erwartet, aber nicht das.

Sein Blick wanderte zu den beiden Sphinxen. Sie mussten wissen, welch ein Wahnsinn dieses Vorhaben war. Falls es ihnen nur darum ging, ihn aus dem Weg zu räumen, warum machten sie dieser Farce dann nicht mit ihren Schwertern ein Ende?

Die Antwort gab er sich selbst, und sie verstörte ihn zutiefst: Weil sie an das glaubten, was der Pharao sagte. Amenophis hatte nicht gelogen. Die Vision war keine Erfindung. Die Sphinx *fürchteten* Lord Licht.

Seth beherrschte sich und fragte: »Was genau haben die Sphinxen gesehen?«

»Nichts«, sagte einer der beiden und ergriff damit das erste Mal ungebeten das Wort. Amenophis ließ es geschehen, ohne den Sphinx zurechtzuweisen.

»Nichts?«

»Unsere Visionen erreichen uns nicht in Form von Bildern«, sagte der Sphinx mit großem Ernst. »Es sind Gefühle. Eindrücke. Zu verschlüsselt, um konkrete Hinweise zu geben.«

Seth lachte abermals auf, eine Spur zu schrill. »Einer von euch hat ein ... schlechtes Gefühl, und deshalb wollt ihr Lord Licht töten? Einen Krieg mit der Hölle riskieren?« Er ging erregt einige Schritte auf und ab, blieb dann wieder stehen. »Das ist vollkommener Wahnsinn!«

Der Sphinx ignorierte seine letzten Worte. »Etwas wird aus der Hölle kommen und den Pharao vernichten. Das ist die Prophezeiung. Und du wirst verhindern, dass sie wahr wird.«

Der Pharao machte eine Handbewegung. Hinter einer Öffnung in der Wandtäfelung raschelte etwas, jemand huschte vorbei. Wenig später ertönte ein knappes Trompetensignal.

Seth wirbelte zum Fenster herum und sah, wie sich die Mumienkrieger mit erhobenen Sichelschwertern den zusammengepferchten Priestern näherten.

»Hör auf damit!« Seths Stimme klang tonlos.

Ein zweites Handsignal, ein erneutes Trompeten. Die Krieger erstarrten in ihrer Bewegung.

Einige Herzschläge lang war es totenstill, selbst unten auf dem Platz schien alles zu verstummen.

»Ich tue, was du verlangst«, sagte Seth.

»Das wissen Wir.« Der Pharao lächelte liebenswürdig. »Wir hatten nie einen Zweifel daran. Diese Priester sind wie deine eigenen Kinder.«

»Ein Hohepriester steht zu seiner Verantwortung. Das sollte auch ein Pharao tun.«

Amenophis winkte ab. »Gerede! Du wirst noch heute aufbrechen.«

»Weshalb ich?«

»Weil du Uns treu ergeben bist, natürlich. Warum sonst?« Amenophis sah ehrlich überrascht aus. »Weil wir Uns auf dich verlassen können. Niemand sonst würde in einer solchen Lage zu seinem Wort stehen. Aber du, Seth, du wirst es tun. Das wissen Wir. Und du wirst diese Sache schnell erledigen.«

Seths Hass drohte ihn zu überwältigen, doch nach außen hin blieb er ruhig. »Wie soll ich von hier nach Axis Mundi kommen?«

»Ein Freund wird dich zur Stadt des Lords bringen«, sagte der Pharao. »Bis vor seinen Thron.«

Die Tür schwang auf, und herein trat der größte Sphinx, den Seth je gesehen hatte. Er hatte langes, bronzefarbenes Haar, das weit über seinen Rücken fiel und zu einem armdicken Pferdeschwanz gebunden war. Die Muskulatur seines Oberkörpers stand der seiner Raubtierbeine nicht nach, war gewaltiger als alles, was Seth je bei einem Menschen gesehen hatte. Und sein Gesicht war sonderbar: Es war mit hellbraunem Haar überzogen, wie Überbleibsel einer Mähne – eigentlich undenkbar für die bartlosen Sphinx. Seine Augen hatten geschlitzte Pupillen. Die Augen einer Raubkatze.

Das Wesen lächelte Seth an und entblößte gelbe Fangzähne. Wie beiläufig ließ es seine Flanken zucken und entfaltete riesige Schwingen, ledrig, aber mit einem pelzigen Flaum überzogen.

Das ist unmöglich!, durchfuhr es Seth. Sphinxen haben keine Flügel. Ihre Augen und Zähne sind die von Menschen.

Aber dies hier war etwas anderes. Es strömte Kraft und Grausamkeit aus wie einen schlechten Geruch.

»Iskander«, sagte Amenophis und – unglaublich! – verbeugte sich in Richtung des Biests. Zu Seth gewandt sagte er leise: »Dein Begleiter.«

Winter

VERMITHRAX STIESS SICH VOM RAND DES Riesenohrs ab.

Merle verlor unmittelbar die Orientierung. Rechts, links, oben, unten – alles wurde eins, ein wirbelnder Strudel aus rotem Licht und Fels. Der Schädel raste an ihnen vorüber, sie gerieten in seinen Sog, taumelten, überschlugen sich fast – und lagen dann für kurze Zeit stabil in der Luft.

Nur ein paar Sekunden lang.

Dann stieß Vermithrax ein Brüllen aus, warf sich zur Seite, überschlug sich tatsächlich und kam gerade noch rechtzeitig wieder in die Waagerechte, bevor Merle ihren Halt verlieren und abstürzen konnte.

Ihr Herz raste so laut, dass es all ihre Sinne erfüllte. Nur noch Dröhnen in ihrem Schädel, jetzt sogar schmerzhaft. Kein Platz für klare Gedanken.

Dann war auch schon der zweite Schädel heran, und die Welt versank im Chaos. Der Obsidianlöwe brüllte erneut, dann ging ein Ruck durch seinen Körper, der sich wie Hammerschläge durch Merles Knochen, Muskeln und Gelenke fortsetzte. Man hätte sie ebenso gut packen und gegen eine Wand schlagen können, mit dem Schädel auf Stein. Als ihr Bewusstsein zurückkehrte, lag sie neben Vermithrax hinter dem Außenwulst eines Ohrs, gebettet auf etwas, das sie im ersten Moment für Asche hielt. Dann erkannte sie schwarze Daunen. Vogelfedern, hätte sie in der Oberwelt angenommen. Hier unten mochten sie von Gott weiß was für Wesen stammen.

Bei ihrem Glück waren es vermutlich Fleischfresser, die sich ausgerechnet dieses Ohr für ihren Winterschlaf

ausgesucht hatten.

Es waren auffallend viele Federn. Und sie rochen nach Teer, wie der Wind, der über die Höllenvüste wehte.

»*Es ist niemand hier*«, sagte die Fließende Königin in ihrem Kopf. »*Nicht hier im Ohr.*«

»Sind wir da, wo wir ... wo wir hinwollten?«

»Nicht *wir* – wo du *hinwolltest!*«

Haarspalterei, dachte Merle. »Das hier ist der zweite Schädel?«

»Ja«, antwortete Vermithrax an Stelle der Königin. »Es hat geklappt. Gerade so.«

Merle rappelte sich auf. Ihr Kopf dröhnte noch immer, als hätte man sie an Heiligabend unter einer Kirchenglocke eingesperrt. Sie schwankte, und Vermithrax wollte sie schon mit seinem Löwenschwanz abstützen. Doch sie schüttelte den Kopf, brauchte noch einen Moment, hielt sich dann aber aus eigener Kraft auf den Beinen.

Da war etwas, das sie sich vorgenommen hatte. Und sie würde es zu Ende bringen.

»*Wie heldenhaft.*«

Merle überhörte den Kommentar. Sie musste vom Ohr aus an der Seite des riesigen Steinkiefers entlang bis zum Mund klettern. Und das alles, um dort vielleicht einen Sterbenden vorzufinden, dem niemand mehr helfen konnte.

Sie würde es trotzdem versuchen.

Vermithrax atmete schwer. Er sah erschöpft aus, seine Augen glasig. Trotzdem erkannte er, was Merle vorhatte.

»Ruh dich noch einen Moment aus.«

»Dann komme ich vielleicht zur Vernunft und überlege

es mir anders.« Merles Stimme zitterte leicht, aber sogleich hatte sie sich wieder im Griff.

Der Löwe legte sein Haupt schräg und musterte sie eindringlich. »Was du dir einmal in den Kopf gesetzt hast, wirfst du nicht so einfach über den Haufen.«

Merle war nicht sicher, ob sie sich geschmeichelt fühlen sollte. Sie spürte den guten Willen des Obsidianlöwen. Er wollte ihr Mut machen. Genau genommen brauchte sie eine ganze Menge davon.

»Besser jetzt als später«, sagte sie und begann, über die Brüstung zu klettern, über den vorderen Wulst des Ohrs.

»*Bist du sicher, dass du das hier tun willst?*«, fragte die Königin.

»Du hast doch nicht vor, es mir auszureden, oder?«

»*Ist allein deine Entscheidung.*«

»Allerdings.« Sie ahnte, dass die Königin sie zwingen konnte, hier zu bleiben, indem sie nicht nur die Kontrolle über ihre Zunge, sondern über ihren ganzen Körper ergriff. Doch das tat sie nicht. Sie respektierte Merles Vorhaben, auch wenn sie es nicht billigte.

Ohne irgendwelche Worte des Abschieds – denn sie weigerte sich, an das Wort Abschied auch nur zu denken – kletterte sie an die Außenseite des Ohrs. Der Stein war grobporig, voller Kerben und Risse. Manche mochten von Natur aus zur Struktur des Gesteins gehören, andere stammten eindeutig von Zusammenstößen mit ... ja, womit? Fliegenden Steinen? Lilimkrallen? Vogelschnäbeln, so hart wie Stahl?

Du willst das nicht wissen. Nicht wirklich. Lass dich nicht ablenken.

Der schnellste Weg zum Mundwinkel des Steinschädels führte quer über seine eingefallene Wange, eine tiefe

Höhlung unterhalb des vorstehenden Wangenknochens. Sie fragte sich, ob das Gesicht wohl einem bestimmten Menschen nachgebildet war. Falls ja, war er entweder alt oder unterernährt. Niemand, den sie kannte, hatte so tiefe Wangen, nicht einmal die hungrigen Kinder im Waisenhaus.

»*Schau nicht nach unten*«, sagte die Fließende Königin.

»Ich geb mir alle Mühe.«

Ihre Hände und Füße suchten Halt und fanden ihn erstaunlich schnell. Im Grunde war es nicht halb so schwierig, wie sie angenommen hatte. Sie hielt sich, so gut es ging, an den Rat der Königin und richtete ihren Blick fest auf die Steinwand. Manchmal, wenn sie Acht geben musste, dass sie ihre Füße auf sichere Vorsprünge setzte, konnte sie nicht umhin, einen kleinen Ausschnitt des vorbeirasenden Bodens zu sehen, endlos tief unter ihr. Ihr Herz klopfte wie verrückt, und ihr Magen ballte sich zu einem knotigen Etwas zusammen, das wie ein Stein auf ihren Eingeweiden lag.

Einer ihrer Fingernägel brach ab, als sie die rechte Hand in die nächste Kerbe schob. Sie mochte schon mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt haben, aber sicher sein konnte sie nicht. Solange sie nur auf den Stein vor sich starrte, fehlten ihr die Relationen. Was, wenn sie erst ein paar Meter geschafft hatte? Viel weniger, als sie glaubte?

Weiter. Immer weiter.

Nur noch ein kleines Stück.

Ganz langsam wandte sie den Kopf und blickte an der Felswand entlang. Der Mundwinkel war nicht mehr weit entfernt. Wenn sie es nur schaffte, sich über die steinerne Unterlippe zu ziehen, war sie vorerst in Sicherheit.

Vorausgesetzt, der Mann im Mund war ihr so freundlich gesinnt wie sie ihm.

Und wenn er nicht so schwach war, wie er aussah?

Wenn er sie angriff?

Sie schüttelte den Gedanken ab, konzentrierte sich wieder ganz auf ihre Hände und Füße.

Doch so sehr sie es auch verdrängen wollte, konnte sie doch nicht umhin, sich ihre Lage vor Augen zu führen: Sie hing an der Seite eines fünfzig Meter hohen Steinschädels, hoch über der Felswüste, und dieser Schädel bewegte sich mit einer solchen Wahnsinnseschwindigkeit vorwärts, dass die Landschaft unter ihr zu einem einzigen Wirbel verschwamm.

Und das alles für einen Fremden, über den sie nichts wusste. Er mochte gefährlich sein, ein Mörder sogar, ein treuer Sklave Lord Lichts vielleicht. Trotzdem setzte sie für ihn ihr Leben aufs Spiel. Und nicht nur ihr eigenes. Denn wenn sie der Königin Glauben schenkte, hing von ihr das Schicksal Venedigs ab.

Die Erkenntnis traf sie unvorbereitet, und einen Moment lang verlor sie den Halt. Ihre linke Hand rutschte ab, nur ihre rechte klammerte sich weiter um einen steinernen Sockel, der so schmal war, dass nicht einmal ein Blumentopf darauf Platz gefunden hätte. Sie bekam Panik und begann zu strampeln. Ihre Füße glitten über den Rand einer Kerbe, und dann hing sie einen Augenblick lang frei über dem Abgrund.

»Das war's«, sagte die Fließende Königin trocken.

Merle spannte ihre Muskeln – und zog sich ein Stück weit nach oben. Bekam mit der Linken wieder einen Vorsprung zu fassen, fand Halt unter ihren Füßen. Und schob sich weiter.

»Nicht schlecht.«

»Vielen Dank für deine Unterstützung«, presste Merle

zwischen den Lippen hervor.

Ein paar Meter weiter, dann erreichte sie den Mundwinkel.

»Gleich hast du's geschafft.«

»Das klingt, als hättest du nicht damit gerechnet.«

»Glaubst du wirklich, dann hätte ich dich gehen lassen?«

Womit sie indirekt Merles Befürchtung bestätigte: Die Königin konnte Merles Körper in ihre Gewalt bringen, wenn sie es wollte. Das war kein schöner Gedanke, aber auch keiner, der ihr im Augenblick Kopfzerbrechen bereitete.

Sie bekam einen Riss in der Unterlippe zu fassen, zog sich heran. Nahm noch einmal all ihre Kraft zusammen, suchte Halt und stemmte sich über die Lippe in den Mund des Steinschädels.

Mit einem Keuchen rollte sie über den Wulst hinweg, griff plötzlich ins Leere, rutschte ab, stürzte ... und prallte auf harten Untergrund.

Immerhin gab es keine Zähne, die sie aufspießten. Nicht einmal eine Zunge. Nur einen Hohlraum, wie eine Grotte. Der hintere Teil lag in völliger Finsternis. Unmöglich zu erkennen, was sich dort befand. Ein Tunnel tiefer ins Innere des Schädels? Oder einfach nur eine Rückwand?

Merle stemmte sich hoch und schaute an der Innenseite der Lippe entlang.

Der Mann hatte seine Position verändert. Nicht aus eigener Kraft, wie ihr schien. Er war abgerutscht und wie sie selbst auf den Boden der Mundhöhle geprallt. Dort lag er inmitten der Flut seines weißen Haars wie in einer Milchpfütze.

Aber er atmetet. Stöhnte sogar leise.

Merle schob sich auf Händen und Knien näher an ihn heran. Ihr Herzschlag dröhnte in ihren Ohren. Sie erwog, noch einen Augenblick abzuwarten, Atem zu holen, sich auszuruhen. Durch die Anstrengung spürte sie ihre Arme kaum noch. Falls er sie wirklich angreifen sollte, wäre sie schwerlich in der Lage, sich zu wehren.

Was tat sie hier nur?

»Hallo?«, fragte sie vorsichtig.

Er hatte ihr den Hinterkopf zugewandt, lag auf der Seite. Sein weißes Haar war wie ein Stern um ihn ausgebreitet, lange Strähnen, die – wenn er aufrecht stand – fast bis zu seinen Hüften reichen mussten. Seine linke Hand war unter seinem Körper begraben, aber den rechten Arm hatte er ausgestreckt. Die Finger waren lang und knochig. Unter der hellen Haut konnte Merle deutlich die Adern erkennen, blaue Stränge wie ausgelaufene Tinte auf einem weißen Blatt Papier.

»Hallo?«

Die Finger der rechten Hand bewegten sich, krümmten sich zu Krallen, ballten eine Faust. Dann erschlafften sie wieder.

Merle holte tief Luft, nahm all ihren Mut zusammen und umrundete den Mann langsam. Dabei musste sie sich entscheiden, wem sie lieber den Rücken zuwandte, ihm oder der Finsternis im hinteren Teil der Mundhöhle. Sie entschied sich für die Dunkelheit und behielt den Fremden im Blick.

Sie war dankbar, dass die Fließende Königin schwieg. Merle brauchte ihre stichelnden Bemerkungen nicht, um zu wissen, wie absurd ihr Verhalten war. Wie widersinnig.

»Sind Sie verletzt?«

Während sie sich vorwärts bewegte, konnte sie

allmählich immer mehr von seinem Gesicht erkennen.

Seine Augen standen offen und starrten sie an. Sein Blick folgte ihren Schritten.

Merle bekam eine Gänsehaut. »Sie sind wach«, stellte sie fest. »Warum sagen Sie nichts?«

Seine Lippen bebten unkontrolliert und strafte den klaren Blick seiner Augen Lügen. Oder spielte er ihr nur etwas vor? Wartete er darauf, dass sie sich über ihn beugte?

Hatten alle Lilim Krallen?

Seine Mimik geriet in Bewegung. Die Haut zitterte leicht, als kröche etwas darunter entlang. Er legte die Stirn in Falten und blickte mit einem Mal ziemlich jämmerlich drein.

Ein Trick?

»Er kann dir nichts tun.«

Die Worte der Fließenden Königin überraschten sie. Von ihr hatte Merle am allerwenigsten eine Entwarnung erwartet.

»Bist du sicher?«

»Er ist geschwächt. Kurz vorm Verdursten, wie's aussieht.«

Merle erinnerte sich an ihren Rucksack und an die Verpflegung, die sie im Lager der Zarenexpedition eingepackt hatte. Das Bündel war so fest auf ihren Rücken geschnallt, dass sie es beinahe vergessen hatte. Jetzt nahm sie es herunter, schraubte eine der Wasserflaschen auf, roch daran – wer wusste schon, wann sie frisch aufgefüllt worden waren? – und näherte sich damit dem Gesicht des Mannes.

»Soll ich?«

»Deshalb bist du doch hergekommen.«

Merle nickte stumm, dann schob sie ihre Linke unter den Kopf des Mannes, hob ihn an und tröpfelte Wasser auf seine spröden Lippen. Sein weißes Haar fühlte sich merkwürdig an, seltsam leicht, obwohl es dick und füllig aussah. Die Augen, die so beunruhigend wach und klar wirkten, beobachteten Merle mit einer solchen Intensität, dass sie zu einem anderen Mann hätten gehören können, vollkommen losgelöst vom geschwächten Rest seines Körpers. Dieser lodernde, tiefgründige Blick irritierte sie. Ängstigte sie ein wenig.

Merle presste den Verschluss der Flasche enger an seine Lippen, zog ihn wieder zurück, wartete, bis er geschluckt hatte, führte die Flasche dann erneut an seinen Mund. Das Gleiche tat sie vier- oder fünfmal, und jedes Mal ließ sie ihn ein wenig mehr trinken.

Schließlich deutete er ein Kopfschütteln an. Genug.

Sie wischte den Verschluss an ihrem Kleid ab und schraubte ihn sorgfältig zu. Möglich, dass sie noch lange mit ihren Wasservorräten auskommen mussten. Die erste Flasche hatte Merle schon verbraucht, dies hier war die zweite – und sie war beinahe leer. Blieb ihnen nur noch die dritte und letzte.

Sie steckte die Flasche zurück zu den übrigen Sachen in ihren Rucksack.

»Danke«, kam es über die Lippen des Mannes. Sie hatte ihn nicht sprechen sehen, so als hätte er weder Zunge noch Kiefer bewegt, aber sie konnte ihn ganz deutlich hören.

»Ich ... danke dir.« Er benutzte ihre Sprache, mit einem fast unmerklichen Akzent.

Merle half ihm, sich aufzusetzen. Mit dem Rücken lehnte sie ihn gegen die Innenseite der Steinlippe. Wieder fiel ihr auf, wie leicht sein Haar war, fast so, als wäre es gar nicht da. Blütenblätter fühlten sich so an.

»Wie ist dein Name?«, fragte sie ihn.

»Winter.«

Blütenblätter – oder Schneeflocken.

»Winter? Wie noch?«

»Nur Winter.«

Sie musterte ihn irritiert, dann grinste sie. »Ich bin Merle. Nur Merle.«

Er war geschwächt, seine Hände zitterten leicht. Aber Merle brauchte nur in seine Augen zu schauen, um zu erkennen, dass er hellwach war. Er sah und hörte sie genau, und er dachte nach. Angestrengt.

»Was tust du hier?«, fragte er.

Das klang nicht besonders höflich, und ihm musste auffallen, dass Merle die Stirn runzelte. Trotzdem bat er sie nicht um Verzeihung, vielmehr wiederholte er seine Frage.

»*Wir hätten uns nicht um ihn kümmern sollen*«, sagte die Fließende Königin spröde.

Merle dachte zum ersten Mal, dass sie vielleicht Recht hatte. Aber das würde sie nicht zugeben. Wahrscheinlich hatte die Königin es ohnehin in ihren Gedanken gelesen.

»Wir sind auf der Durchreise«, sagte sie hastig, was in Anbetracht der Umstände ziemlich blödsinnig klang. Aber etwas Besseres fiel ihr auf die Schnelle nicht ein.

Winter lächelte. Seine Augen blitzten. Aber er stellte ihre Worte nicht in Frage.

»So wie ich«, sagte er.

»Wohin willst du?«

»Es gibt hier unten nur ein einziges Ziel.«

Hier unten, hatte er gesagt. Das mochte ein Hinweis darauf sein, dass auch er von oben kam, aus ihrer Welt.

»Und welches ist das?«, fragte sie unschuldig.

»Axis Mundi.«

»Axis – was?«

»*Axis Mundi*«, sagte die Fließende Königin. »*Die Achse der Welt*.«

»Die Stadt Lord Lichts«, sagte Winter. »Ich nehme an, dahin seid auch ihr unterwegs.«

Er wusste also, dass Merle nicht allein war. Sie erinnerte sich, wie er sie angesehen hatte, als sie noch im vorderen Schädel gewesen war.

Als wollte er ihren Gedanken bestätigen, sagte er: »Das war ziemlich mutig vorhin, von dir und deinem Löwen.«

»Er ist nicht *mein* Löwe.«

»So?«

»Nur mein Freund.«

»*Dein* Freund?« Er lächelte wieder, und diesmal zuckten auch seine Mundwinkel. »Ihr Menschen seid seltsame Wesen. Ein und dasselbe Wort, und trotzdem nehmt ihr Anstoß daran. Mein Löwe, mein Freund ... Merkwürdig, nicht wahr?«

»Dann bist du kein Mensch?«

»Ich bin Winter.«

»*Jetzt kommt's*«, raunte die Königin.

Aber Winter schwieg, ohne weitere Erklärungen.

»Kommst du von oben?«, fragte Merle.

»Ja.«

»Warum bist du hier?«

»Ich bin auf der Suche.«

»Nach was?«

»Nach jemandem.«

»Wie lange bist du schon hier unten?«

»Lange Zeit.«

»Länger als ein Jahr?«

»Ich weiß nicht, wie lang ein Jahr ist.«

»Aber du hast gesagt, du kommst von oben.«

»Für mich gibt es keine Jahre. Nur Winter.«

»*Er ist verrückt*«, sagte die Fließende Königin.

»Wenn du Winter sagst, meinst du dann die Jahreszeit?«

»*Ich bin Winter.*«

»Ja, das hab ich verstanden. Aber du sagst, dass du –«

Er lehnte sich mit einem Ruck vor, so schnell, dass sie erschrak und instinktiv ein Stück zurückwich. Er kümmerte sich nicht darum, beugte sich nur noch weiter auf sie zu.

»Ich bin das Eis. Und der Schnee. Und die Kälte.«

Merle verkniff sich ein Grinsen. »Du bist *der* Winter?«

Er nickte, sichtlich zufrieden, und lehnte sich wieder zurück.

»Wie der Sommer? Der Herbst?«

Erneut nickte er.

Wunderbar, dachte sie. Ganz großartig. So einer hat uns gerade noch gefehlt.

»*Siehst du*«, sagte die Königin.

»Ich hasse es, wenn du das sagst«, knurrte Merle.

»*Ich weiß.*«

Winters Augenbrauen verengten sich. »Was meinst du?«

»Ich hab mit mir selbst gesprochen.«

»Tust du das oft?«

»Sag jetzt nicht, das sei ein Zeichen von ... hm,

Verwirrung. Ich schätze, darüber solltest *du* dir besser kein Urteil erlauben.«

In Winters Gesicht zuckte es wieder. Urplötzlich brach er in schallendes Gelächter aus.

Merles Stirn kräuselte sich. »Was ist so lustig?«

»Du.«

»Herzlichen Dank.«

»Du glaubst mir nicht.«

»Was immer du sagst.« Sie verlor allmählich ihre Scheu vor ihm. Sie hoffte, dass das nicht einfach nur ein Anzeichen zunehmender Gleichgültigkeit war. Wenn sie den Fehler machte, dass ihr alles egal wurde, konnte sie sich, ebenso gut gleich in die Tiefe stürzen.

Sie ahnte, dass Winter bei seiner Behauptung bleiben würde. Eine lebende Jahreszeit. Natürlich.

Letztlich spielte es keine Rolle.

»Dieses Ding hier, dieser Schädel«, sagte sie, »weißt du, was das ist?«

»Ein Herold. Er verkündet Lord Lichts Weisheit in den Weiten der Hölle.«

»Verstehst du ihn?«

»Ich hab mir noch keine Gedanken darüber gemacht.«

»Du reist in ihm, und hast noch nicht darüber nachgedacht, ob du ihn verstehst?«

Er hob die Schultern. »Nein.«

Merle fiel etwas auf. Von weitem waren die Stimmen der Schädel klar zu hören gewesen. Dann, im Ohr des ersten, hatten sie dumpf und verschwommen geklungen. Und jetzt, ausgerechnet im Mund, vernahm sie kaum mehr als ein fernes Brummeln. Hätten die Worte nicht gerade hier ohrenbetäubend sein müssen? Die Quelle der Stimme

befand sich also anderswo, vermutlich an der Unterseite, im Halsstumpf. Dass sie hier nicht besser zu hören war, musste bedeuten, dass es keine Verbindung zwischen dem Hals und der Mundhöhle gab. Sie fand das beruhigend.

»Wer hat dich so zugerichtet?«, fragte sie.

»Ich selbst. Und andere.«

»So, so«, sagte die Fließende Königin.

»Was für andere?«

»Lord Lichts Untertanen. Ich bin vielen von ihnen begegnet. Ich habe dieses Land kreuz und quer bereist, ich war überall – außer in Axis Mundi.« Er schnaubte leise.

»Ich hätte gleich dorthin gehen sollen.«

»Warum hast du es nicht getan?«

»Es gab ... Anzeichen, dass diejenige, die ich suche, sich nicht dort aufhält. Aber es ist die letzte Möglichkeit.«

»Wen suchst du denn?«

Winter zögerte, dann lächelte er. »Sommer.«

»*Wen sonst?*«

»Sommer?«, fragte Merle blinzeln.

Ein verträumter Schleier legte sich vor Winters Augen.

»Meine geliebte Sommer.«

Merle fiel nichts ein, was sie darauf noch hätte sagen können. Sie hatte einen Irren vor dem Verdursten gerettet.

»Ist dieser Schädel ... dieser Herold unterwegs nach Axis Mundi?«

»Auf dem direkten Weg.«

»Bist du sicher?«

Er nickte. »Ich kenne dieses Land, ich habe es bereist. Und ich habe viele Dinge gesehen. Die Herolde schließen sich nur zu mehreren zusammen, wenn sie auf dem Rückweg zu ihrem Meister sind.«

Vermithrax hatte also Recht gehabt. Es tat ihr Leid, dass er nicht hier war. Er würde sich Sorgen um sie machen, so ganz allein im Ohr des Schädels.

»Wann werden wir die Stadt erreichen?«

»Schon bald. Die Herolde werden immer schneller. Nicht mehr lange, und sie werden verstummen. Dann ist es nicht mehr weit.«

Gut, das war immerhin etwas.

Merle kramte in ihrem Rucksack. »Hast du Hunger?«

»Winter isst nicht.«

»Aber Winter trinkt«, sagte sie schnippisch. »Zumindest hat es ganz danach ausgesehen.«

»Was wäre der Winter ohne Wasser? Es gäbe kein –«

»Kein Eis, keinen Schnee – ich hab's verstanden.« Sie stieß einen Seufzer aus und begann, an einem Stück Dörrfleisch zu nagen; es fühlte sich schrecklich zäh an zwischen ihren Zähnen.

Winter sah ihr eine Weile beim Essen zu, dann beugte er sich abermals vor. »Darf ich noch Wasser haben?«

»Bedien dich.«

»*Ihr werdet noch dicke Freunde, was?*«, sagte die Fließende Königin bissig.

Merle reichte Winter die angebrochene Flasche. In Axis Mundi würden sie Wasser finden, zumindest hoffte sie das. Und zur Not hatten sie noch immer die dritte Flasche.

»Winter?«

Er setzte die Flasche ab. »Ja?«

»Dieser Sommer ...«

»Diese«, sagte er betont. »Sommer ist weiblich.«

»Na schön. Sommer ... Ist sie eine, hm, Person wie du?«

Er schmunzelte. »Du meinst, ob sie aussieht wie ein

Mensch?«

Merle nickte.

»Ja, das tut sie«, sagte er. »Wenn sie es wünscht. Genau wie ich.«

»Woher kennst du sie?«

»Es gibt nur vier von uns. Man sollte annehmen, dass wir uns gelegentlich über den Weg laufen, nicht wahr?«

Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Merle fiel ein, dass sie selbst vor ein paar Tagen daran gedacht hatte: wie lange es keinen echten Sommer und Winter mehr gab, dass Frühjahr und Herbst immer unmerklicher ineinander übergingen.

Kein Wunder, dachte sie zynisch, wenn sich die beiden hier unten herumtreiben.

»Und jetzt suchst du sie? Ist sie fortgegangen?«

»Verschwunden. Von einem Tag auf den anderen.«

»Du bist in sie verliebt.« Eine Feststellung, keine Frage. Jetzt, da sie sich einmal auf seine merkwürdige Geschichte eingelassen hatte, fiel es ihr immer leichter, ernsthaft mit ihm darüber zu sprechen. Es war wie ein absurdes Theaterspiel, in dem sie die Bühne mit ein wenig Verspätung betreten hatte.

»Verliebt ... Pah!« Er ließ das Wort zwischen ihnen treiben wie einen Eiskristall. »Niemals zuvor hat es eine stärkere Liebe gegeben. Nie einen herrlicheren Tag als den, an dem Winter zum ersten Mal seine Arme um Sommer legte.«

»*Er ist ein Mensch*«, sagte die Königin.

»Das klingt ziemlich ... romantisch.«

Winter blickte durch den offenen Steinschlund wehmütig zum Höllenhimmel empor. »Dort oben, in der Oberwelt, kann ich nichts berühren, ohne dass es zu Eis

wird.« Seine Hand zuckte vor wie eine Schlange und bekam Merle am Bein zu fassen. Sie schrak zusammen. »Wenn ich dich so berühren würde, bliebe dir nicht mal die Zeit zu erschrecken. Du würdest auf der Stelle zu Eis erstarren.«

Kühl streifte sie seine Hand ab. »Ach ja?«

»Das ist mein Fluch. Mein ewiges Elend.«

Er spielt Theater, dachte Merle, doch er hat keine Erfahrung mit Publikum. »Und hier unten?«, fragte sie höflich.

»Nichts.« Er schüttelte den Kopf, als könne er es selbst nicht begreifen. »Kein Eis, nicht mal ein Hauch von Kälte. Hier bin ich ein Nichts, fast wie ein Mensch.«

»Danke.«

»So habe ich das nicht gemeint.«

»Natürlich nicht.«

Winter stieß einen Seufzer aus und zwirbelte eine weiße Haarsträhne zwischen seinen dünnen Fingern. »Ich spreche nicht oft mit Menschen. Ich bemerke erst zu spät, wenn ich einen von euch verletze.«

»Und Sommer?«

Seine Augen bekamen wieder diesen verträumten Glanz, der sie erheiterte und zugleich ein wenig traurig machte. »Sommer ist wie ich. Und doch ganz anders.«

»So was hört man oft von Liebespaaren«, sagte sie altklug.

»*Du denkst gerade an Serafin*«, meldete sich die Königin zu Wort.

»Tu ich nicht!«

»*Und ob!*«

Winters Augen verengten sich. »Das sind deine

Selbstgespräche?«

Merle schüttelte heftig den Kopf, in der leisen Hoffnung, dass der Königin in ihrem Kopf davon übel wurde – aber sie wusste, dass das Unfug war. »Schon gut.«

»Da ist noch jemand.« Winter ließ sie nicht aus den Augen. »In dir. Ich kann ihn spüren.«

Merle erschrak. Fühlte er wirklich die Präsenz der Fließenden Königin in ihren Gedanken? Sein Blick war so ernst, als hätte er sie gerade eines schweren Verrats bezichtigt.

»*Er weiß es*«, flüsterte die Königin.

Instinktiv rückte Merle ein Stück von ihm ab. Er machte keine Anstalten, ihr zu folgen. Vielleicht war er noch immer zu schwach. Nur seine Augen blieben fest auf sie gerichtet, klammerten sich an ihren Blick wie Kneifzangen.

»Da ist niemand«, sagte sie ohne Überzeugungskraft. »Erzähl mir mehr von Sommer.«

Er glaubte ihr nicht. Schließlich aber löste er seinen Blick von ihr. Es fühlte sich an, als hätte man zwei Eissplitter von ihrer Stirn gepflückt.

»Sommer kann keine Menschen berühren, genau wie ich.«

»Was würde passieren?« Sie kannte die Antwort schon, bevor er sie aussprach, und zufrieden dachte sie, dass sie ihn vielleicht doch ein wenig durchschaute. Sein Wahnsinn folgte festen Regeln.

»Alles, was von Sommer berührt wird, muss verbrennen«, sagte er.

Merle nickte. Sie konnte sich den Rest der Geschichte ausmalen. »Und deshalb ist es nur euch beiden möglich, euch zu berühren, ohne dass der andere zu Eis erstarrt oder

in Flammen aufgeht. Stimmt's? Die Wirkung hebt sich gegenseitig auf.«

Winter legte den Kopf schräg. »Woher weißt du das?«

»Ich habe« – beinahe hätte sie *Phantasie* gesagt – »geraten.«

Er seufzte schon wieder. Allmählich übertrieb er es mit seiner Leidensmiene. »Sie war das erste Wesen, das ich je berühren konnte, ohne Angst zu haben. Umgekehrt war es genauso. Wir sind füreinander geschaffen.«

»Ja«, sagte die Königin mürrisch, »*das behaupten sie alle*.«

»Und du glaubst, sie ist hier? In der Hölle?«

»Sie wurde entführt.«

Wer entführte schon ein Wesen, das jeden in Brand setzt, der es anfasset? Aber Merle wollte nicht mit ihm streiten.

Stattdessen stand sie auf, kletterte am Steinwulst der Riesenlippe hinauf und blickte darüber hinweg. Eigentlich hatte sie nur verhindern wollen, dass er sie wieder anstarrte, mit seinen dunklen, bodenlosen Augen.

Ihr Atem stockte.

»Winter?«

Sie hörte es rascheln, als er sich mühsam aufrichtete und neben ihr auf der Brüstung erschien.

»Ist es das?«, fragte sie tonlos.

Aus dem Augenwinkel sah sie, dass er nickte.

»Axis Mundi«, sagte er.

Viele Kilometer vor ihnen wuchs eine Felswand in die Höhe, die vom Boden bis zur Decke der Hölle reichte. Es hätte das Ende dieser unterirdischen Welt sein können, wäre da nicht ein breiter Spalt gewesen. Was dahinter lag, war nicht zu erkennen.

Dafür sah sie deutlich die beiden gigantischen Steinfiguren, die den Spalt flankierten. Abbilder von Menschen. Jede der Figuren musste mindestens fünfhundert Meter hoch sein, vermutlich sehr viel mehr. Sie standen ganz vorn, am Rand des Spalts, die Gesichter einander zugewandt. Beide hielten sich merkwürdig krumm, hatten die Oberkörper vorgebeugt. Ihre Arme waren ineinander verschlungen, als würden sie miteinander ringen.

»Die Ewigen Kämpfer«, sagte Winter leise.

»Nennt man sie so?«

Er nickte. »Man erzählt überall von ihnen. Lord Licht hat sie errichten lassen. Siehst du, wie sie dastehen? Es heißt, auf Befehl Lord Lichts würden sie zum Leben erwachen, um ihren Kampf fortzusetzen. Und dabei alles zermalmen, das sich im Spalt aufhält.«

Jetzt erst wurde Merle klar, dass die beiden Figuren ein Tor bildeten. Die Stadt musste sich gleich dahinter befinden, auf der anderen Seite der Felswand.

»Ist das der einzige Zugang?«

»Der einzige, von dem man weiß.«

»Dann gibt es vielleicht noch andere?«

»Keinen, den man kennt.«

Merle verdrehte die Augen, sagte aber nichts. Stattdessen blickte sie hinab auf das Ödland am Fuß der Kämpfer. Dunkle, wimmelnde Linien zogen sich durch die Felsenwüste wie Ameisenstraßen. Tausende und abertausende von Lilim!

Zwischen den Füßen der Kämpfer herrschte reges Kommen und Gehen, während endlose Karawanen den Weg nach Axis Mundi nahmen oder von dort zurückkehrten.

»Sie müssen alle zwischen den Beinen der Figuren hindurch«, sagte sie schauernd.

»Das ist der Sinn. Es flößt ihnen Respekt ein.«

»Es wird *mir* Respekt einflößen, wenn wir da durchfliegen.«

Winter verzog einen Mundwinkel, vielleicht ein dünnes Lächeln. »Solange sie nicht zum Leben erwachen, kann uns nichts passieren.«

»Sind sie das jemals? Lebendig geworden?«

Er hob die Schultern. »Schon oft, wenn man den Legenden in den äußeren Regionen glaubt. Aber je näher man der Stadt kommt, desto weniger dieser Geschichten gibt es. Anscheinend hat es noch niemand mit eigenen Augen gesehen.«

»Ein gutes Zeichen, schätze ich.«

»*Es könnte auch bedeuten*«, sagte die Königin, »*dass alle tot sind, die es gesehen haben.*«

Stumm rasten die Schädel dem Zentrum der Hölle entgegen. Je näher sie den beiden Steinriesen kamen, desto atemberaubender wurden sie, wahre Berge in Form zweier Menschen.

Aber warum Menschen? Weshalb hatte Lord Licht sie nicht nach dem Vorbild der Lilim erschaffen?

Oder gab es Lilim, die wie Menschen aussahen?

Abermals rückte sie ein wenig von Winter ab, unauffällig, hoffte sie. Er bemerkte es trotzdem. In seinen Augen konnte sie lesen, dass er wusste, was sie dachte. Er kannte ihre Ängste. Aber er verteidigte sich nicht. Sagte kein Wort, wandte den Kopf und blickte wieder den Kämpfern entgegen.

Als er seine Position änderte, war es, als würden er und sein Schatten sich in unterschiedliche Richtungen

bewegen. Nur einen Moment lang. Vielleicht eine Täuschung. Merle sah wieder zum Tor der Höllenstadt.

Achse der Welt

SIE WAREN NICHT DIE EINZIGEN, DIE SICH dem Felsspalt aus der Luft näherten. Merle konnte jetzt Kreaturen erkennen, die wie Stechmücken um die mächtigen Steinkolosse schwirrten, eine Vielzahl dunkler Punkte. Sie waren zu weit entfernt, um Einzelheiten zu erkennen.

Merle und Winter gingen hinter dem Steinwulst in Deckung. Merle hoffte, dass auch Vermithrax sich tiefer in die Ohrmuschel zurückzog. Sie machte sich Sorgen um ihn. Er war allein und hatte niemanden, der ihm erklärte, was dort draußen vor sich ging. *»Es geht ihm gut«*, sagte die Königin beruhigend. Der erste Schädel, der sich schräg vor ihnen befand, tauchte in den Schatten der gigantischen Beine. Von oben konnte Merle die riesigen Füße am Boden sehen, mächtige Felsovale, um die herum sich die Marschrouten der Lilim schlängelten. Noch immer war sie nicht in der Lage auszumachen, wie die Wesen im Detail aussahen, zu eng war das Gewimmel, zu groß die Distanz. Die Herolde erhöhten merklich ihre Flugbahn, bis sie oberhalb der steinernen Knie der Kolosse schwebten. Merle verlor die Kolonnen tief unter sich aus den Augen und blickte stattdessen an den riesenhaften Körpern der Kämpfer empor. Von nahem hätten sie ebenso gut bizarre Felsformationen sein können, ihre Proportionen erschlossen sich nur aus der Ferne. Die steinernen Oberschenkel, zwischen denen die Herolde hindurchflogen, wurden zu grauen Wänden, zu groß, um ihren Anteil am Ganzen zu ermessen.

Der Anblick raubte Merle den Atem. Der Gedanke, dass diese Größe künstlich erschaffen worden war, mit

Schweiß und Blut und unendlicher Geduld, überstieg beinahe ihre Vorstellungskraft.

Wie hatten die Arbeiter ausgesehen, die diese Figuren aus dem Stein gehauen hatten? Wie Menschen? Oder eher wie die Wächter am Schlund, schabenartige Kreaturen, die den überflüssigen Fels gefressen hatten, statt ihn abzuschlagen?

Trotz der Geschwindigkeit der Herolde dauerte es eine ganze Weile, bis sie die Kämpfer hinter sich gelassen hatten. Der Felsspalt selbst war um einiges tiefer, als Merle vermutet hatte, und er verlief in einer leichten Biegung, was es unmöglich machte, sein Ende zu erkennen. Die Felswände zogen rechts und links an ihnen vorüber, und hier und da sah Merle fliegende Lilim, die ihnen entgegenkamen oder denselben Weg nahmen wie sie. Sie alle schienen den Herolden in weiten Bögen auszuweichen, so als fürchteten sie die riesigen Steinschädel.

Kein Lilim schien auszusehen wie der andere. Manche ähnelten dem Bild, das sich die Menschen seit Jahrtausenden von den Bewohnern der Hölle machten: gehörnte, schuppige Wesen, die auf gewölbten Schwingen dahinsegelten. Andere hatten Ähnlichkeit mit übergroßen Insekten, klickend und schnarrend in schwarzen Panzern aus Horn. Der überwiegende Teil aber glich nichts, das Merle je gesehen hatte. Bei den meisten ließen sich Gliedmaßen ausmachen, manchmal auch etwas, das ein Gesicht sein mochte, Augen, Rachen, Zähne.

»Die sehen alle völlig unterschiedlich aus«, sagte sie fasziniert.

Winter lächelte. »Nach einer Weile wirst du feststellen, dass es wiederkehrende Muster gibt. Sie sind nur nicht so leicht zu erkennen wie bei Menschen oder Tieren. Aber

wenn man sich erst einmal an den Anblick gewöhnt hat, sieht man sie sofort.«

Irgendwann endete der Spalt. Vor ihnen öffnete sich ein grandioses Panorama. Axis Mundi.

Die Stadt Lord Lichts, das Zentrum der Hölle. Merle hatte einen Vorgeschmack wahrer Größe bekommen, als sie die Wächter am Schlund und dann die beiden Kämpfer im Felsspalt erblickt hatte. Dies hier aber war der reine Irrwitz. Ein Anblick, der sich nur erfassen ließ, wenn man den Verstand abschaltete und lediglich *schaute* – nur wahrnahm, statt verstehen zu wollen. Denn begreifen ließ sich dieser Ort wahrhaftig nicht.

Die Stadt sah aus wie ein Meer aus Schildkrötenpanzern, über- und untereinander geschoben, manche verkantet, andere geborsten. Kuppeln aus Felsgestein erstreckten sich zwischen Türmen, Minaretten und Pyramiden, unter Brücken und Stegen und Gittern. Nichts war unbebaut, alles bewohnt. Die Felswände, zwischen denen sich Axis Mundi ausdehnte wie ein Korallenriff, waren mit Häusern und Hütten überzogen; die Türme von ganzen Stämmen insektoider Lilim befallen; die Riffe, die wie Knochen auf einem Elefantenfriedhof zwischen den Bauten emporragten, mit wimmelndem Leben bedeckt; und selbst in den tausenden von Rauchsäulen, die sich unter der Decke verloren, nisteten dunkle, flatternde Kreaturen.

Im Zentrum dieses Sammelsuriums aus unbegreiflicher Vielfalt thronte eine Kuppel, die breiter und höher war als alle anderen. Die Herolde hielten auf sie zu, und Merle ahnte, dass sie sich dem Allerheiligsten näherten, dem triumphalen Tempel Lord Lichts, dem Ort, an dem die Zentren von Axis Mundi, der Hölle und vielleicht sogar der ganzen Welt zu einem einzigen machtvollen Bauwerk verschmolzen.

Sie würden noch eine Weile brauchen, ehe sie dort ankamen, so weit war der Weg vom Ende des Felsspalts über die Dächer, Spitzen und Giebel. Merle nutzte die Gelegenheit, das Chaos unter sich genauer zu betrachten. Einmal, vor ein paar Jahren, hatte sie in den Gassen Venedigs einen Bettler gesehen, dessen gesamtes Gesicht von einem wuchernden, blumenkohllartigen Geschwür befallen war. Axis Mundi von oben erinnerte sie an genau diesen Anblick, an ein groteskes Gebilde aus Wucherungen, verschlungen und verdreht wie geschmolzenes Muskelgewebe.

Und dann der Geruch.

Ein Gewürzhändler hätte vielleicht Einzelheiten dieses scheußlichen Gemischs aus Düften aller Art erkennen können. Auf Merles Nase aber wirkte der Gestank wie ein Gift, das sich in ihre Schleimhäute ätzte.

Der Blick über diese Stadt und die vage Vorstellung dessen, was dort unten leben mochte, war genug, sie in tiefe Hoffnungslosigkeit zu stürzen. Was hatten sie sich nur dabei gedacht, hierher zu kommen? Dass Lord Licht in einem goldenen Turm residieren und sie mit offenen Armen empfangen würde? Wie sollte sie hier Hilfe für ihre Stadt, für ihre Freunde finden?

Dies hier also war die Hölle. Zumindest in Teilen entsprachen die Schrecken, die Professor Burbridge in seinen Berichten heraufbeschworen hatte, der Wahrheit. Und manches, daran hatte sie keinen Zweifel, war gewiss noch schlimmer.

»*Lass dir davon keine Angst machen*«, sagte die Fließende Königin. »*Mit alldem da unten haben wir nichts zu schaffen. Lord Licht ist es, der uns interessiert, nicht dieser Abschaum.*«

Er ist einer von ihnen, dachte Merle.

»Möglicherweise.«

Er wird uns nicht helfen.

»Er hat es einmal angeboten, und er wird es wieder tun.«

Merle schüttelte stumm den Kopf, ehe sie bemerkte, dass Winter sie abermals argwöhnisch ansah. Doch auch sie ließ schließlich keine Gelegenheit aus, ihn heimlich zu beobachten.

»Ist das sein Palast?«, fragte sie.

Winters Haar wurde vom Gegenwind aufgewirbelt wie eine Schneewehe. »Ich war nie hier. Ich weiß es nicht.«

Die Steinschädel hielten weiterhin auf die monströse Kuppel zu, und jetzt bemerkte Merle, dass das gesamte Gebäude von innen heraus zu leuchten schien. Anders als die unterirdischen Lavastränge, die der ganzen Hölle Licht spendeten, glühte die Kuppel ohne einen Gelb- oder Rotstich, vielmehr hell und matt zugleich.

»Bevor du fragst – ich weiß nicht, was das für ein Licht ist«, sagte die Königin.

Winters finstere Miene hatte sich aufgehellt. »Das könnte sie sein.«

Merle sah ihn mit großen Augen an. »Wer? Sommer?«

Er nickte.

Die Königin stöhnte.

Merle hatte einen eigenen Verdacht, was es mit dem Lichtschein auf sich haben mochte. Bis eben hatte sie sich noch keine Gedanken gemacht, weshalb Lord Licht überhaupt diesen Namen trug. Was, wenn es eher eine Beschreibung als ein Name war?

»Tut mir Leid, wenn ich dich enttäuschen muss«, sagte die Königin rasch. »Der Herr der Hölle heißt schon in frühen Überlieferungen Luzifer, und das bedeutet in

deiner Sprache nichts anderes als Lichtbringer. Lord Licht ist ein Name, den Menschen ihm gegeben haben. Ein ziemlich neuer noch dazu.«

Lichtbringer, dachte sie. Jemand, der das Licht bringt – und es vielleicht sogar unter einer Kuppel einsperrt?

Winters Verhalten änderte sich. Er brütete nicht länger still vor sich hin oder verwirrte Merle mit düsteren Andeutungen. Stattdessen lief er jetzt hinter der Brüstung auf und ab, warf immer wieder aufgeregte Blicke zur Kuppel hinüber und kaute auf seiner Unterlippe wie ein nervöser Junge. Merle grinste verstohlen. Und *er* behauptete, kein Mensch zu sein?

Ein paar hundert Meter vor der Riesenkuppel schlugen die Herolde eine neue Richtung ein. Statt wie bisher geradewegs auf die Wölbung zuzufliegen, näherten sie sich nun einer verschachtelten Konstruktion aus Quadern und Türmen, die an der Seite der Kuppel emporwuchs. Merle fiel auf, dass alles hier, jedes Gebäude, sogar die riesige Kuppelwölbung, aus glattem Fels bestand. Nichts war gemauert und verfugt. Jede Erhebung innerhalb der Stadt sah aus wie gewachsen, als hätte man den Fels bearbeitet und gestreckt wie die Glasbläser auf der Insel Murano ihre Glasmasse; als besäße jemand die Macht, dem Fels einen fremden Willen aufzuzwingen.

Die Herolde schwebten durch eine Öffnung, die Merle an das Maul eines Riesenfischs erinnerte. Im Vergleich zu diesem Tor wirkten die Steinschädel wie Kieselsteine. Jenseits der Öffnung befand sich eine weite Halle, auf deren Grund in mehreren Reihen ein gutes Dutzend der steinernen Herolde ruhte; sie sahen aus wie Überreste antiker Statuen im Lager eines Archäologen.

Zuerst senkte sich der vordere Schädel auf einen freien Platz, dann auch ihr eigener. Mit einem mörderischen

Ruck, der Merle und Winter von den Füßen riss, kam die Unterseite auf dem Boden auf. Der Lärm war ohrenbetäubend. Der Stein bebte noch eine ganze Weile nach, so stark war die Erschütterung gewesen.

Merle kämpfte sich hoch, noch ganz schwindelig und taub von dem Aufprall. Furchtsam schaute sie nach unten. Beinahe hatte sie erwartet, dass aus allen Richtungen Lilim auf den Schädel zueilten, wie Hafenarbeiter zum Entladen eines eingelaufenen Schiffs. Aber der Boden rund um den Herold blieb leer. Vorerst.

Ein mächtiger Schatten erschien vor der Mundöffnung, dann schoss Vermithrax über sie hinweg, viel zu schnell und mit Flügelschlägen, die einen wahren Sturm entfachten. Er konnte seine Geschwindigkeit gerade noch vermindern, um nicht gegen den Gaumen der Mundhöhle zu krachen. Schnaubend kam er am Boden auf und glitt herum, ganz Raubkatze, ganz Krieger vom Kopf bis zur Pranke.

Gespannt kam er näher und ließ dabei Winter nicht aus den Augen. Ohne Merle anzusehen, fragte er sie: »Geht's dir gut?«

»Wir sind alle gesund und munter.«

Zwischen Vermithrax und Winter entfachte sich ein stummes Blickduell. Merle war froh, dass sie nicht zwischen ihnen stand, aus Angst, der Blitz hätte sie treffen können bei so viel Argwohn und Anspannung, die jetzt in der Luft lagen.

»Vermithrax«, sagte sie beruhigend, »Winter ist auf unserer Seite.« Noch während sie es aussprach, war sie dessen gar nicht mehr sicher. Vielleicht war es Mitleid. Oder Sorglosigkeit.

»Dein Name ist Winter?«, fragte Vermithrax.

Der weißhäutige, weißhaarige Mann nickte. »Und deiner

Vermithrax.« Er sprach den seltsamen Namen des Löwen ohne Zaudern oder die Spur eines Versprechers aus, so als kenne er ihn schon lange. Und tatsächlich fügte er hinzu: »Ich habe von dir gehört.«

Der Obsidianlöwe warf Merle einen fragenden Blick zu, aber sie hob abwehrend die Hände. »Nicht von mir.«

»Deine Geschichte ist eine alte und wohl bekannte«, sagte Winter zu dem Löwen, »und zwar überall auf der Welt. Ich habe an vielen Orten davon gehört.«

Vermithrax hob eine Augenbraue. »So?«

Winter nickte. »Der mächtigste der steinernen Löwen von Venedig. Du bist eine Legende, Vermithrax.«

Merle fragte sich unwillkürlich, warum dann sie selbst niemals die ganze Geschichte über Vermithrax' Aufstand gegen die Venezianer gehört hatte. Erst die Fließende Königin hatte ihr davon erzählt.

»Du kommst von oben?«, fragte der Löwe.

Winter nickte abermals.

Um das drohende Verhör abzukürzen, fiel Merle den beiden ins Wort und erzählte Vermithrax alles, was sie von Winter erfahren hatte. Aus ihrem Mund klang seine Geschichte noch haarsträubender. Vermithrax blieb weiterhin feindselig, und sie konnte es ihm schwerlich verübeln. Vielleicht war es ein Fehler gewesen, Winters unglückliche Liebe zu Sommer zu erwähnen. Damit strapazierte sie seine Glaubwürdigkeit bis zum Äußersten – und darüber hinaus.

»Merle«, sagte plötzlich die Fließende Königin. »Wir müssen fort von hier. Schnell.«

Vermithrax wollte gerade einen weiteren drohenden Schritt auf Winter zumachen, als Merle dazwischensprang. »Hört jetzt auf! Sofort, alle beide!«

Vermithrax blieb stehen, löste dann endlich seinen Blick von Winter und sah Merle an. Der Ausdruck seiner Augen wurde schlagartig sanfter. »Er könnte gefährlich sein.«

»Gefährlich sind vor allem die Lilim, die sich gerade von allen Seiten nähern«, sagte Merle, aber es war die Fließende Königin, die aus ihr sprach.

Bist du sicher?, dachte sie.

»Ja. Sie werden gleich da sein.«

Vermithrax machte einen Satz und landete auf dem Rand der steinernen Unterlippe. »Du hast Recht.«

Auch Winter erklimmte den Steinwulst, flink gefolgt von Merle. Ein erschrockener Laut drang aus ihrer Kehle, und sie beruhigte sich rasch damit, dass das die Königin gewesen sein musste. Natürlich wusste sie es besser.

Zahlreiche Lilim näherten sich dem Herold, absurde Spottgestalten mit viel zu vielen Gliedmaßen, scharfkantigen Hornpanzern und augenlosen Schädeln. Die meisten wuselten flach über den Boden, andere gingen aufrecht, wenn auch vom Gewicht ihrer Hornleiber leicht vornübergebeugt. Einige liefen auf langen, dünnen Beinen wie auf Stelzen, und ihre Arme standen verwinkelt ab wie die Glieder von Weberknechten. Sie waren es, die Merle am meisten entsetzten, denn sie bewegten sich schnell und wendig, und Merle musste unwillkürlich an riesenhafte Spinnen denken, auch wenn das die Sache vereinfachte – und beschönigte.

»Sie haben uns noch nicht entdeckt«, sagte Winter und sprang zurück hinter die Brüstung. Vermithrax und Merle folgten ihm.

Der Löwe winkte Merle mit einem Scharren seiner Pranke herbei. »Steig auf!«

Sie warf einen Blick zurück auf Winter und zögerte.

»Was ist mit ihm? Auf deinem Rücken ist genug Platz für zwei.«

Vermithrax wirkte alles andere als glücklich. »Muss das sein?«

Merle sah noch einmal zu Winter hinüber, dann nickte sie.

»Na gut. Kommt schon!«

Merle erklimmte den schwarzen Rücken des Löwen, Winter folgte ihr nach kurzem Zögern. Sie spürte, wie er hinter ihr Platz nahm und einen Augenblick lang nach der besten Position suchte. Dann blieb ihm gerade noch Zeit, sich festzuhalten, denn Vermithrax entfaltete seine Schwingen und beförderte sie mit einer kraftvollen Bewegung in die Luft.

Sie schossen zwischen den Lippen des Herolds hindurch, gerade als sich das erste verwinkelte Bein eines Lilim über die Brüstung schob.

Vermithrax jagte hinaus in die Halle. Unten am Boden wandten die Lilim die Köpfe, manche so behäbig wie Schildkröten, andere flink und mit tückischen Augen. Einige stießen schrille, animalische Laute aus, wieder andere artikulierte Worte in einer fremden Sprache. Über die Schulter sah Merle, wie sich eine ganze Flut von Kreaturen am Kinn des Herolds emporschob und in die Mundhöhle strömte. Jene mit den langen Gliedmaßen aber blieben zurück und starrten zu Vermithrax herauf. Einer gab eine Abfolge hoher, spitzer Laute von sich, und sofort änderte sich die Richtung des Lilimstroms. Wie zornige Ameisen schwärmten sie nach allen Seiten aus.

Merle klammerte sich an Vermithrax' Mähne, während er so hoch wie nur möglich aufstieg, bis knapp unter die Decke der Halle. Ihre Finger bekamen etwas zu fassen, das nicht dorthin gehörte. Als sie die rechte Hand

hervorzog, sah sie, das sich etwas in Vermithrax' Pelz verfangen hatte, eine der schwarzen Federn aus dem Ohr des Herolds. Nur dass es gar keine Feder war: Es war ein winziger schwarzer Krebs, so feingliedrig, dass sie seine Glieder für Daunen gehalten hatte. Er bewegte sich nicht, war offenbar tot. Also hatte sie in dem Ohr nicht auf den Überresten von Lilim gelegen, sondern auf den Lilim selbst. Der Gedanke bereitete ihr einen solchen Ekel, dass er einen Augenblick lang sogar ihre Furcht überdeckte. Sie hatte das Gefühl, sich am ganzen Körper kratzen zu müssen. Schauernd warf sie einen letzten Blick auf das tote Krebswesen, dann schleuderte sie es in die Tiefe.

Winter hatte erst versucht, sich an den Flanken des Löwen festzuklammern, legte nun aber von hinten einen Arm um Merles Taille, als sein Halt nicht mehr ausreichte. Sie hatte das Gefühl, als scheue er die Berührung; vielleicht aus Furcht, sie könne doch noch zu Eis erstarren.

»*Sie haben uns erwartet*«, sagte die Königin.

»Aber woher wussten sie, dass wir hier sind?« Es kümmerte Merle jetzt nicht mehr, dass Winter mithörte.

»*Vielleicht können sie einen von euch wittern.*«

»Oder dich.«

Darauf erwiderte die Königin nichts. Womöglich zog sie den Gedanken tatsächlich in Erwägung.

Der Obsidianlöwe flog über die Reihen der riesigen Schädel hinweg und hielt in Richtung des Tors, durch das die Herolde hereingekommen waren. Bis dorthin mussten es gut fünfhundert Meter sein. Von hier oben aus wirkte die Halle noch gigantischer.

»Vermithrax!«

Merle schrak zusammen, als sie Winters Ruf hörte.

Mit seinen langen Fingern deutete ihr rätselhafter

Begleiter nach oben. »Da kommen sie!«

Der Obsidianlöwe flog schneller. »Ich sehe sie auch.«

Merle schaute irritiert in die Richtung, in die Winter zeigte. Sie hatte fliegende Lilim erwartet, geflügelte Bestien wie jene, die sie im Felsspalt und über der Stadt gesehen hatten. Doch was sie jetzt erblickte, war etwas anderes.

Die Lilim, die ihre Verfolgung aufgenommen hatten, flogen nicht – sie kletterten unter der Decke entlang!

Es waren die gleichen, die sie schon unten am Boden gesehen hatte, langbeinig, spinnengleich und doch um ein Vielfaches fremdartiger als alles, was sie aus der Oberwelt kannte.

Und sie waren unfassbar schnell.

Vermithrax senkte seine Höhe wieder ein wenig, damit die Wesen ihn nicht von oben mit ihren langen Beinen erreichen konnten. Aber sie schienen jetzt von überall herzukommen, als hätten sie bereits auf der Lauer gelegen, unsichtbar mit der Felsdecke verschmolzen. Und, ja, jetzt sah Merle, wie einige von ihnen scheinbar aus dem Nichts auftauchten und doch in Wahrheit die ganze Zeit über da gewesen waren, sich von der flachen Steinfläche lösten, ihre langen Glieder ausstreckten und von einem Herzschlag zum nächsten in huschende Bewegung verfielen.

»Da vorne!«, brüllte sie, um den Lärm des Luftzugs und das Kreischen der Lilim zu übertönen. »Sie sind jetzt vor dem Tor!«

Über dem Ausgang der Halle war die gesamte Decke zum Leben erwacht. Ein Teppich aus dünnen Leibern zuckte und schob und taumelte dort oben, über- und untereinander hinweg, wie eine ganze Armee von Weberknechten, keiner von ihnen kleiner als ein Mensch,

die meisten beinahe doppelt so groß. Viele streckten einzelne Gliedmaßen nach unten aus, zitternd und bebend, um Vermithrax in der Luft zu erreichen.

Der Löwe blieb gelassen. »Wenn wir tief genug fliegen, kriegen sie uns nicht.«

Merle wollte etwas sagen, und sie spürte, wie auch die Königin in ihren Gedanken zu sprechen ansetzte, aber dann schwiegen sie doch beide und überließen es Vermithrax, sie in Sicherheit zu bringen.

Winter war der Einzige, der Einspruch erhob. »So wird das nicht gehen.«

Merle schaute über die Schulter. »Was meinst du?«

Sie sah, wie sich seine Augen weiteten. Sein Griff um ihren Oberkörper wurde fester, fast schmerzhaft. »Zu spät!«

Sie blickte wieder nach vorn.

Die gesamte Decke war jetzt in Bewegung, eine brodelnde Masse aus Körpern und Augen und spindeldürren Beinen.

Vor ihnen stürzte einer der Lilim in die Tiefe, ein wirbelndes Knäuel aus Gliedmaßen, zu weit entfernt, um ihnen gefährlich zu werden. Merles Blick folgte seinem Sturz, hundert, hundertfünfzig Meter tief, und sie war sicher, dass die Kreatur am Boden zerschellen würde. Das Wesen prallte auf, blieb einen Moment lang zusammengerollt wie eine Kugel liegen – dann fuhr es seine Beine aus und lief hektisch hin und her, als wäre nichts gewesen, vor und zurück, im Kreis, bis es schließlich in Lauerstellung verharrte und zu ihnen heraufstarrte.

»Nein«, raunte die Königin, und Merle begriff, was Winter mit »zu spät« gemeint hatte.

Um sie herum begannen die Lilim von der Decke zu fallen wie reife Früchte. Ein Spinnenbein mit einem scharfen Haken am Ende streifte Vermithrax' linke Schwinge und schlug ihm eine Hand voll schwarzer Federn aus. Der Obsidianlöwe geriet kurz ins Taumeln, flog dann aber weiter, immer schneller auf das gewaltige Tor zu.

Die Lilim fielen. Immer mehr stießen sich von der Decke ab und stürzten. Vermithrax war gezwungen, waghalsige Ausweichmanöver zu fliegen. Merle beugte sich vor, bis ihr Gesicht fast die Mähne berührte. Sie konnte nicht sehen, was Winter hinter ihr tat, aber sie vermutete, dass auch er den Kopf einzog.

Es war, als wären sie mitten in einen bizarren Regenschauer geraten. Mit dem Unterschied, dass es Lebewesen regnete, riesenhafte Spinnentiere, von denen eines ausgereicht hätte, eine Armee in die Flucht zu schlagen. Hier aber fielen sie zu dutzenden, schließlich zu hunderten.

Vermithrax hatte keine Chance.

Ein Lilim krachte mit dem Körper auf das Hinterteil des Löwen, glitt ab und hätte mit seinen wirbelnden Gliedmaßen beinahe Winter mit sich in die Tiefe gerissen, wäre dieser nicht blitzschnell näher an Merle gerückt und in Deckung gegangen. So verhedderte sich der Haken am Bein des Lilim lediglich in Winters langem Haar und riss ihm eine Strähne aus. Winter schien es nicht einmal zu bemerken.

Ein zweiter Lilim prallte auf Vermithrax' rechten Flügel, und diesmal wären sie alle fast abgestürzt. Im letzten Moment bekam Vermithrax seinen tonnenschweren Körper wieder unter Kontrolle – bis der nächste Lilim vor ihm herabfiel und mit dem Haken seine Nase streifte.

Vermithrax brüllte schmerzerfüllt auf, schüttelte den Kopf so heftig, dass Merle abzurutschen drohte, riss die Augen wieder auf und sah eine weitere Kreatur, die im Sturz mit den Beinen nach ihm schlug, ein wirbelnder schwarzer Stern aus Horn und Zähnen und messerscharfen Hakenkrallen.

Der Nächste fiel genau auf Merle.

Sie wurde aus Winters Umklammerung gerissen, rutschte seitlich ab und stürzte in den Abgrund. Sie hörte Vermithrax über sich brüllen, dann Winter, dann beide durcheinander, und noch während sie fiel, dachte sie kühl, dass sie jetzt sterben würde, endgültig und ohne jeden Ausweg.

Sie spürte, wie sich etwas um sie krallte, Glieder wie trockene Äste, die sich gegen ihre Beine, ihren Oberkörper, sogar an ihr Gesicht pressten; es fühlte sich an, als wäre sie im Dunkeln gegen tief hängende Zweige gelaufen. Mit dem Rücken wurde sie gegen etwas Weiches, Kühles gepresst, einen Körper, haarig und feucht wie ein aufgeschnittener Pfirsich.

Der Aufprall war schlimm.

Viel schlimmer aber war, als sie begriff, was sie gerettet hatte.

Der Lilim hatte sich um sie herum zu einem schützenden Ball zusammengezogen, wie es Spinnen kurz vor dem Sterben tun. Er hatte sich in der Luft gedreht und war mit dem Rücken zuerst aufgekommen. Merle konnte durch das Gitterwerk seiner Gliedmaßen die Hallendecke sehen, ein Inferno aus stürzenden Leibern, in dem sie nirgends eine Spur des Obsidianlöwen entdeckte. Aber ihr Blick war ohnehin verschwommen, ihr Geist kaum in der Lage, die Bilder zu verarbeiten.

Sie war über hundert Meter in die Tiefe gestürzt, und sie

hatte überlebt. Der Schock saß tief, wenn auch nicht tief genug, um sie völlig zu lähmen. Ihr Verstand klärte sich mit jedem Atemzug, formte aus dem Wirrwarr in ihrem Kopf den Ansatz klarer Gedanken.

Das Erste, was ihr in den Sinn kam, war der Zweifel, ob sie tatsächlich dankbar sein sollte, dass sie noch lebte. Sie spürte die feuchte, klebrige Unterseite des Lilim in ihrem Rücken, fühlte, dass borstige Haare durch ihre Kleidung stachen wie stumpfe Nägel. Sie sah die haarigen, klapperdürren Glieder über sich, zusammengekrampft, reglos.

»*Er ist tot*«, sagte die Fließende Königin.

Merle brauchte einen Moment, ehe sie die Bedeutung der Worte erfasste.

»*Wäre er wie die anderen auf den Füßen gelandet, hätte er überlebt. Aber er ist auf den Rücken gestürzt, um dich zu schützen.*«

»*Mich zu ... schützen?*«

»*Egal, warum er es getan hat – du solltest jedenfalls versuchen, dich aus seiner Umklammerung zu befreien, bevor die Leichenstarre eintritt.*«

Merle drückte mit aller Kraft gegen die verschränkten Gliedmaßen. Sie knirschten und knackten, ließen sich aber schließlich bewegen. Merle hatte nicht nur mit ihrem Ekel zu kämpfen, sondern auch mit dem Zittern ihrer Arme und Beine. Ihr Kopf mochte begriffen haben, dass sie noch am Leben war, aber der Rest ihres Körpers schien erst mit einiger Verspätung damit fertig zu werden. Ihre Muskeln bebten und zuckten unter der Haut wie Fische in einem Fangkorb.

»*Beeil dich!*«

»*Du hast gut reden.*« Immerhin, ihre Stimme war wieder

die alte. Vielleicht ein wenig schrill, vielleicht ein wenig atemlos. Aber sie konnte sprechen.

Und fluchen. Lautstark.

»Das war nicht von schlechten Eltern«, sagte die Fließende Königin beeindruckt, nachdem der Schwall von Schimpfworten aus Merles Mund versiegt war.

»Jahrelange Übung«, keuchte Merle und drückte das letzte Lilimbein beiseite. Sie gab sich alle Mühe, nicht nach unten zu schauen, als sie beide Hände in die feuchtweiche Masse in ihrem Rücken setzte und sich hochstemmte. Irgendwie gelang es ihr, sich aus der Umarmung des Kadavers zu befreien und zwischen zwei Astgliedern zu Boden zu springen.

Ihre Füße gaben nach, und sie stürzte. Diesmal nicht vor Erschöpfung.

Um sie herum standen hunderte von Lilim und starrten sie an, wippten auf ihren langen Beinen und wetzten ihre Hakenkrallen am Boden. Sie hatten ihren toten Artgenossen und Merle eingekreist, aber sie kamen nicht näher, so als hielte etwas sie zurück. Vielleicht derselbe Befehl, der den Lilim veranlasst hatte, sich für Merle zu opfern.

Die Königin nahm das Fazit dieser Erkenntnis vorweg: »*Sie tun dir nichts. Irgendwer hat noch etwas mit dir vor.*«

Mit uns, wollte Merle sagen, aber jetzt versagte ihre Stimme endgültig. Sie wandte ihren Blick nach oben und erkannte, dass keine weiteren Lilim zu Boden fielen. Die Hallendecke war noch immer in Bewegung, doch allmählich verebbte das Gewimmel, und die Kreaturen verschmolzen wieder mit dem Fels, wurden unsichtbar.

Vermithrax, dachte sie.

»*Er lebt.*«

Merle schaute sich in der Halle um, aber ihre Sicht reichte nicht weiter als bis zur zweiten, dritten Reihe der Lilimarmee. »Sicher?«

»*Ich spüre ihn.*«

»Das sagst du nur, um mich zu beruhigen.«

»*Nein. Vermithrax ist am Leben. Genau wie Winter.*«

»Wo sind sie?«

»*Irgendwo hier. In der Halle.*«

»Die Lilim haben sie?«

»*Das befürchte ich.*«

Die Vorstellung, dass der Obsidianlöwe von den Lilim zur Landung gezwungen oder gar zum Absturz gebracht worden war, ließ ihr Herz einen Schlag lang aussetzen. Aber die Königin hatte gesagt, dass er am Leben war. Merle wollte das nicht in Frage stellen. Nicht hier, nicht jetzt.

Der Kreis der Lilim hatte sich bis auf einige Meter um sie geschlossen. Obwohl die Zahl der Spinnenwesen überwog, waren da nun auch wieder andere zwischen ihnen, flach an den Boden gedrückt oder zweibeinig oder auch ganz ohne Gliedmaßen, ein wirbelndes, wimmelndes, flüsterndes Chaos aus Krallen und Stacheln und Spitzen und Augen.

So viele Augen.

Und überall Bewegung, Rumoren unter schillernden Oberflächen, glänzend von Nässe, wie ein Gewirr aus Algen und Treibgut in der Meeresbrandung.

»*Jemand kommt.*«

Ehe Merle fragen konnte, woher die Königin das wusste, teilte sich die Mauer der Lilim. Die vorderen verstummten, manche senkten ehrerbietig die Häupter – oder das, was Merle dafür hielt.

Sie hatte einen Befehlshaber erwartet, eine Art General, vielleicht eine Bestie, größer als alle anderen, etwas, das die Übrigen an Kraft und Grausamkeit und purer Scheußlichkeit bei weitem übertraf.

Stattdessen sah sie einen kleinen Mann in einem Rollstuhl.

Er wurde von etwas geschoben, das entfernte Ähnlichkeit mit einem Knäuel glitzernder Bänder hatte, die in ständiger Bewegung waren, sich in- und umeinander wanden und sich dabei vorwärts bewegten. Erst im Näherkommen erkannte sie, dass es nicht ein Wesen war, sondern unzählige: eine Vielzahl von Schlangen, die sich bewegten wie ein einziger Organismus, zusammenhängend und kontrolliert. Ihre Köpfe schnellten wachsam vor und zurück, und ihre Körper schillerten in unvorstellbaren Farben, schöner als alles, was Merle seit ihrer Flucht aus Venedig gesehen hatte.

Der Mann im Rollstuhl musterte Merle ohne jede Regung. Kein Lächeln, auch keine Bösartigkeit. Nur blanke, leere Züge – das Interesse eines Wissenschaftlers, der eine neue, aber nicht besonders faszinierende Spezies unter einer Lupe betrachtet.

Die Kälte in seinen Augen ließ Merle schauern. Sie machte ihr mehr Angst als das tausendköpfige Heer von Ungeheuern.

War das etwa Lord Licht? War der Herrscher der Hölle tatsächlich dieser kleine Mann mit den toten Gesichtszügen?

»Nein«, sagte die Fließende Königin.

Merle hätte sie gerne gefragt, was sie so sicher machte, doch der Mann im Rollstuhl ließ ihr kein Zeit. Seine Stimme war alt und knarrend, wie das Brechen von hart gewordenem Leder.

»Was tun? Was tun?«, murmelte er mehr zu sich selbst als zu irgendwem sonst.

Dann: »Ich weiß. Ich weiß.«

Merle dachte: Er hat nicht mehr alle Tassen im Schrank.

Er gab dem Schlangennest hinter seinem Rollstuhl ein Zeichen, und sofort quollen die Stränge herum und drehten den Stuhl, schoben ihn zurück in die Richtung, aus der er gekommen war.

»Bringt sie zu mir«, schnarrte der Mann mit dem Rücken zu Merle. »Bringt sie ins Herzhaus.«

Der Anschlag

SIE WAREN ZU SIEBT.

Zu viele, dachte Serafin, während er sich durch die Dunkelheit schob. Immer noch zu viele.

Fünf Jungen, einschließlich ihm selbst und Dario. Außerdem zwei schlanke Gestalten, zwei Frauen. Größer als einige der Jungen – *Rebellen*, ermahnte er sich voller Zynismus –, aber kleiner als er selbst.

Unke hatte sich wieder das Tuch vors Gesicht gezogen, auch wenn er nicht sicher war, weshalb. Sie würden in dieser Nacht voraussichtlich Schlimmeres sehen als das Maul einer Meerjungfrau. Aber sie bestand auf ihrer Maskerade, obwohl er nicht glaubte, dass sie sich für ihre Herkunft schämte. Sie war eine Meerjungfrau und würde es immer bleiben. Die menschlichen Beine, die Unke statt ihres *kalimar*, ihres Schuppenschwanzes, trug, waren nur eine Äußerlichkeit. In ihren Adern aber floss die salzige See, das Wasser der Lagune.

Die zweite Frau war Lalapeja. Die Sphinx hatte ihre menschliche Gestalt angenommen, und Serafin kam es inzwischen fast wie ein böser Traum vor, dass er sie mit ihrem Löwenleib gesehen hatte. Jede Minderung ihrer Perfektion, jeder noch so geringe Makel schienen absurd in Anbetracht solcher Vollendung. Er musste sich mit Gewalt ins Gedächtnis rufen, dass auch dies nur ein Teil ihres Zaubers war. Die Magie endete nicht mit der Veränderung ihres Äußeren; sie manipulierte die Gedanken all jener, die sie ansahen, so wie sie alles, das um sie herum geschah, zu manipulieren schien.

Und Serafin fragte sich nach wie vor, ob das, was sie

taten, richtig war. Warum gehorchte er Lalapeja? Was war es, das ihn und die anderen ihr hörig machte?

Nicht *alle* anderen. Unke widerstand dem Zauber der Sphinx. Serafin hatte gar den Verdacht, dass Unke Lalapeja in ihrer wahren Gestalt durch die Gänge schleichen sah, eine Kreatur halb Mensch, halb Löwin, die sich auf den Samtpfoten einer Raubkatze vorwärts bewegte. Auch ihm war bereits aufgefallen, dass Lalapeja weniger Laute verursachte als jeder andere, weniger sogar als er selbst. Es mochte den Anschein haben, als liefe sie auf Menschenfüßen – die Wahrheit aber war eine andere.

Die Sphinx war kein Mensch und würde nie einer sein. Warum also interessierte sie sich für Venedig und seine Bewohner? Was brachte sie dazu, eine Horde von Straßenkindern anzustiften, ein Attentat auf den Pharao zu verüben? Auf den Pharao! Serafin konnte noch immer nicht fassen, worauf er sich eingelassen hatte.

»Unke«, flüsterte er im Halbdunkel der unterirdischen Kanäle.

Sie sah ihn an, über den Rand des Tuchs hinweg, das ihre Mundpartie verdeckte. Sie nickte, einmal nur, ganz kurz.

»Spürst du es auch?«, fragte er.

Abermals nickte sie.

»Was ist das?« Er rieb sich mit der Hand über den rechten Unterarm. Die Härchen standen aufrecht, und seine Haut kribbelte, als hätte er mit den Fingern in einen Ameisenhaufen gegriffen.

»Magie«, sagte Unke.

»Sphinxzauber, von den Kommandanten des Pharao gewirkt«, sagte Lalapeja, die mit einem Mal neben der Meerjungfrau stand, als hätte man die Finsternis in die

Form einer jungen Frau gegossen.

Unke warf ihr einen Seitenblick zu, sagte aber nichts.

»Sphinxzauber?«, fragt Serafin. Er hoffte inständig, dass die anderen Jungen seine Unsicherheit nicht bemerkten. Zumindest Dario aber durchschaute ihn sofort und blieb neben ihm stehen.

Serafin hob eine Hand und brachte den kleinen Trupp zum Halten. Er selbst, Dario und die beiden Frauen bildeten die Spitze. Tiziano, Boro und der klein gewachsene Aristide, den sie aufgrund seiner Wendigkeit und Geschicklichkeit ausgewählt hatten, waren ihnen bislang ohne ein einziges Widerwort, ohne Fragen oder zweifelnde Blicke gefolgt, entlang jener geheimen Kanäle, die außer Serafin nur eine Hand voll anderer Meisterdiebe kannte. Kanäle, die sich unter den Plätzen und Gassen der Stadt erstreckten und sich dennoch knapp oberhalb des Wasserspiegels befanden. An manchen Stellen war der Boden nass, an anderen bis auf Knöchelhöhe überspült; im Großen und Ganzen aber waren die geheimen Wege trocken. Trocken genug für eine Gruppe von Meuchelmördern.

Mörder, wiederholte Serafin in Gedanken. Das war das Wort, das er bislang gemieden hatte wie ein Steinlöwe das Wasser. Er war Dieb, einer der besten, aber gewiss kein Mörder.

»Was bedeutet das: Sphinxzauber?«, fragte er, diesmal gleich an Lalapeja gewandt. Er wusste, die anderen hätten das nicht mithören sollen, aber sein Gewissen verbot ihm, sie im Unklaren zu lassen. Falls sie geradewegs in eine magische Falle liefen, hatte jeder das Recht, darüber Bescheid zu wissen. Was sie taten, geschah aus freiem Willen, nicht aus Pflichtgefühl. Sie taten es für sich, nicht für die gottverdammte Stadt oder gar die Bürger, die sich

bislang einen Dreck um die bettelnden Gassenkinder geschert hatten.

Für sich. Für jeden Einzelnen von ihnen.

Für mich, dachte Serafin.

Auf den Gesichtern der Jungen las er noch etwas anderes: für Lalapeja. Das beunruhigte ihn beinahe mehr als das magische Kribbeln auf seiner Haut.

»Sphinxzauber werden von –«, begann Lalapeja, wurde aber von Serafin unterbrochen:

»Von Sphinxen gewirkt. Ja, das sagtest du bereits. Aber was richten sie aus?«

Tiziano und Aristide starrten ihn mit geweiteten Augen an. So respektlos hatte noch niemand mit Lalapeja gesprochen.

Doch sie kümmerte sich nicht darum. Mit einem Lächeln sah sie Serafin an, hielt ihn fest im Blick und fuhr fort: »Solch ein Zauber mag alles Mögliche bedeuten. Er kann jeden, der unter seinen Einfluss gerät, töten, und zwar auf mehr Arten, als Menschen sich ausmalen können. Er kann auch harmlos sein und lediglich jene warnen, die ihn ausgesprochen haben.«

»Dann wissen sie jetzt, dass wir hier sind?«, fragte Dario alarmiert. Selbst im Dunkeln konnte Serafin sehen, wie sehr Dario schwitzte. Auch Serafins Stirn war feucht, und alle paar Schritte musste er sich mit der Hand durchs Gesicht wischen, damit die Rinnsale ihm nicht in die Augen liefen.

»Sie würden es wissen – wenn ich den Zauber nicht blockiert hätte«, sagte die Sphinx, und nun wurde ihr Lächeln ein wenig breiter. Sie sah umwerfend dabei aus.

Ein erleichtertes Raunen ging durch die Gruppe der Jungen, aber Serafin blieb angespannt. »Ich kann den

Zauber immer noch auf der Haut spüren.«

»Das hat nichts zu bedeuten. Das sind nur Entladungen in der Luft, die entstehen, wenn zwei Zauber aufeinander treffen. Meiner auf ihren. Das Jucken, das ihr alle spürt, ist nur eine Nachwirkung des Zaubers, nicht der Zauber selbst.«

Sie setzten ihren Weg fort, aber schon bald, irgendwo unter der Kirche San Gallo, in einem Säulengewölbe voller Spinnweben und vergessener Heiligenfiguren, hielt Serafin Unke zurück. In einem Rucksack aus hartem Leder trug sie die Spiegelmaske Arcimboldos bei sich. Serafin scheute sich, dem seltsamen Relikt zu nahe zu kommen, deshalb legte er seine Hand auf Unkes Unterarm, nicht auf ihre Schulter. Als sie langsamer wurde, zog er die Finger rasch zurück. Sie hielten jetzt ein paar Schritt Abstand zu den anderen.

»Traust du ihr?«, flüsterte er.

»Ja.« Bei jedem Atemzug spannte und wölbte sich das Tuch über dem Maul der Meerjungfrau, mehr noch, wenn sie sprach.

»Ganz sicher?«

»Sie ist Lalapeja.« Als wäre das Grund genug.

»Du hast gewusst, dass sie eine Sphinx ist, nicht wahr? Von Anfang an.«

»Ich sehe sie in ihrer wahren Gestalt. Sie kann mich nicht täuschen.«

»Warum?«

»Die Völker der Meerjungfrauen und der Sphinx sind seit uralten Zeiten miteinander verwandt. Heute erinnert nicht mehr viel daran, aber vor vielen tausend Jahren gab es enge Bindungen. Wir Meerjungfrauen haben mit der Magie auch unsere Bedeutung und Macht verloren,

während die Sphinx – zumindest einige von ihnen – es verstanden haben, sich stets an neue Gegebenheiten anzupassen.«

»So wie Lalapeja?«

Unke schüttelte entschieden den Kopf. »Sie nicht. Sie ist seit langer Zeit das, was sie auch heute noch ist.«

»Aber –«

Sie ließ ihn nicht aussprechen. »Sie ist älter als die meisten anderen Sphinx, auch wenn es für euch Menschen nicht so aussieht. Sie weiß, was früher war, und sie ehrt die alte Verwandtschaft. Sie war stets gut zu uns Meerjungfrauen.« Unke hielt einen Augenblick inne, dann sagte sie: »Sie hat uns einen geheimen Ort für unsere Toten gegeben.«

Der Friedhof der Meerjungfrauen, dachte Serafin fasziniert. Eine uralte Legende. Niemand wusste, wo er sich befand. Viele hatten danach gesucht, aber er kannte keinen, der ihn gefunden hatte. »Lalapeja hat euren Friedhof angelegt?«

Unke nickte. »Vor langer Zeit. Wir stehen in ihrer Schuld, auch wenn sie uns nie um etwas gebeten hat.«

»Was tut sie in Venedig?«

»Sie war schon hier, als es die Stadt noch nicht gab. Die Frage müsste lauten: Was tut die Stadt an einem Ort, der seit Jahrtausenden unter Lalapejas Schutz steht?«

»Jahrtausende ...« Serafin ließ das Wort auf der Zunge zergehen. Er warf einen Blick zu der Sphinx hinüber, zu der mädchenhaft jungen Frau, die an Darios Seite den Zug anführte.

»Sie hat nie versucht, die Menschen zu vertreiben, obwohl das ihr Recht gewesen wäre«, sagte Unke. »Manche von uns sagen sogar, ihre Pflicht. Dies hier,

diese Nacht, Serafin ... dies ist das erste Mal, dass Lalapeja in das Schicksal Venedigs eingreift. Und sie wird ganz genau wissen, warum.«

Serafin musterte die Meerjungfrau und hatte Mühe, ihrem stechenden Blick standzuhalten. »Du weißt es auch, oder?«

Unkes Tuch erbebt, als sie mit ihrem Haifischmaul lächelte. »Vielleicht.«

»Das ist nicht fair.«

»Es gibt ein Wissen, das nicht für Menschen bestimmt ist. Aber glaub mir einfach, wenn ich dir sage, dass sie weiß, was sie tut.« Ihre Augen verengten sich. »Sie hat früher Fehler gemacht. Jetzt erfüllt sie ihre Bestimmung.«

Serafin brannten tausend Fragen auf den Lippen, aber Unke ging wieder schneller, um die Spitze des Trupps zu erreichen. Er beeilte sich, um mit ihr Schritt zu halten.

»Was ist sie? So eine Art Wächter?«

»Frag sie selbst.«

»Aber ein Wächter von was?«

Unke deutete nach vorn. Widerwillig folgte er ihrem Blick und entdeckte, dass Lalapeja über ihre Schulter zu ihm zurückschaute. Sie lächelte, aber es wirkte traurig. Er wurde einfach nicht schlau aus ihr. Trotzdem stellte er für den Moment keine weiteren Fragen, auch dann nicht, als er wieder neben ihr ging und sich alle Mühe gab, sie nicht anzusehen. Wohl spürte er, dass sie hin und wieder zu ihm herüberblickte.

Er setzte sich an die Spitze, ging allein ganz vorn, ein paar Schritt vor den anderen. Er konzentrierte sich wieder auf das, wovon er mehr als jeder andere verstand. Er suchte den besten Weg, im Verborgenen durch die Stadt zu kommen, so wie er es früher zahllose Male getan hatte.

Irgendwann ließ er sie alle unter einer runden Luke in der Decke anhalten und gab ihnen zu verstehen, keinen Laut mehr von sich zu geben.

Er öffnete die Luke mit Darios Hilfe und kletterte hinauf. Oberhalb des Ausstiegs lag ein rundes Treppenhaus, das durch alle Stockwerke des Dogenpalastes führte. Die Stufen waren schmal und besaßen ein notdürftiges Geländer: ein paar Stangen, die einen alten Handlauf hielten. Früher waren über diese Wendeltreppe gelegentlich Verbrecher zur Aburteilung geführt worden, heute wurde sie nur noch selten genutzt. Der hohe Staub auf Boden und Geländer verriet, dass das letzte Mal lange zurücklag.

Serafin war ziemlich sicher, dass die Ägypter nichts von diesem Schacht wussten. Noch nicht. Die Leibgarde des Pharaos würde sich die Pläne des Palastes vornehmen, keine Frage, aber er bezweifelte, dass dazu schon genug Zeit gewesen war. Auch deshalb hatte der Anschlag so früh wie möglich stattfinden müssen, noch in dieser Nacht.

Er löste ein Seil von seinem Gürtel, befestigte es mit ein paar raschen Handgriffen am unteren Geländerpfosten und half den anderen beim Aufstieg. Er war gespannt, wie Lalapeja heraufkommen würde – vielleicht mit dem Sprung einer Raubkatze –, aber dann erklomm sie das Seil doch nur wie jeder andere, mit Händen und Füßen, wenn auch ein wenig müheloser als die Übrigen. Bei ihr sah es fast spielerisch aus, was ihr einmal mehr die Bewunderung der Jungen einbrachte. Am schwierigsten war der Aufstieg für Unke, die trotz aller Flinkheit keine Übung im Seilklettern hatte.

Lautlos und rasch liefen sie die Wendeltreppe hinauf. Die Gemächer des Pharaos befanden sich im oberen Stockwerk, aber Serafin war sich nur zu bewusst, dass er es sich nicht zu einfach machen durfte. Was sie dringend

brauchten, war ein Vorteil, und den würden sie nicht auf dem kürzesten Weg erringen.

Er führte die Gruppe am Zugang der oberen Etage vorbei, noch höher hinauf, bis zum Ende der Treppe, wo die Stufen gegen eine Bohlentür stießen. Das Holz war vom Alter dunkel gefärbt, die Beschläge hatten Rost angesetzt.

Wie Serafin erwartet hatte, ließ sich die Tür mühelos öffnen. Die schwere Klinke, so lang wie sein Unterarm, gab mit einem Knirschen nach, der Flügel schwang langsam nach innen. Wortlos dirigierte Serafin seine Gefährten durch die Öffnung in dämmriges Halblicht.

Er hatte den anderen in der Enklave die genaue Route erklärt – allerdings nur bis zu diesem Treppenhaus. Den letzten Teil des Plans hatte er für sich behalten.

Doch auch so ahnte jeder, wo sie sich befanden – es gab nur einen Ort im Dogenpalast, der höher als das höchste Stockwerk lag. Hier oben, in den gefürchteten Bleikammern unter den Dächern, hatten in vergangenen Jahrhunderten viele tausend Gefangene ihr Leben gelassen, eingepfercht in winzige Zellen, im Winter halb erfroren, im Sommer der Hitze der sonnendurchglühten Bleidächer ausgesetzt; ebenso gut hätte man sie in Backöfen sperren können.

Jeder, selbst der ungebildetste Straßenjunge, kannte die Geschichten über das Elend der Gefangenen. Serafin wäre wohl genauso bedrückt gewesen wie die anderen, wäre dies sein erster Besuch hier oben gewesen. Zu Beginn seiner Diebeslaufbahn hatten er und ein paar Freunde sich einen Spaß daraus gemacht, unter der Nase der Stadtgarde im Dogenpalast herumzuznüffeln.

»Hier oben können sie uns nicht hören«, sagte er zu den anderen. »Die Decken sind abgedichtet, wegen der

Schreie, damals.«

»Was hast du vor?«, fragte Tiziano.

Serafin grinste, ehe Unkes finsterer Blick ihm ins Gedächtnis rief, dass dies kein Spiel war, wie damals, als er der Stadtgarde auf der Nase herumgetanzt war. »Wir dringen von oben in die Räume des Pharaos ein«, sagte er. »Das ist mit ziemlicher Sicherheit der einzige Weg, den sie nicht bewachen.«

Dario hob eine Augenbraue. »Mit *ziemlicher* Sicherheit?«

Serafin nickte.

»Und du meinst, keiner wird hören, wenn wir die Decke aufbrechen?«, fragte Boro. »Womit überhaupt? Mit bloßen Händen?«

»Nein«, sagte Serafin. »Es gibt hinter der Täfelung eine schmale Treppe, die von den Kerkern in den obersten Stock führt. Die Dogen haben den Geheimgang benutzt, wenn sie bei Folterungen zuschauen wollten, ohne selbst gesehen zu werden.«

Folterung war kein Wort, das die Stimmung hob, und so stellte niemand weitere Fragen. Sie waren niedergeschlagen genug, ihre Furcht saß zu tief.

Serafin führte sie durch verstaubte Gänge, so schmal, dass sie hintereinander gehen mussten. Sie passierten offen stehende Zellen, aus denen ein abscheulicher Geruch drang, auch wenn es lange her war, seit hier jemand festgehalten worden war.

Draußen herrschte eine laue Wärme wie im Frühjahr, und doch hatten sie unter den Bleidächern alle Mühe beim Durchatmen. Die aufgestaute Luft der Bleikammern fühlte sich in ihren Lungen an wie heißes Wasser. Allein Lalapeja, deren Volk aus den großen Wüsten stammte,

blieb davon unberührt. Sie und Unke flüsterten ein paar Mal miteinander, aber Serafin verstand nicht, was sie sagten.

Schließlich gelangten sie in einen leeren Raum, der einst als Folterkammer gedient hatte. Serafin machte vor einer schmalen Eisentür mit eingelassenem Gitterfenster Halt. Sie war verschlossen, doch es dauerte nur wenige Augenblicke, da hatte er sie mit der Spitze seines Dolchs entriegelt. Hinter der Tür führten enge Stufen steil nach unten, augenscheinlich im Inneren einer Wand.

»Diese Treppe endet hinter der Vertäfelung eines Saals im Obergeschoss«, flüsterte er. »Von jetzt an kein Wort mehr! Und macht euch bereit für das große Feuerwerk.«

»Serafin?« Tiziano hielt ihn am Arm zurück, als er gerade vorausgehen wollte.

»Was?«

»Wenn wir es schaffen ... ich meine, falls wir diese Sache überleben, wie kommen wir dann wieder hier raus?«

Serafin atmete tief durch, nicht wegen der schlechten Luft, sondern weil er befürchtet hatte, dass jemand diese Frage stellen würde. Zugleich war er froh, es endlich hinter sich zu bringen. Er warf Lalapeja einen kurzen Blick zu, aber sie nickte nur aufmunternd und überließ ihm das Reden. Und damit wohl auch die Verantwortung.

Serafin seufzte. »Ihr wisst alle, dass es nicht vorbei sein wird, wenn der Pharao tot ist. Seine Garde wird uns angreifen, und es ist nur zu wahrscheinlich, dass es innerhalb von ein paar Sekunden dort unten von Mumienkriegern nur so wimmelt. Ganz zu schweigen von den Horuspriestern und« – noch ein Blick auf Lalapeja – »den Sphinx-Kommandanten.«

Boro stieß ein heiseres Lachen aus. Es sollte abgebrüht

klingen, aber alle durchschauten ihn. »Wir sind so gut wie tot.«

Serafin zuckte die Achseln. »Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Unsere Schnelligkeit zählt. Wenn wir die Möglichkeit bekommen, uns zurückzuziehen, werden wir das auf demselben Weg tun. Diese Treppe hier hinauf, durch die Bleikammern, und die Wendeltreppe wieder hinunter zu den Geheimgängen.«

»Und dann?«

»Dann heißt es laufen.«

»Nein«, widersprach Unke. »Das wird nicht nötig sein. Dort unten werden wir Hilfe bekommen. Ihr erinnert euch an die alte Anlegestelle unter der Calle dei Fuseri, oder? Das Wasserbecken, das wir eben gesehen haben?« Die Jungen nickten. »Dort wartet Unterstützung auf uns. Von dort aus können wir fliehen.«

Dario stieß zischend Luft durch die Zähne. »Meerjungfrauen?«

Unke gab keine Antwort, aber alle wussten, dass er Recht hatte.

Auf den Stufen zogen sie ihre Waffen. Jeder hatte einen Revolver mit sechs Schuss, außerdem eine Tasche voller Munition. Dario, Boro und Tiziano trugen zudem Säbel. Unke besaß nur ein kleines Messer, nicht länger als ihr Daumen, doch es war schärfer als jede Klinge, die Serafin bisher gesehen hatte.

Lalapeja schließlich war unbewaffnet. Serafin war sicher, dass sie über andere Mittel verfügte, um sich zu wehren. Sie war eine Sphinx, ein Wesen aus purer Magie. Sie war es, die sie alle zusammengeführt hatte. Und sie war – darauf hoffte er – der Schlüssel zum Untergang des Pharaos.

Am Fuß der Treppe stießen sie auf eine weitere Tür, höher diesmal, die Rückseite einer Wandtafel. Es gab keinen Riegel, kein Schloss. Gesichert war sie durch einen geheimen Mechanismus an der Außenseite.

Lalapeja trat zurück, schob sich hinter die Reihe der Jungen. So war es abgesprochen. Sie brauchte Zeit, um ihre Magie gegen den Pharao zu wirken, Zeit, die die anderen ihr verschaffen sollten.

Serafin und Dario wechselten einen Blick, nickten sich zu, dann traten sie mit vereinter Kraft gegen das Holz. Mit einem stumpfen Bersten brach die Tafel aus der Wand und krachte auf der anderen Seite flach auf den Boden. Staub wallte auf, und für einen Augenblick hallte das Donnern des Aufpralls in Serafins Ohren nach.

Mit einem wilden Aufschrei stürmten Serafin und Dario vorwärts, über das Holz hinweg, hinaus in einen Saal, gefolgt von den anderen. Unke war neben ihnen, dann Tiziano, dahinter der Rest.

Augenblicklich stellten sich ihnen Mumienkrieger entgegen, als hätten sie nur auf die Eindringlinge gewartet. Die Mumien waren rechts und links vor einem geschlossenen Portal postiert, das in einen weiteren Saal führte. Die Torflügel waren mit Einlegearbeiten aus Blattgold verziert; sie schimmerten im Licht mehrerer Gaslampen. Es sah aus, als bewegten sich die Goldranken wie Schlangen über das Holz, ein verwirrendes Spiel der Reflexe.

Tiziano war der Erste, der einen Schuss auf einen der Mumienkrieger abfeuerte. Er traf ihn in die Schulter, doch erst ein zweiter Treffer in die Stirn hielt den Krieger auf.

Die Jungen feuerten jetzt aus allen Rohren. Boro musste dem Hieb eines Sichelschwertes ausweichen. Die Klinge streifte seinen Schädel und fetzte ihm ein Stück Haut vom

Kopf. Sofort lief Blut über sein Gesicht, aber er wirbelte dennoch herum, legte an und schoss. Die Kugel ging fehl und schlug krachend in das goldene Portal. Dario war sofort neben ihm, holte aus und schlug dem Krieger den mumifizierten Schädel von den Schultern.

Serafin lief weiter zur nächsten Tür. Die erste Hürde war genommen.

In Windeseile war Unke wieder an seiner Seite. Er wollte das Portal aufstoßen, als ein Brüllen ertönte. Es drang durch den Haupteingang des Saals, der hinaus auf einen breiten Korridor führte. Die Verstärkung war unterwegs. Horuspriester, wenn sie Pech hatten. Oder, viel schlimmer, Sphinx-Kommandanten.

Serafin wartete nicht länger, rammte den rechten Flügel des Portals nach innen und sprang mit gezogenem Revolver hindurch. Er hatte keine Übung im Umgang mit Feuerwaffen, aber er hoffte, dass sein Talent – oder sein Glück – ausreichte, um den Pharaos und seinen Wesir nicht zu verfehlen.

In der Mitte des zweiten Saals befand sich ein Diwan aus Jaguarfellen. Serafin konnte nur die Ränder ausmachen; das Zentrum wurde von vier Sphinxen verstellt, die ihm mit finsterner Miene entgegenblickten. Sie trugen gewaltige Sichelschwerter, viel größer als die der Mumienkrieger. Ihre Löwenleiber regten sich nicht, waren starr wie Statuen, nur einer wirbelte mit seinem Schwanz ein paar Fliegen beiseite.

Er verscheucht Fliegen, dachte Serafin schockiert, während es für uns hier draußen um unser Leben geht. So ernst nimmt er uns: nichts als ein Haufen Schmeißfliegen.

In diesem Augenblick verlor Serafin alle Hoffnung.

Es geschah ganz abrupt und ohne jede Warnung. Es hatte nichts mit der Gefahr durch die Sphinx zu tun oder

damit, dass sie die Rebellen offenbar erwartet hatten – (*Verrat!*) –, sondern nur mit diesem einen Schlenker des Löwenschweifs, dieser einen, winzigen, scheinbar unbedeutenden Geste.

Schmeißfliegen!, durchfuhr es ihn noch einmal. Nichts sonst.

Hinter ihm gellte ein Schrei, und aus den Augenwinkeln sah Serafin, wie ein Dutzend weiterer Mumienkrieger durch die zerborstene Tür drangen. Boro und Tiziano stellten sich ihnen entgegen, mit gewaltigen Hieben ihrer Säbel spalteten sie die Schädel der vorderen Krieger. Grauer Staub wogte auf und legte sich wie ein Dunstschleier über die Kämpfenden.

Ein sonderbares Gefühl von Zeitlosigkeit, von unerträglicher Langsamkeit überkam Serafin. Ihm war, als hätte sich der Kampf unter Wasser verlagert. Alle Bewegungen schienen ihm zäher, träger zu werden, und für einen Augenblick stieg ein Jubelschrei in ihm auf.

Lalapejas Magie! Endlich kam sie ihnen zu Hilfe!

Gleich darauf hätte ihn die Enttäuschung kaum härter treffen können. Es war kein Zauber. Keine magische List. Es war nur er selbst, seine Sinneswahrnehmung, die sich verlangsamte, als sein Geist sich für ein paar Herzschläge in einen Zustand tiefsten Schocks zurückzog. Schock – und brutale Erkenntnis.

Sie kämpften auf verlorenem Posten. Dario besiegte einen Mumienkrieger nach dem anderen, mit geradezu tänzerischer Leichtigkeit, doch er hatte keine Chance gegen die Übermacht. Früher oder später würde er dem Ansturm der Gegner unterliegen.

Serafin wehrte den Angriff eines Mumienkriegers ab, der plötzlich hinter ihm auftauchte. Nichts von alledem hatte jetzt noch den Beigeschmack von Wirklichkeit. Alles

schien unreal, künstlich, einfach falsch, sogar sein eigener Kampf. Ihm war, als betrachtete er ihre Niederlage von außen, und so erkannte er endlich den Fehler, den sie begangen hatten, er selbst, und Unke und auch die anderen.

Sie waren verraten worden.

Und Lalapeja war nirgends zu sehen.

Serafin stieß einen Schrei aus, der selbst den Mumienkrieger innehalten ließ. Gleichzeitig durchschlug er seine Abwehr, ließ erst das Sichelschwert, dann den grauen Totenschädel splittern. Unke erledigte einen zweiten, und nun setzten sich die vier Sphinxen in Bewegung, kamen näher. Durch die Lücken zwischen ihnen sah Serafin, dass der Jaguardiwan leer war. Auch vom Wesir fehlte jede Spur.

»Lalapeja!«, brüllte er wutentbrannt, aber niemand gab Antwort. Dario warf ihm einen Blick zu, der Serafin seltsam leer erschien, so als hätte eine unsichtbare Hand jeden Traum, jeden Funken Hoffnung aus den Augen des Jungen gewischt.

Unke packte Serafin am Arm und zerrte ihn zurück in den vorderen Saal. Dort stand Tiziano, er hatte den Revolver gezogen und schoss blindwütig um sich, bis Dario ihm mit der Faust die Waffe aus der Hand schlug, aus Angst, die Kugeln könnten einen von ihnen treffen.

Keine Spur von Lalapeja. Nirgendwo.

Durch die Vordertür strömten weitere Mumienkrieger in den Saal und versperrten ihnen den Fluchtweg. Gehezt blickte Serafin sich um. Sein Blick fiel auf Boro, der eine kleine Flasche von seinem Gürtel riss und in einem Zug austrank. Seine Wangen blieben gefüllt, er schluckte den Inhalt nicht. Dann riss er eine Zündholzdose aus der Tasche, entfachte in seiner Handfläche eine Flamme und

spie die Flüssigkeit darüber hinweg in die Richtung der Mumienkrieger. Seine Hand lieferte rot, dann schwarz an, doch das kümmerte ihn nicht; er scherte sich auch nicht um Dario und Aristide, die sich gerade noch mit gewagten Sprüngen in Sicherheit bringen konnten, ehe das Feuer über sie hinweggleckte und in die Reihen der anrückenden Mumienkrieger schlug.

»Raus hier!«, brüllte Unke, als hinter ihr eine Flammenwand emporschoss, ein Chaos aus taumelnden, lodernden Leibern, die das Feuer untereinander weitergaben, bis sich der vordere Teil des Saals in eine fauchende Flammenhöhle verwandelt hatte.

»Zurück!«, schrie auch Serafin, doch Boro gehorchte nicht. Immer noch spuckte er seinen Flammenatem den Gegnern entgegen. Er hielt erst inne, als das Feuer ihn fast erreicht hatte. Mit einem raschen Blick schätzte er die Lage ein, sah die Freunde, sah die rettende Fluchttür, und endlich setzte er sich in Bewegung.

Zu spät. Einer der Sphinxen, die mit weiten Sätzen durch das Portal sprangen, ohne dem Feuer auf der anderen Seite des Raumes nahe zu kommen, erreichte Boro, gerade als dieser sich der Geheimgtür zuwenden wollte. Das Sichelschwert, so lang wie ein kleiner Baum, fuhr herab und traf.

Serafin schrie auf, wollte sich in den Saal stürzen, als dieser sich abermals mit Gegnern füllte. Und schon wurde er mitgerissen, gemeinsam stürmten sie hinter Unke die enge Treppe hinauf, gefolgt von Tiziano und Aristide. Oben angekommen, warf Serafin einen Blick zurück und sah, dass die Sphinxen mit zornigen Schreien am Treppenabsatz standen: Der Schacht war zu eng und niedrig, mit ihren Löwenleibern passten sie nicht durch die Tür. Falls sie es dennoch versucht hätten, wäre es ein Leichtes gewesen, sie von den oberen Stufen aus zu

erschlagen.

Daran aber dachte keiner der Fliehenden. Selbst Serafin, der mehr waghalsige Fluchten erlebt hatte als alle anderen zusammen, spürte in sich nur Panik, nur eisiges Entsetzen. Er sah sich durch die Bleikammern stürmen wie einen Fremden, hinaus in das runde Treppenhaus und die Stufen hinunter. Falls jemand sie hier erwartet hätte, hätte er leichtes Spiel gehabt: Nur Dario trug noch seinen Säbel. Tiziano hielt seinen Revolver in der Hand, ohne zu bemerken, dass er aufgeklappt und alle Patronen aus der Trommel gefallen waren. Aristide schließlich war unbewaffnet und presste im Laufen beide Handflächen auf die Ohren, als könnte er so die Außenwelt aussperren.

Nacheinander sprangen sie durch die Luke in die Tiefe. Niemand nahm sich die Zeit, den Deckel auf die Öffnung zu ziehen; die Ägypter würden ohnehin herausfinden, welchen Fluchtweg sie genommen hatten.

»Zur Anlegestelle«, rief Unke keuchend.

Keiner fragte nach Lalapeja. Sie war nicht bei ihnen, und alle ahnten, weshalb. Jetzt, als sie hintereinander durch die Dunkelheit der geheimen Wege liefen, mit den Füßen in Pfützen patschten und Acht geben mussten, sich die Schädel nicht an den tiefen Decken und Stützträgern anzuschlagen, kam Serafin zum ersten Mal der Gedanke, dass er es hätte verhindern können. Alles, was geschehen war. Es hatte in seiner Hand gelegen. Wenn er seinem Instinkt gefolgt wäre und die Bitte der Sphinx abgelehnt hätte; wenn er sich nicht gegen besseres Wissen auf dieses Himmelfahrtskommando eingelassen hätte; und wenn er Unke nicht geglaubt hätte, als sie sagte, Lalapeja sei zu trauen; ja, wenn er bei alledem nur einmal, ein einziges Mal, seinem Gefühl gefolgt wäre, dann wäre Boro jetzt noch am Leben.

Es hatte sich falsch angefühlt. Serafin hatte gewusst, tief im Herzen hatte er gewusst, dass dies kein Spiel war, keine seiner Meisterdiebereien. Er war geschmeichelt gewesen, dass die Sphinx gerade ihn ausgewählt hatte, sie in den Palast zu schleusen. Und er war hereingefallen, auf jede einzelne ihrer Lügen.

Er blickte hoch und sah in Unkes dunkle Augen. Die Meerjungfrau starrte ihn an, undurchschaubar wie immer. Sie riss sich das Tuch vom Gesicht und entblöbte ihr Raubfischgebiss. »Warte noch, bevor du sie verurteilst«, sagte sie. Ohne Tuch oder Maske klang ihre Stimme zischelnder, jedes »S« ein wenig schärfer als sonst.

»Nicht ... verurteilen?«, wiederholte er ungläubig. »Das ist doch nicht dein Ernst.«

Aber Unke antwortete nicht, wandte sich nur um und rannte weiter, hinter den anderen her, die sich an die Spitze gesetzt hatten.

Serafin wurde schneller, bis er die Meerjungfrau wieder eingeholt hatte. Wie hatte sie das gemeint? Wie konnte sie verlangen, dass er Lalapeja nicht für ihren Verrat verurteilte, nicht dafür, dass Boro tot im obersten Stockwerk des Dogenpalastes lag und auch sie selbst die nächsten Stunden vermutlich nicht überleben würden? Für all das sollte er sie *nicht verurteilen!*

Hätte er noch den Atem und die Kraft gehabt, so hätte er laut aufgelacht. Und er hätte gerne jemanden angeschrien, Unke vielleicht oder einen der anderen, um seinem hilflosen Zorn Luft zu machen und irgendwen, egal wen, zu verletzen, so wie er selbst verletzt worden war.

»Lass es«, sagte Unke, während sie sich unter einem niedrigen Torbogen bückte. »Es hilft nichts.«

Es dauerte einen Moment, ehe ihm klar wurde, dass ihr die gleichen Gedanken durch den Kopf gehen mussten wie

ihm, der gleiche Hass, die gleiche Enttäuschung.

Sie waren alle betrogen worden. Lalapeja hatte sie ans Messer geliefert.

Mit letzter Kraft erreichten sie die unterirdische Anlegestelle. Ein breiter Kanal verlief ein Stück weit parallel zum Weg. Ein Boot trieb auf den Wellen, schlug dann und wann hohl gegen das Mauerwerk. Es war eigenartig geformt, größer und runder als ein normales Ruderboot und in keiner Weise zu vergleichen mit den langen, schlanken Gondeln.

»Eine Meeresschildkröte«, sagte Unke. »Oder, besser, ihr Panzer. Das, was von ihrem Kadaver übrig geblieben ist, nachdem er eine Weile am Meeresgrund gelegen hat.«

Der Schildkrötenpanzer trieb auf dem Rücken. Er hatte einen Durchmesser von mehreren Metern und war ausgehöhlt wie eine riesige Suppenschüssel.

Unke winkte ihnen hektisch zu. »Los, klettert dort rein!«

Dario zögerte. »In eine Schildkröte?«

»Ja, verdammt!« Aus Unkes Augen sprühte Zorn. »Wir haben keine Zeit mehr!«

Der Reihe nach kletterten sie zwischen Algen und den verkrusteten Überbleibseln früherer Meeresbewohner in die Körperschale, bemüht, so wenig davon zu berühren wie möglich.

Unke kletterte als Letzte in die schwimmende Hornschale und setzte sich zu ihnen auf den Boden. Serafin spürte die warzige Oberfläche des Panzers durch den dünnen Stoff seiner Hose, doch es kümmerte ihn nicht. Er fühlte sich ausgebrannt, sein Inneres war zu Eis erstarrt.

Mit einem Mal erhoben sich rund um ihr Gefährt Köpfe aus dem Wasser, erst nur bis zu den Augen – großen,

wunderschönen Augen. Dann zeigten die Meerjungfrauen auch den Rest ihrer Gesichter. Im Dunkeln leuchteten ihre Zähne wie Mondsplitter, die auf dem Wasser trieben.

Es waren acht, genug, um den schweren Schildkrötenpanzer durch das Labyrinth der Kanäle auf das offene Wasser zu schleppen. Aristide redete mit sich selbst und konnte den Blick nicht von der Meerjungfrau lassen, die ihm im Wasser am nächsten war, obwohl im Dunkeln kaum mehr als ein breiter Haarfächer zu erkennen war, der sich jetzt langsam vorwärts schob. Mit ihm und den anderen Meerweibern setzte sich auch der Panzer in Bewegung, ein ungewöhnliches, aber effektives Floß, auf dem die Überlebenden nun durch die Finsternis glitten. Ein leichter Geruch nach totem Fisch und Algen hing in der Luft.

Serafins Blick suchte Unke. Die Meerjungfrau hatte sich abgewandt und stützte sich mit den Unterarmen auf den Rand der Hornschale. Ausdruckslos starrte sie ins dunkle Wasser. Ihr war anzusehen, wie sehr sie sich danach sehnte, mit ihren Schwestern durch die kalte Strömung zu gleiten, mit einem Schuppenschwanz statt Beinen.

Die Meerjungfrauen zogen und schoben sie um eine Vielzahl von Kehren und Biegungen, durch niedrige Tunnel und offene Wasserwege, die zwischen Fassaden ohne Fenster verliefen, durch verborgene Gärten und, ein- oder zweimal, sogar durch Wasserwege im Inneren von verlassenen Gebäuden. Serafin hatte schon bald die Orientierung verloren. Nicht, dass er allzu viele Gedanken daran verschwendete.

Er konnte nur an Lalapeja denken, an das, was sie ihnen angetan hatte. Er verstand ihre Gründe nicht. Wieso rief sie erst eine Rebellion ins Leben, um sie dann so sinnlos aufzureiben?

Warte noch, hatte Unke gesagt, *bevor du sie verurteilst*.

Er hätte sie gerne gefragt, was sie damit gemeint hatte, aber dies war nicht der Zeitpunkt dazu. Keinem von ihnen war nach Reden zu Mute. Vielleicht wäre es besser gewesen, womöglich hätte es sie von einem Teil der Last und des Leids befreit. Aber das kümmerte im Augenblick niemanden. Sie alle brüteten stumm vor sich hin, mit Ausnahme Aristides, der weiterhin leise unzusammenhängende Sätze murmelte und mit aufgerissenen Augen ins Leere starrte.

Es war eine Sache, von Mumienkriegern zu hören und von Sphinxen und von dem, was Sichelschwerter einem Menschen antun – aber es war etwas vollkommen anderes, einen Freund sterben zu sehen, in der Gewissheit, dass er sein Leben für das ihre ließ.

Serafin war nicht sicher, ob sie sich verteidigen würden, falls man sie jetzt angriff. Es war nicht wie in den Geschichten, in denen sich Helden ein ums andere Gefecht liefern, immer auf der Flucht und mit einem flotten Spruch auf den Lippen.

Nein, so war es ganz und gar nicht.

Sie hatten alles aufs Spiel gesetzt, und sie hatten verloren. Boro war tot. Es würde Zeit vergehen, ehe die Überlebenden darüber hinwegkamen. Selbst Unke, die tapfere, harte, grimmige Unke, schwitzte Trauer wie Schweiß aus allen Poren.

Anhand einiger Dächer erkannte Serafin, dass sie das Cannaregio-Viertel nach Norden hin durchquerten. Falls die Meerjungfrauen vorhatten, sie aus Venedig zu schaffen, war dies der beste Weg – irgendwo im Norden lag das Festland. Aber er gab sich keinen Illusionen hin:

Auf dem offenen Wasser würden die Ägypter sie aufspüren. Selbst wenn der Belagerungsring nicht mehr

existierte – schließlich war die Stadt eingenommen –, mussten dort draußen genug Patrouillen unterwegs sein, um sie binnen kürzester Zeit zu entdecken.

Aber er widersprach nicht. Er war erschöpft und mehr als dankbar, sein Leben anderen anzuvertrauen; vielleicht gingen sie verantwortungsvoller damit um als er selbst.

Bald konnte er eine Tunnelöffnung ausmachen, die hinaus auf das offene Meer führte. Noch immer hing ein samtiger Nachthimmel über der Lagune, aber die Sterne spendeten genug Licht, um die Wasseroberfläche mit hellen Punkten zu sprenkeln und ein überwältigendes Gefühl von Weite zu vermitteln. Ein frischer Nachtwind trieb ihnen über die See entgegen und drang in das Labyrinth der Tunnel ein. Es fiel jetzt leichter durchzuatmen.

Gemächlich schob sich der Schildkrötenpanzer aus der Tunnelöffnung. Vor ihnen, einige hundert Meter entfernt, erhob sich Venedigs Friedhofsinsel San Michele aus der dunklen Wasserwüste. Die ockerfarbene Mauer, die das eckige Eiland umschloss, wirkte im Eislicht der Sterne grau und schmutzig, als hätte man sie aus den Gebeinen jener errichtet, die auf der Insel begraben lagen. Seit jeher wurden hier die Toten bestattet, tausende und abertausende von Namen eingraviert in Grabsteine und Urnenfächer.

In der Schwärze über der Insel schwebte lautlos ein Sammler.

Dario stieß einen heiseren Fluch aus. Er war der Einzige, der überhaupt einen Ton zu Stande brachte. Sogar Aristides Selbstgespräche verstummten.

Der Sammler schnitt ein dunkles Dreieck in das Diadem der Sternbilder. Kolossal und bedrohlich hing die mächtige Pyramide ein paar Dutzend Meter über der Insel.

Bei Tage hätten gewiss Sonnenbarken sie umschwärmt, doch jetzt herrschte Dunkelheit, und ohne Licht konnten die Barken nicht aufsteigen.

Die Meerjungfrauen schoben den Schildkrötenpanzer ostwärts, deutlich schneller als im Irrgarten der Tunnel und Kanäle. Der Gegenwind fuhr in die Gesichter der fünf Passagiere. Unke zog die Nadeln aus ihrem langen Haar und schüttelte es aus. Es flatterte wild wie eine schwarze Flagge in ihrem Rücken, eine Piratenkönigin auf Beutezug.

Aber obwohl sie alle sich festhalten mussten, konnten sie ihre Blicke nicht von dem Sammler über der Friedhofsinsel lösen. Sie ahnten, was er dort vorhatte.

»Können sie das wirklich tun?«, murmelte Giovanni erschüttert.

»Ja«, sagte Dario wie betäubt. »Das können sie ganz bestimmt.«

Aristide begann wieder leise zu brabbeln, unverständliches Zeug, das Serafin den letzten Nerv raubte. Aber er war zu müde, um den Jungen anzufahren. Nicht einmal der Anblick des Sammlers vermochte ihn aus seiner Lethargie zu reißen. Gerade eben waren sie daran gescheitert, die Lebenden zu retten; was scherten ihn da die Toten?

»Meine Eltern sind dort drüben begraben«, sagte Dario tonlos.

»Und meine«, flüsterte Tiziano.

Aristide stöhnte; vielleicht waren es auch Worte.

Unke warf Serafin einen Blick zu, aber er ignorierte sie. Nicht nachdenken. Nicht hinschauen. Ich will das alles nicht wissen.

An der Unterseite des Sammlers erschien ein

leuchtendes Netzwerk aus Linien und Haken, flammte plötzlich in der Finsternis auf und erstarrte, ein Gewitter aus Blitzen, die alle gleichzeitig erschienen und nicht mehr verblassten.

»Es geht los«, sagte Giovanni.

Die ersten Lichthaken lösten sich aus der Schwärze und fuhren lautlos in die Tiefe, verschwanden hinter der Mauer der Friedhofsinsel. Keiner der fünf hatte je einen Sammler bei der Arbeit erlebt, aber sie kannten die Geschichten. Sie wussten, was geschehen würde.

Immer mehr leuchtende Linien setzten sich von der Unterseite des Sammlers in die Tiefe fort, schufen ein verzahntes, vielfach verwinkeltes Gitter zwischen der fliegenden Pyramide und der Insel San Michele.

Serafin ertrug das Entsetzen auf den Gesichtern seiner Gefährten nicht länger. Er wandte sich ab. Sein eigener Vater war vor seiner Geburt verschwunden, seine Mutter bei einem Fährunglück vor zwölf Jahren ums Leben gekommen; ihr Körper war nie gefunden worden. Aber er spürte die Trauer und das Grauen seiner Freunde, und es schmerzte beinahe ebenso sehr, als hätte er selbst Angehörige oder Freunde, die auf San Michele begraben waren.

Sein Blick wanderte zum Ufer Venedigs hinüber. Die Küstenlinie des Cannaregio-Viertels zog immer schneller an ihnen vorüber, während die acht Meerjungfrauen im Wasser den Schildkrötenpanzer noch kraftvoller über die dunklen Wogen bewegten. Hin und wieder tauchte eine von ihnen an den Rändern des Hornpanzers auf, doch die meiste Zeit blieben sie unter Wasser, unsichtbar in der Schwärze.

Serafin sah Mumienkrieger, die auf den Ufermauern und an den Molen patrouillierten, aber sie schenkten weder

dem Sammler im Himmel über der Friedhofsinsel noch dem Schildkrötenpanzer Beachtung.

Und da war noch etwas.

Der Himmel über den Dächern hellte sich auf, ein schmaler Lichtrand, der wie Elmsfeuer über den Dächern und Giebeln tanzte. Es war noch zu früh für den Sonnenaufgang, zudem stimmte die Himmelsrichtung nicht: Im Osten war der Himmel nach wie vor tiefschwarz.

Feuer, dachte Serafin. Das Feuer in der Spiegelwerkstatt hatte vielleicht das ganze Viertel in Brand gesetzt. Er ließ die Vorstellung nicht nah genug an sich heran, um wirklich zu erschrecken, aber er schaute dennoch zu Unke hinüber, um sicherzugehen, dass auch sie den seltsamen Schein bemerkte.

Über ihre Schulter hinweg sah er, dass das Lichternetz des Sammlers die gesamte Insel umspinnen hatte. Staub- und Erdwolken stoben hinter den Mauern auf.

Auch Unke blickte jetzt nicht mehr nach San Michele hinüber. Sie schaute zurück zur Stadt, und ihre Augen leuchteten, als hätte jemand Kerzen in ihren Höhlen entzündet. Nur eine Spiegelung. Die Reflexion einer neuen, gleißenden Helligkeit.

Serafin wirbelte herum. Das Elmsfeuer über Cannaregios Giebeln hatte sich zu einem tosenden Inferno ausgeweitet.

Und doch – es waren keine Flammen! Keine Feuersbrunst! Serafin hatte noch nie etwas Schöneres gesehen, so als senkten sich die Engel selbst auf die Lagune herab.

Dann entdeckte er noch etwas anderes.

Die Mumienkrieger auf der Ufermauer patrouillierten nicht mehr. Einige lagen reglos am Boden, andere trieben im Wasser. Jemand hatte sie in Windeseile ausgeschaltet,

schnell wie ein tödlicher Windstoß, der das Ufer gestreift hatte.

Nur eine einzige Gestalt stand jetzt noch auf dem Uferweg, unweit einer Kanalöffnung: Der Umriss eines mächtigen Löwen mit dem Oberkörper einer jungen Frau. Sie hatte beide Arme zum Himmel erhoben und den Kopf in den Nacken gelegt. Ihr langes Haar trieb auf den Winden wie Rauchschwaden.

»Sie ist es«, sagte Unke. Niemand außer Serafin hörte sie. Die anderen Jungen starrten immer noch gebannt zum Sammler und zur Insel hinüber.

Serafin spürte, wie all der Hass und all die Wut in seinem Inneren sich auf einen Schlag Bahn brachen. Er sah Boro vor sich, wie er inmitten des Flammenmeers gestanden hatte, kurz bevor ihn der Sphinx erreichte. Und nun stand Lalapeja da, die all das verursacht hatte, und wirkte irgendeine Magie, um die Flüchtlinge aufzuhalten.

»Serafin!«, schrie Unke. Aber es war zu spät.

Er hatte den Säbel in seinen Gürtel geschoben, und ehe jemand ihn daran hindern konnte, tauchte er mit einem Kopfsprung in die Fluten. Das Wasser schloss sich über ihm, versiegelte seine Augen und Ohren mit dumpfer Stille und Finsternis. Er verschwendete nicht mehr als einen knappen Gedanken an die Meerjungfrauen, die überall um ihn im Wasser schwebten; dachte auch nicht an den Sammler oder San Michele oder einen seiner Freunde.

Dachte nur an Lalapeja.

Er tauchte auf, schnappte nach Luft und kralte los, so schnell er konnte – und das war erstaunlich schnell, angesichts seiner Erschöpfung, die jetzt wie ein Bündel Lumpen von ihm abfiel. Verschwommen sah er das Ufer näher kommen, nur noch wenige Meter. Er hatte das Gefühl, nicht allein zu sein, dass da Körper waren, rechts

und links, sogar unter ihm. Doch falls die Meerjungfrauen ihm tatsächlich folgten, machten sie keinen Versuch, ihn zu stoppen.

Seine Hand schlug gegen kalten Stein, glitschig von Algen und Abwässern. Das gemauerte Ufer war fast zwei Meter hoch, er würde nie im Leben ohne Hilfe dorthinauf klettern können. Immer noch voller Zorn schaute er sich um, sah den Körper eines Mumienkriegers neben sich im Wasser treiben und entdeckte dann ein Stück weiter links einen Bootssteg. Mit wenigen Stößen schwamm er hinüber und kletterte in eines der vertäuten Ruderboote. Hinter ihm entstand ein heftiger Wirbel im Wasser, als eine Meerjungfrau unter der Oberfläche einen Haken schlug und zum Schildkrötenpanzer zurückkehrte.

Im Boot schaute Serafin sich um. Er war abgetrieben worden und befand sich gut zweihundert Meter von Lalapeja entfernt. Die Sphinx hatte jetzt beide Hände hoch über ihrem Kopf verschränkt, und dort bündelte sich der Lichtschein, der von den Dächern an den Fassaden herabkroch wie etwas Lebendiges, ein gleißender, funkelnder Teppich aus Helligkeit, wabernd wie ein Nebel, der von innen heraus erleuchtet wurde. Eine strahlende Aureole umgab Lalapejas Hände, weitete sich entlang ihrer Arme bis auf ihren Körper aus und umhüllte sie schließlich ganz.

Serafin wartete nicht ab, worauf all das hinauslaufen mochte. Er konnte nicht zulassen, dass die Sphinx den anderen mithilfe ihres Zaubers etwas antat. Sie hatte schon zu viel Leid verursacht. Und dies war wahrscheinlich die letzte Gelegenheit, es ihr heimzuzahlen.

Er riss den Säbel heraus, sprang vom Boot auf den Steg und rannte zum Ufer hinüber. Seine Schritte pochten hohl über das Holz, aber Lalapeja bemerkte ihn nicht. Sie war wie in Trance, ganz auf den vernichtenden Schlag

konzentriert. In dem überirdischen Licht sah sie aus wie eine Madonnenerscheinung mit dem Unterleib eines Ungeheuers, eine blasphemische Karikatur aus der Feder eines mittelalterlichen Miniaturenmalers, überwältigend schön und schrecklich zugleich.

Einmal nur, ganz kurz, blickte Serafin über das Wasser zu dem Schildkrötenpanzer. Unke war aufgesprungen und hielt sich in der heftig schaukelnden Hornschale aufrecht. Sie rief etwas zum Ufer herüber, vielleicht versuchte sie, Lalapejas Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Doch die Sphinx beachtete sie nicht.

Die anderen Jungen hatten bemerkt, was geschehen war, und ihre Blicke pendelten zwischen dem Albtraumspektakel auf der Friedhofsinsel und dem Geschehen am Ufer hin und her. Dario winkte Serafin mit dem Säbel zu, aufmunternd womöglich, weshalb auch sonst?

Noch dreißig Meter bis zur Sphinx. Noch zwanzig.

Das Glühen intensivierte sich.

Serafin hatte sie fast erreicht, als Lalapeja abrupt den Kopf umwandte und ihn ansah. Ihn aus dunkelbraunen, wunderschönen Augen ansah.

Serafin wurde nicht langsamer. Er ließ lediglich den Säbel fallen – gegen seinen Willen? –, dann stieß er sich mit ausgestreckten Armen vom Boden ab und federte auf Lalapeja zu.

Ihr Mädchengesicht verzerrte sich. Sie riss die Augen weit auf. Sogar in ihren Pupillen loderte überirdischer Glanz.

Serafin brach durch den Kranz aus Helligkeit, bekam ihren Oberkörper zu fassen und riss sie von ihren Löwenbeinen. In einem Pulk aus Armen, Beinen und Raubtierklauen prallten sie auf den Boden, überschlugen

sich, stürzten plötzlich ins Leere und klatschten ins Wasser. Eine messerscharfe Kralle streifte Serafins Wange, eine andere zerfetzte seine Kleidung und vielleicht auch die Haut darunter, ja, er blutete, da war Blut im Wasser, und dann sah er Lalapejas Gesicht, hörte, wie sie einen gellenden Schrei ausstieß, jetzt nur noch eine junge Frau mit nassem, strähnigem Haar, keine überirdische Erscheinung mehr, und auch das Licht war verschwunden.

Er sah sie mit den Armen rudern und kämpfte gegen den Drang an, sie einfach unter Wasser zu drücken, bis es vorbei war, ihr alles heimzuzahlen, den Verrat, den Tod Boros, die Art und Weise, wie sie ihn ausgenutzt hatte.

Aber er tat es nicht. Stattdessen erkannte er plötzlich, dass sie nicht schwimmen konnte und untergehen würde, wenn er ihr nicht half. Es war verlockend, sie sich selbst zu überlassen, aber mit einem Mal suchte er vergeblich nach dem Hass in seinem Herzen, der ihn eben noch aus dem Schildkrötenpanzer und ans Ufer getrieben hatte. Sein Zorn war wie weggeblasen, und übrig blieb nichts als Leere.

»Serafin!«, schrie sie, die Stimme verzerrt vom Wasser, das über ihre Lippen drang. »Hilf ... mir ...«

Er konnte ihren Löwenleib unter der Oberfläche nicht mehr sehen und fürchtete, dass ihre Pranken ihn zerfetzten, wenn er ihr zu nahe käme. Doch selbst das war ihm jetzt gleichgültig. Er stieß sich ab, glitt heran und packte sie von hinten. Er spürte, wie sie unter Wasser strampelte und gegen ihn stieß, jetzt mit menschlichen Beinen. Sie konnte nicht schwimmen, weder als Mensch noch als Sphinx, aber der schwere Löwenkörper hätte sie schneller in die Tiefe gezogen als ihre leichte Mädchengestalt. Er legte einen Arm von hinten um ihre Brust und versuchte, sie beide irgendwie über Wasser zu halten, ahnte aber zugleich, dass es ihm nicht lange

gelingen würde. In ihrer Panik wehrte sie sich und drohte ihn in die Tiefe zu ziehen.

Hände packten sie beide von unten und zogen sie aufs Wasser hinaus, dem Schildkrötenpanzer entgegen, der wie ein halbiertes Totenschädel in der Finsternis trieb. Die Meerjungfrauen zeigten sich nicht, blieben unter der Oberfläche, aber es mussten mindestens zwei sein, vielleicht mehr. Serafin trieb auf dem Rücken, Lalapeja vor sich gepresst, immer noch in seinem Arm. Sie hatte aufgehört zu strampeln, bewegte sich jetzt überhaupt nicht mehr, und für einen Augenblick dachte er, sie wäre tot, ertrunken in seiner Umarmung – und war es nicht das, was er gewollt hatte, als er wie ein Berserker auf sie zugerannt war? Hatte er es nicht darauf angelegt, dass sie starb und damit einen Teil ihrer Blutschuld beglich?

Jetzt schienen ihm solche Gedanken absurd, und er atmete erleichtert auf, als sie sich regte und vergeblich versuchte, den Kopf zu wenden.

»Warum hast du das ... getan?« Ihre Stimme war kläglich, sie hörte sich an, als weine sie. »Warum hast du mich ... aufgehalten?«

Warum?

Ein Dutzend Antworten schossen ihm durch den Kopf. Zugleich aber war da mit einem Mal die Ahnung, dass *er* es war, der betrogen hatte – nicht andere, sondern sich selbst.

Während die Meerjungfrauen sie zum Horngehäuse der Meeresschildkröte schleppten, entdeckte er endlich, was Lalapeja schon vor ihm gesehen hatte. Und er erkannte, dass ihr Zauber nie ihnen, nie Unke und den Jungen gegolten hatte, sondern immer nur dem Sammler.

Das Gitterwerk aus erstarrten Lichtblitzen, das die Unterseite des Sammlers mit San Michele verband, war

jetzt ein einziger zuckender Wirrwarr aus geraden und gekrümmten Strahlen, Haken und Kurven und Zacken und Schleifen. Aber sie hatten es nicht auf die toten Venezianer abgesehen, die zu zigtausenden auf der Friedhofsinsel bestattet waren.

Es war etwas anderes, das sie gesucht und gefunden hatten. Etwas *ganz und gar* anderes.

Die Meerjungfrauen schoben Serafin und Lalapeja aus dem Wasser; Unke, Dario und Tiziano zogen sie herauf. Die Panzerschale bekam Schlagseite und wäre wohl gekentert, hätten nicht die Meerjungfrauen im Wasser dageengehalten. Nur Aristide hockte unverändert an seinem Platz und starrte zur Friedhofsinsel hinüber, redete pausenlos vor sich hin und hatte die Finger zu Krallen gekrümmt; es sah aus, als wollte er sich damit die Augen auskratzen.

Die anderen drängten sich im Zentrum des Schildkrötenpanzers dicht aneinander, und während die Meerjungfrauen stumm zurück an ihre Arbeit gingen und die Hornschale weiter nach Osten zogen, vom Ufer fort und dem offenen Meer entgegen, blickten die sechs Passagiere zur Insel.

San Micheles Mauer hatte Risse bekommen. An vielen Stellen wankten breite Stücke und stürzten um, gefolgt von entwurzelten Zypressen, die sich wie schwarze Lanzenspitzen zur Seite neigten und ins Wasser bohrten. Die gesamte Insel schien auseinander zu brechen, gewaltige Spalten taten sich auf, und Meerwasser floss ins Innere, unterspülte Gräber und Kapellen und brachte den Glockenturm der Kirche zum Einsturz.

Etwas, das unter der Insel gelegen hatte, unter den Gräbern und Grüften und dem kleinen Kloster, wurde von den Lichthaken des Sammlers ins Freie gezerrt, in einer

Kette von Staubexplosionen und Wirbeln aus loser Erde. Etwas, das fast halb so groß war wie die Insel selbst.

Der Leichnam eines Sphinx.

Ein Sphinx, größer als jedes Lebewesen, von dem Serafin jemals gehört hatte. Größer als die Wale, größer als die Meerhexen in den Untiefen der Adria, größer sogar als die legendären Riesenkraken im Abgrund der Ozeangraben.

Halb Löwe, halb Mensch, wengleich beides verschoben wirkte, die Arme und Beine zu lang, das Gesicht zu klein, die Augen zu weit auseinander. Hände so groß wie Kriegsschiffe, mit zu vielen, zu langen Fingern, und Löwenpranken mit ausgefahrenen Krallen aus gelbem Horn und Knochen. Das Zerrbild eines Sphinx und doch von einer absurden Anmut, grässlich verzerrt, fast ein Spottbild und dennoch von einer grotesken Eleganz.

Der riesenhafte Kadaver lag auf der Seite, das Gesicht der Stadt zugewandt, und schwebte der Unterseite des Sammlers entgegen, getragen von hunderten Haken aus Licht. Es *war* ein Kadaver, obwohl er keine Spuren von Verfall aufwies; es gab keinen Zweifel, dass er tot war, und das vielleicht schon seit Jahrtausenden.

Was bewacht Lalapeja?, hatte Serafin Unke gefragt, erst vor wenigen Stunden.

Was bewacht sie?

Jetzt endlich sah er es vor sich, und er begriff, dass ihr Angriff auf den Palast, das Attentat auf den Pharao, nichts als ein Ablenkungsmanöver gewesen war. Etwas, das Lalapeja Zeit geben sollte, den Sammler zu zerstören und das Grab ihres Schützlings zu bewahren.

Unke blickte zu Serafin herüber und legte ihre Hand auf seine, aber er wollte sich nicht beruhigen lassen.

Boro war gestorben für einen toten Sphinx.

Nein, verbesserte er sich: für einen toten Gott.

Einen Gott der Sphinx.

Und mit diesem Gedanken, dieser Erkenntnis, brach er zusammen, und er weinte an Unkes Brust, sah, dass auch Lalapeja weinte, vielleicht aus anderen Gründen, und dann verschwand der Sphinxgott im Inneren des Sammlers, und irgendwie, durch einen Spalt in der Abwehr von Serafins Geist, kroch die Gewissheit, dass ihre Feinde nun über eine Waffe verfügten, die alles Dagewesene in den Schatten stellte.

Doch im Augenblick spielte das keine Rolle. Im Augenblick zählte nur seine Verzweiflung.

Lalapeja setzte sich neben ihn und ergriff seine Hand, aber sie fühlte sich kalt an und leblos, irgendwie tot.

Herzhaus

MERLE WAR ALLEIN, ALS SIE ERWACHTE.

Ihre erste Bewegung galt dem Wasserspiegel in der Tasche ihres Kleides. Gut. Sie hatten ihn ihr nicht abgenommen. Sie spürte deutlich, wie sich das Oval durch den Stoff presste, als hätte es die Berührung ihrer Hand vermisst.

Sie war nicht sicher, wie lange sie schon im Dunkeln lag, in einer beunruhigenden Stille, im Ohr nur das Pulsieren ihres Herzschlags und das Wispern ihrer eigenen, wirren Gedanken. Die Dunkelheit erwachte mit ihr, atmete mit ihr. Allein in völliger Finsternis, allein mit sich selbst. Tausend Fragen, tausend Zweifel und noch mehr Befürchtungen.

Wo war Vermithrax? Was war aus Winter geworden?

So allein.

Dann erst dämmerte ihr, was so ungewöhnlich an diesem Alleinsein war. Sie spürte die Fließende Königin nicht mehr!

»*Ich bin da*«, sagte die Stimme in ihrem Kopf und erschien ihr hundertmal lauter als sonst. »*Mach dir keine Sorgen.*«

»Du hast nichts gesagt. Ich dachte, du wärst fort.«

»*Hätte dich das gefreut?*«

»Nicht hier.«

»*Oh, wenn es ernst wird, bin ich also gut genug.*«

»So hab ich das nicht gemeint, das weißt du genau.« Merle tastete mit ihren Händen über den Untergrund, auf dem sie lag. Kalter Stein, behauen, glatt geschliffen. Eine

Kerkerzelle, vermutete sie. »Bringt sie ins Herzhaus«, hatte der alte Mann im Rollstuhl gesagt. Sie hatte sich darunter etwas anderes vorgestellt. Nein, genau genommen, hatte sie gar keine Vorstellung gehabt.

»Du hast geschlafen.«

»Wie lange?«

»Schwer zu sagen. Ich habe zwar bestimmte Fähigkeiten, aber eine eingebaute Uhr ist nicht dabei.«

Merle seufzte. »Seit wir hier unten sind ... in der Hölle, meine ich ... seitdem hab ich jedes Gefühl für Zeit verloren. Weil es nie dunkel wird. Sind wir jetzt einen Tag hier oder zwei, oder vielleicht auch eine Woche?«

»Ich weiß es nicht.«

»Dann sag mir, wo wir sind. Oder weißt du das auch nicht?«

»Im Herzhaus, vermutlich.«

»Ach?« Merle verdrehte im Dunkeln die Augen.

Die Königin schwieg für einen Augenblick, dann sagte sie: »Den Rest werden wir gleich erfahren. Sie kommen, um uns abzuholen.«

Merle wollte gerade fragen, woher die Königin das wusste, als sie dumpfe Schritte vernahm, dann das Knirschen eines Eisenriegels. Eine Lichtsäule stand plötzlich in der Dunkelheit, wurde breiter, öffnete sich zu einer Tür. Merkwürdige Silhouetten, zackig und voller Spitzen, erschienen im Rahmen, sahen aus wie exotische Pflanzen, vielarmige Kakteen vielleicht, schienen dann aber zu zerfließen und sich neu zusammzusetzen. Möglicherweise geschah das auch nur in Merles Kopf, und, ja, der erste Anblick war wohl eine Täuschung, ein Bild, das die Angst für sie malte.

Sie hatte sich gerade mit dem Gedanken abgefunden, als

die Königin sagte: »*Gestaltwandler*.«

»Du weißt wirklich, wie man anderen Mut macht.«

»*Ich hab gewusst, dass du irgendwann froh sein würdest, mich dabeizuhaben*.«

»In deinen Träumen.«

»*Ich kann nicht träumen. Nur wenn du träumst*.«

Eine Hand packte Merle, dann wurde sie durch die Tür ans Licht geführt, hinaus auf einen Gittersteg, der entlang einer Felswand verlief. Auf der einen Seite des Steges befanden sich in regelmäßigen Abständen Türen aus Stahl, auf der anderen gähnte ein Abgrund.

Der Ausblick war erschütternd in seiner Weite. Offenbar befanden sie sich an der Innenseite der riesigen Kuppel, die sie beim Anflug auf Axis Mundi gesehen hatten. Die Felswand krümmte sich leicht, während sie sich nach oben fortsetzte. Hoch über Merle lösten sich ihre Konturen in rotgelbem Dunst auf. Gittersimse verliefen zu dutzenden daran entlang. Andere Stege führten frei schwebend über dem Abgrund in den glühenden Dunst hinaus, trafen dort auf weitere Stege, kreuzten sie oder vereinigten sich mit ihnen und bildeten so ein weites Netzwerk aus begehbaren Eisensträngen, unzählige Kilometer lang.

Vom Boden der Kuppel strahlte rotgoldene Helligkeit herauf, vielfach gebrochen vom Dunst, der die Luft tränkte, sodass die eigentliche Lichtquelle nicht zu erkennen war. Es schien, als leuchtete der gesamte Grund der Kuppel, so als stünde sie über einem Lavasee. Aber Merle ahnte schon, dass die Lösung dieses Rätsels so einfach nicht war, denn von dem Licht ging keine Hitze aus. Selbst der Nebel, der in der Kuppel wogte, fühlte sich eher klamm und unangenehm an. Und noch etwas dämmerte Merle: Obwohl die Kuppel aus Felsgestein bestand, hatte es von außen so ausgesehen, als hätte sie

das Licht ausgestrahlt. Die Helligkeit vom Boden musste demnach *durch* den Fels dringen, war zugleich aber nicht stark genug, um Merle zu blenden. Es war beinahe, als stecke das Licht in der Tiefe das Gestein mit seiner Leuchtkraft an, sodass die Kuppel aus sich selbst heraus erstrahlte.

Es war eigenartig. Und durch und durch unwirklich.

Dazu passten auch ihre neuen Begleiter. Die Gestaltwandler – so es denn tatsächlich welche waren – hatten sich bemüht, menschliche Gestalt anzunehmen. Und es war ihnen im Ansatz gelungen. Nicht die Gestalt irgendeines Menschen, sondern die von Winter – was umso ironischer war, als der doch von sich behauptet hatte, gar kein Mensch zu sein.

Allerdings wirkten ihre Gesichter klobig, irgendwie unfertig, wie aufgequollen. Ihre Körper waren weiß, aber sie hatten sich nicht die Mühe gemacht, die Struktur oder Form von Winters Kleidung nachzuahmen. Auch ihre Augen sahen aus wie aufgemalt, blind wie die Pupillen toter Fische.

Falls sie gehofft hatten, Merle durch diese abstruse Maskerade etwas von ihrer Furcht zu nehmen, hatten sie das genaue Gegenteil erreicht.

Sie eskortierten sie stumm den Weg entlang und gaben ihr an jeder Kreuzung mit einem Wink zu verstehen, in welche Richtung sie sich wenden sollte. Sie führten sie kreuz und quer über die Stege, hinaus über den leuchtenden Abgrund, bis sie schließlich zu einer Plattform kamen, die sich im Knotenpunkt mehrerer Wege befand.

Auf der Plattform stand ein kleines Haus.

Es passte nicht hierher. Seine Wände waren aus Fachwerk, und es hatte eine steiles, rotes Schindeldach.

Aus dem spitzen Giebel ragte ein Wetterhahn empor. Die Fenster waren in Butzenscheiben unterteilt, und neben die Holztür hatte jemand, um die Idylle perfekt zu machen, eine Bank gestellt, so als käme der Bewohner dieses Häuschens ab und an ins Freie, um eine gemütliche Pfeife zu rauchen. Das Haus strahlte die Behaglichkeit eines Märchens aus. Im Näherkommen erkannte Merle über der Tür ein geschnitztes Schild: *Tritt ein, bring Herz herein!* Rund um die Buchstaben waren kleine Herzchen und Blumen eingearbeitet, ungeschickt wie von Kinderhand.

Einer ihrer Bewacher schob sie auf die Tür zu, die anderen blieben am Rand der Plattform zurück. Jemand öffnete von innen, und dann wurde Merle hineingeleitet, unter dem Schild mit der Inschrift hindurch, die ihr jetzt, beim zweiten Lesen, aus unerklärlichen Gründen eine Gänsehaut bereitete. Hieß es nicht eigentlich »bring Glück herein«? Einen Moment lang hatte sie das Gefühl, als schlug ihr Herz wie unter Protest ein paar Schläge schneller, so heftig, dass es in ihrer Brust schmerzte.

Im Inneren des Hauses hatte man sich bemüht, den romantischen Anschein der Außenseite aufrechtzuerhalten, doch irgendwer war daran kläglich gescheitert. Zwar gab es auch hier Fachwerkbalken, sogar einen Bauernschrank mit Blumenintarsien, aber da waren andere Gegenstände, die nicht in die gewollte Niedlichkeit der Szenerie passen wollten.

Der Operationstisch, zum Beispiel.

Das Erdgeschoss des Herzhauses bestand aus einem einzigen Raum, der auf wundersame Weise weitläufiger zu sein schien, als die Außenansicht des Hauses vermuten ließ. Eine optische Täuschung, entschied Merle.

»Vielleicht«, sagte die Fließende Königin.

Im hinteren Teil des Raumes, nur dürftig verborgen

hinter einem Gewirr aus Balken, die für die Stabilität des Gebäudes sorgten, befanden sich allerlei Ablagen aus Metall, mit gescheuerten Oberflächen, auf denen Instrumente ausgebreitet waren, säuberlich aufgereiht auf schwarzen Tüchern und akribisch poliert. Stahl blitzte im allgegenwärtigen Glutlicht, das durch die Butzenfenster hereinfiel.

Hinter Merle schloss sich die Tür. Sie wirbelte herum und erkannte, wer ihr geöffnet hatte. Die Schlangen, die in der Halle der Herolde den Rollstuhl des alten Mannes geschoben hatten, glitten in einer einzigen Bewegung auf sie zu und bauten sich unmittelbar vor ihr zu einer birnenförmigen Gestalt auf, mindestens einen Kopf größer als sie. Das Wesen beugte sich vor, bis sich seine Oberfläche nur noch einen Fingerbreit vor Merles Nase befand, eine schillernde Masse aus sich windenden Körpern. Schließlich floss das Schlangennest in die Breite und bewegte sich als knöchelhoher Teppich in den rückwärtigen Teil des Raumes, wo es sich abermals auftürmte, diesmal zur spitzen Form eines Zuckerhutes. So verharnte das Wesen und wartete.

Merle wollte sich umdrehen und fliehen, aber der Gestaltwandler versperrte ihr den Weg. Er besaß jetzt noch weniger Ähnlichkeit mit Winter, wurde stattdessen etwas anderes, zu widerlich, als dass Merle ihm mehr als einen flüchtigen Blick schenkte.

»Ich kann dir nicht helfen«, sagte die Fließende Königin.

Gut zu hören, dachte Merle.

»Tut mir Leid.«

Und mir erst.

»Ich weiß, ich hob dich hierher gebracht, aber –«

Sei still. Bitte.

»Ist sie das?«, rief eine Stimme.

Falls die Schlangen eine Antwort gaben, konnte Merle sie nicht hören. Aber gleich darauf befahl die Stimme: »Bring sie herunter.«

Die Schlangen glitten wieder auf Merle zu. Sie wich ihrer Berührung aus und ging freiwillig auf die Bodenöffnung zu, aus der die Stimme erklungen war. Obwohl Merle sie zuvor erst einmal gehört hatte, erkannte sie auf Anhieb den alten Mann wieder.

»Zu mir, zu mir«, rief er.

Merle erreichte die Öffnung und stieg eine Wendeltreppe hinunter, in einen Raum, dessen Boden und Wände aus Stahlgittern bestanden. Licht aus der Tiefe durchflutete ihn von allen Seiten. Durch das Gitter zu ihren Füßen konnte sie in den leuchtenden Abgrund blicken, wie schon draußen auf den Stegen. Zum ersten Mal wurde ihr derart schwindlig, dass sie am Fuß der Treppe stehen bleiben und sich am Geländer festhalten musste.

Im Zentrum der Wendeltreppe befand sich eine runde Scheibe, die über einen Seilzugmechanismus nach oben bewegt werden konnte; der Rollstuhl, für den man sie gebaut hatte, war verlassen. Sein Besitzer bewegte sich auf Krücken durch den Gitterraum unterhalb des Hauses. Die Gehhilfen endeten in handtellergroßen Holzfüßen, breit genug, um nicht in den Gittermaschen stecken zu bleiben.

Verteilt an den Wänden standen breite Glaszylinder, manche fast drei Meter hoch. Mindestens fünfzehn oder zwanzig, schätzte Merle. Jeder der Zylinder war mit einer Flüssigkeit gefüllt, die im Licht der Kuppel so golden wie Honig schimmerte. In der Flüssigkeit, gefangen wie Urzeitinsekten in Bernstein, schwammen Lebewesen. Keines davon war menschlich.

Merle musste sich zwingen, den Blick von den grotesken

Gestalten abzuwenden, aber sie sah lange genug hin, um zu erkennen, dass sie nur eine Gemeinsamkeit hatten: Alle wiesen einen tiefen Schnitt auf – meist in der Mitte des Körpers –, der mit Faden und Kreuzstich vernäht war. Operationsnarben. Dort, wo sich beim Menschen die Brust befand.

Herzhaus, dachte Merle und schauderte.

»Sieh dich um«, sagte der alte Mann, verlagerte sein Gewicht nach rechts und deutete mit der linken Krücke durch den Raum, in einem zittrigen Rundumschlag, der alle Glaszylinder und Kreaturen einbezog. »Mein Werk«, setzte er leiser hinzu, im Flüsterton, als wollte er die Wesen in den Behältern nicht wecken.

»Wer sind Sie?«, fragte Merle, immer noch bemüht, nur ihn anzusehen.

»Mein Name?« Er stieß ein gackerndes Lachen aus, das ihr aufgesetzt erschien, und sie fragte sich unwillkürlich, ob er seinen Irrsinn nur spielte. Der verrückte Wissenschaftler, nichts als eine Rolle. Aber eine, in der er sich gefiel. Und das war mindestens ebenso beunruhigend wie echter Wahnsinn.

Er redete nicht weiter, und noch einmal stellte Merle ihre Frage. Dabei bemerkte sie, dass er sie dazu gebracht hatte, genauso zu sprechen wie er: Er hatte die Angewohnheit, seine Sätze zu wiederholen, als müsste er sich erst ihres Klangs vergewissern, um sie dann ein zweites Mal, diesmal deutlicher, auszusprechen.

»Die meisten hier – zumindest diejenigen, die sprechen können – nennen mich nur den Chirurgen«, sagte der alte Mann. »Nur den Chirurgen.«

»Sie sind Arzt?«

Er grinste wieder. Sein ganzes Gesicht schien sich dabei zu verschieben. Was sie für graue Haut gehalten hatte,

waren in Wirklichkeit Bartstoppeln, die bei ihm bis unter die Augen reichten. »Aber gewiss doch, ein Arzt, gewiss.«

Er versuchte, ihr Angst zu machen. Das mochte bedeuten, dass er in Wahrheit nicht so gefährlich war, wie er vorgab – oder aber sehr viel schlimmer: ein Wahnsinniger *und* ein Selbstdarsteller.

»Diese Wesen hier« – Merle deutete auf die Zylinder, ohne hinzusehen –, »sind das alles Ihre ... Patienten?«

»Frühe Exemplare«, sagte er. »Aus einer Zeit, als meine Technik noch nicht ausgereift war. Nicht ausgereift. Ich habe sie aufgehoben, um mich an meine Fehler zu erinnern. Man wird sonst so leicht übermütig, weißt du. So übermütig.«

»Warum zeigen Sie mir das?« Ihr war aufgefallen, dass weder der Gestaltwandler noch die Schlangen sie die Treppe hinabbegleitet hatten. Sie war allein mit dem alten Mann. Aber irgendwie konnte sie nicht glauben, dass er leichtsinnig war. Er fühlte sich sicher. Und das gewiss aus gutem Grund.

»Ich will, dass du keine Furcht vor mir hast.«

Ha-ha, dachte sie.

»*Er spielt mit dir*«, sagte die Königin.

Ist mir aufgefallen.

»*Dann lass dich darauf ein. Mach den besseren Zug. Setz ihn schachmatt.*«

Hoffentlich schlägt er vorher nicht meine Königin.

»*Sehr witzig.*«

»Was wollen Sie von mir?«, fragte Merle den alten Mann.

Er lächelte warmherzig, und fast wirkte es ehrlich. »Geduld musst du haben. Geduld.«

Merle gab sich alle Mühe, ihre Angst nicht zu zeigen. Wenn er ihr schon die Gelegenheit gab, musste sie versuchen, so viel wie möglich zu erfahren. »Als die Lilim mich gefangen haben, da haben Sie ihnen befohlen, mich gleich hierher zu bringen. Aber dann haben Sie mich doch erst eingesperrt. Warum?«

Er winkte fahrig ab. »Ich hatte zu tun.« Mit einem Grinsen setzte er hinzu: »Hatte zu tun.«

Merle schaute sich instinktiv um, ließ ihren Blick langsam über die Wesen in den Zylindern schweifen.

»Nicht mehr hier«, sagte er. »Nicht mehr hier.«

»Wo sind meine Freunde?«

»In Sicherheit.«

»Das behaupten Sie nur.«

»Keinem ist etwas geschehen. Obwohl sich der Löwe gewehrt hat wie« – er kicherte –, »nun, wie ein Löwe.«

»Wann kann ich sie wieder sehen?«

Der Chirurg legte den Kopf leicht schräg, so als müsste er tatsächlich über die Antwort nachdenken. »Warten wir's ab. Geduld. Du wirst bald lernen, Geduld zu haben.«

»Was wollen Sie von mir?«, fragte sie ein zweites Mal.

»Das ist einfach«, sagte er. »Ich werde dein Herz austauschen. Gegen ein besseres. Eines aus Stein.«

»Aber –«

»Es wird schnell gehen«, unterbrach er sie. »Meine Missgeschicke mit diesen bedauerlichen Wesen hier liegen lange zurück. Heute ist das kein Problem mehr. Ich bin vielleicht alt, aber ich lerne immer noch dazu, mit jedem neuen Herz. Jedem Herz.«

Merles Pulsschlag dröhnte jetzt so laut in ihren Ohren, dass sie seine Worte kaum noch verstehen konnte.

Instinktiv wich sie zurück bis zum Treppengeländer, hielt sich dort fest.

»Bald hast du alles vergessen. Alles vergessen, glaub mir.«

Das hier macht ihm Spaß, dachte Merle voller Abscheu. Deshalb hat er mich hier heruntergebracht: Er will, dass ich sehe, was er tut. Und er will, dass ich nach den Details frage.

Er bestätigte ihre Befürchtung. »Frag nur, frag nur! Je schneller dein Herz schlägt, umso leichter ist die Operation. Dein Herz ist stark, nicht wahr? So stark.«

Sie zögerte, dann sagte sie: »Sie sind ein Mensch, oder? Ich meine, ein echter ... Kein Gestaltwandler oder so was.«

»Aber gewiss.«

»Kommen Sie von oben?«

»Warum willst du das wissen?«

Sie suchte schnell nach einer Antwort, die ihn zufrieden stellen und dazu verleiten würde weiterzusprechen. »Ich war schon bei vielen Ärzten«, log sie. »Und es gibt nichts, wovor ich mehr Angst hätte als vor Ärzten aus der Oberwelt, das können Sie mir glauben.« Vielleicht half es, wenn er sie für ein wenig naiv hielt.

»Gute Idee«, sagte die Fließende Königin.

»Ich war auch schon Arzt in der Oberwelt«, erklärte der Alte selbstzufrieden. »In der Oberwelt war ich Arzt, ganz genau. Vor mir haben schon viele Angst gehabt. Das ist nichts, wofür du dich schämen müsstest. Nicht schämen.«

»Wie lange sind Sie schon hier unten?«

»Viele Jahre. So viele.«

»Und was hat Sie hergeführt?« Als sie sah, dass er argwöhnisch wurde, setzte sie schnell hinzu: »Ich meine,

waren Sie ein Verbrecher oder so was? Haben Sie mit den Leuten rumexperimentiert? Dann wüsste ich wenigstens, warum ich solche Riesenangst habe.«

Er betrachtete sie einen Moment lang, dann nickte er unmerklich. »Experimente, ja. Aber keine Verbrechen. Ich war Wissenschaftler. Bin immer noch Wissenschaftler. Wie wir alle.«

»Sind noch mehr Menschen hier unten?«, fragte Merle den alten Mann.

Er klopfte mit einer Krücke auf das Bodengitter, zweimal, dreimal, dann lächelte er. »Horchst mich aus, hm? Aber jetzt ist's gut damit. Wir wollen anfangen. Wollen anfangen.«

Merle machte rückwärts einen Schritt die Treppe hinauf, doch ihre Füße rutschten auf etwas Weichem, Glitschigem aus. Sie verlor den Halt, konnte sich gerade noch nach vorn abstoßen, um nicht mit dem Rücken auf die scharfen Metallstufen zu krachen, und schlitterte der Länge nach zu Boden.

Als sie aufblickte, setzte sich hinter ihr das Schlangennest zusammen; ein Teil von ihm bedeckte noch immer die Treppe wie ein Ölfilm, schillernd in allen Regenbogenfarben.

»Nein!«, rief sie aus, sprang hoch und wirbelte zu dem Alten herum. Er war krank, geschwächt und kaum größer als sie. Eher würde sie versuchen, ihn anzugreifen, als zuzulassen, dass man ihr ein Herz aus Stein einsetzte.

»Zu spät«, sagte die Königin.

Merle spürte es im selben Moment. Ihre Beine wurden kalt, als der wimmelnde Schlangenteppich sich an ihr emporschob, schneller, als sie reagieren konnte. In Windeseile bedeckte eine lückenlose Schicht aus glänzenden Schlangen ihre Beine, ihren Bauch, glitt

immer weiter hinauf bis zu den Schultern und von dort aus die Arme entlang, bis die kühlen, sich windenden Kreaturen ihren ganzen Leib umschlossen wie ein hautenger Anzug. Nur Merles Kopf ließen sie unangetastet.

Sie wollte sich wehren, aber es war vergeblich. Ohne ihr eigenes Zutun ging sie vorwärts, begann mit dem Aufstieg die Stufen hinauf. Die Schlangen kontrollierten ihre Arme und Beine, bewegten sie wie eine Puppe.

Merle versuchte den Kopf zu drehen, was einigermaßen gelang, obwohl ihre Beine sie weiter die Treppe hinauftrugen. »Lassen Sie das!«, brüllte sie den Chirurgen an, der sich gerade in seinem Rollstuhl niederließ. »Pfeifen Sie diese Viecher zurück.«

Der alte Mann schmunzelte nur, legte einen Schalter um und wurde von dem Seilzug im Zentrum der Wendeltreppe nach oben getragen, langsam genug, dass Merle mit ihm Schritt halten konnte.

Oben angekommen, bewegte sie sich zielstrebig auf den Operationstisch zu, legte sich flach auf den Rücken und brüllte und fluchte so ausgiebig, dass der Chirurg drohte, den Schlangen zu befehlen, in ihren Mund zu kriechen. Daraufhin schwieg sie und sah hilflos zu, was weiter mit ihr geschah.

Einige Schlangen lösten sich von der Mitte ihres Körpers und verschwanden rechts und links unter der Tischplatte. Merle versuchte sich aufzubäumen, und das Ergebnis war kläglich, kaum mehr als ein Zucken in ihrer Leibesmitte.

Stahlbänder wurden über ihren Hand- und Fußgelenken geschlossen, dann zog sich auch der Rest der Schlangen zurück, kroch und glitt vom Tisch und setzte sich am Boden zur birnenförmigen Gestalt des Nests zusammen.

Merle zerrte und rüttelte an ihren Fesseln.

»Sehr gut, sehr gut«, sagte der Chirurg. »Ich denke, wir werden dich erst betäuben. Schlägt dein Herz auch schnell genug?«

Merle schrie ihm einen ganzen Schwall von Beschimpfungen entgegen, die übelsten, die ihr einfielen, und nach den Jahren im Waisenhaus waren das eine ganze Menge. Ihr war egal, ob die Schlangen über ihr Gesicht krochen. Ihr war überhaupt alles gleichgültig, solange dieser Mistkerl nur auf der Stelle vom Blitz getroffen wurde.

Der Chirurg gab dem Schlangennest einen Wink, und bald darauf begann es hinter ihrem Kopf unangenehm zu riechen, scharf, wie manche der Chemikalien in Arcimboldos Werkstatt. Das Betäubungsmittel wurde vorbereitet.

Der scharfe Geruch wurde stärker. Sie verdrehte den Kopf, so weit es nur ging, um hinter sich zu blicken, erkannte aber nur aus dem Augenwinkel das Wimmeln der Schlangen. Sie quollen wie eine dunkle Woge auf sie zu.

Merles Wahrnehmung verschob sich. Die Umgebung drehte sich, floss ineinander.

Schlangen wuselten im Hintergrund.

Merles Herz hämmerte in ihrem Brustkorb.

Der Chirurg kam näher, sein Gesicht schwoll an, füllte ihr Blickfeld, füllte die Welt.

Sein Fleisch und das der Schlangen, leuchtend wie Farben auf der Palette eines Malers.

Sein Grinsen.

»Halt!«

Die Welt rotierte weiter, eine Welt aus gelben Zähnen und grauer Haut.

»Ich sagte: Halt!«

Der Geruch wurde schwächer. Die Umgebung veränderte sich. Das Gesicht des Alten verlor an Schärfe, zog sich zurück.

»Lass sie auf der Stelle los!« Nicht die Stimme des Chirurgen, auch nicht ihre eigene. Jemand anders.

Die Eisenschellen an ihren Händen und Füßen schnappten zurück, und plötzlich war sie frei. Keine Fesseln und keine Schlangen mehr, die sie hielten.

Mit dem Verschwinden des ätzenden Dunsts kehrte auch die Umgebung zurück. Die weiße Decke, die Holzbalken, alles wieder am Platz.

Im Hintergrund stritten zwei Stimmen miteinander. Die eine gehörte dem Chirurgen. Die andere war die des Unbekannten, der sie gerettet hatte.

Gerettet?

Vielleicht.

»Merle?«, fragte die Fließende Königin und klang so benommen wie Merle selbst.

Ich bin hier, dachte sie, auch wenn es sich anfühlte, als hätte ein anderer für sie das Denken übernommen. Wo sollte sie auch sonst sein?

»*Es geht dir gut.*« Keine Frage, eine Feststellung.

Gut. Ja.

Der Streit brach ab, und nun beugte sich jemand über ihr Gesicht. Nicht der Chirurg. Aber der Mann war mindestens ebenso alt.

Wissenschaftler wie wir alle, hatte der Chirurg gesagt.

Wie wir alle.

»Sind Sie Lord Licht?«, fragte Merle schwach.

»Ja«, sagte der Mann. Er hatte dichtes, graues Haar.

»Sie sind ein Mensch«, stellte sie fest und dachte, dass

sie träumte, war fest davon überzeugt.

Lord Licht, der Herrscher der Hölle, lächelte. »Glaub mir, Merle, der Mensch ist ein besserer Teufel als der Teufel.«

Sein Gesicht zog sich zurück, dann hörte sie nur noch seine Stimme.

»Und jetzt steh bitte auf, und komm mit.«

Lord Licht

DER CHIRURG BLIEB ZURÜCK IM HERZHAUS. Merle warf dem Mann im Rollstuhl einen letzten Blick zu, als Lord Licht sie hinaus auf die Plattform schob, eine Hand auf ihrer Schulter, nicht unfreundlich, und doch bestimmt. Der Chirurg hatte erst sie angestarrt, dann Lord Licht, aus kleinen, verkniffenen Augen, in denen Hass und Wut loderten.

»Du musst dich nicht mehr vor ihm fürchten«, sagte ihr Begleiter, als sie von der Plattform auf einen der Gitterstege traten.

Lord Licht, hämmerte sie sich ein. *Er ist Lord Licht.*

Nur ein Mensch.

»Der Chirurg kann dir nichts mehr tun«, sagte er.

Ihre Hand bewegte sich an ihre Brust, tastete nach dem raschen Pulsieren ihres Herzens.

Lord Licht bemerkte es. »Es ist noch das alte, keine Sorge. Herzen aus Stein schlagen nicht.«

Sie musterte ihn von der Seite und fand, dass er wie ein Gelehrter aussah – was er zweifellos war, falls der Chirurg die Wahrheit gesagt hatte.

Er trug einen schwarzen Gehrock, eng geschnitten, mit einer Blüte aus rotem Glas am Revers. Auch seine Hose war schwarz, die spitzen Lackschuhe blank poliert. Die goldene Kette einer Uhr hing als halbrunde Schlaufe aus seiner Jackentasche, als ahme sie die Form seiner Augenringe nach. Merle hatte noch nie solche Augenringe gesehen, so dunkel, als wären sie aufgemalt. Trotzdem wirkte er nicht müde oder erschöpft, ganz im Gegenteil. Er strahlte eine Lebendigkeit aus, die sein Alter Lügen

strafte.

Merle konnte ihren Blick nicht abwenden. Ausgerechnet dieser Mann sollte ihr helfen, Venedig zu befreien? Ein alter Mann, der mit seinem Gehrock angetan neben ihr lief, als wären sie gemeinsam auf einem Sonntagsspaziergang?

»Frag ihn nach seinem Namen«, sagte die Königin.
»Seinem wahren Namen.«

Merle ignorierte sie. »Wo sind meine Freunde?«

»Niemand hat ihnen ein Haar gekrümmt. Der Löwe tobt ununterbrochen, seit die Lilim ihn gefangen genommen haben, aber er ist wohlauf. Den Absturz in der Halle der Herolde hat er ohne Verletzungen überstanden.«

Sie gingen nebeneinander einen Gittersteg entlang, dann eine lange Treppe hinunter und über weitere Stege. »Ich will ihn sehen.«

»Das wirst du.«

»Und wann?«

»Bald.«

»Wie geht es Winter?«

Lord Licht seufzte leise. »Ist das sein Name? Winter? Er ist ein seltsamer Bursche. Um ehrlich zu sein, kann ich dir nicht sagen, wie es ihm geht.«

»Wie meinen Sie das?«

»Er ist geflohen.«

»Was?« Sie blieb stehen, eine Hand am Geländer des Gittersteges. In einiger Entfernung schälten sich mehrere Gestalten aus den Lichtschwaden, nicht größer als Streichhölzer, mit zu vielen Armen und Beinen; an einer Kreuzung bogen sie ab und verschwanden eilig wieder im leuchtenden Dunst des Kuppeldoms.

»Er ist entkommen«, sagte Lord Licht und drehte sich zu ihr um. Sie spürte die Ungeduld in seiner Stimme, aber noch drängte er sie nicht. »Ich hatte ein langes Gespräch mit ihm. Und dann war er fort.«

»*Ein langes Gespräch?*«, fragte die Königin argwöhnisch.

»Er war schwach«, sagte Merle ungläubig. »Krank, glaube ich. Als wir ihm begegnet sind, konnte er kaum aus eigener Kraft stehen.«

»Nun, zumindest konnte er sich aus eigener Kraft *befreien*.«

Merle blickte an ihm vorbei, hinab in die glosende Tiefe. Sie fragte sich, warum sie keine Angst vor Lord Licht hatte. »Das ist unmöglich. Sie lügen mich an.«

»Warum sollte ich das tun?«

»Vielleicht haben Sie ihn umgebracht.«

»Ohne Grund?«

Sie kam kurz ins Stocken, als sie versuchte, ein vernünftiges Argument zu finden. Sie war nahe daran, etwas Dummes zu sagen, etwas wie: »Aber Sie sind der Herr der Hölle! Sie sind böse, jedes Kind weiß das. Sie brauchen keinen Grund, um jemanden umzubringen.« Aber dann überlegte sie einen Augenblick länger und flüsterte: »Es kann einfach nicht sein. Er war viel zu schwach.«

Lord Licht setzte sich wieder in Bewegung und bat sie, ihm zu folgen: Er wolle ihr etwas zeigen, und der Weg dorthin sei weit. Merle fragte sich, warum er nicht einfach irgendeine fliegende Monstrosität herbeirief, die sie beide an ihr Ziel brachte; aber das passte nicht zu ihm. Er entsprach so gar nicht dem Bild, das sie sich von Lord Licht gemacht hatte.

Soll ich ihn jetzt fragen?, dachte sie. Danach, ob er uns hilft? Aber irgendwie schien ihr diese Vorstellung mit einem Mal abwegig. Das Ausmaß dieser Welt in der Welt ließ ihr Anliegen zu schemenhafter Bedeutungslosigkeit zusammenschrumpfen.

Aber deshalb waren sie doch hergekommen, nicht wahr?
Nicht wahr?

Statt einer Antwort sagte die Königin noch einmal:
»Frag ihn nach seinem Namen.«

Diesmal gehorchte Merle, bevor die Königin sich ihrer Stimme bemächtigen konnte.

»Wie heißen Sie?«, fragte sie. »Ich meine, Lord Licht ist doch nicht Ihr wahrer Name – zumindest nicht, wenn Sie wirklich ein Mensch sind.«

Humor funkelte in seinen Augen, als er zu ihr herabsah.
»Hast du denn Zweifel, dass ich ein Mensch bin?«

»Ich weiß es nicht.« Das war aufrichtig. »Gerade eben erst habe ich Gestaltwandler gesehen, und sie –«

»Dann hast du auch gesehen, wie erbärmlich schlecht sie einen Menschen nachahmen können.«

»Wie wär's dann mit Magie?«

»Ich bin kein Magier, nur ein Wissenschaftler.«

»Wie der Chirurg?«

Er zuckte mit den Achseln. »Wenn du so willst.«

»Dann verraten Sie mir, wie Sie heißen.«

Er hob lächelnd beide Hände, so als bliebe ihm gar keine Wahl, als vor ihrer Beharrlichkeit zu kapitulieren. Er räusperte sich – dann verriet er ihr seinen Namen.

Merle blieb stehen. Mit offenem Mund starrte sie ihn an.
»Im Ernst?«

Die Dunstschwaden verhinderten, dass sein Lachen in

der Ferne widerhallte. »Ich bin zwar schon eine ganze Weile hier unten, aber meinen Namen habe ich nicht vergessen, das kannst du mir glauben.«

»Burbridge?«, wiederholte sie. »Professor Burbridge?«

»Sir Charles Burbridge, Ehrenvorsitzender der National Geographic Society, Erster Explorer Ihrer Majestät der Königin, Entdecker der Hölle und ihr erster und wohl auch einziger Kartograph. Professor der Geographie, Astronomie und Biologie. Und ein alter Mann, fürchte ich.«

Merle atmete zwischen zusammengebissenen Zähnen aus. Es klang wie ein Pfeifen. »Sie *sind* Professor Burbridge!«

Er lächelte, nun beinahe ein wenig verlegen. »Und noch einiges mehr als das«, sagte er mysteriös. Dann ging er abermals weiter, diesmal ohne sie zum Mitkommen aufzufordern. Er wusste auch so, dass sie ihm folgen würde.

Merle trottete wortlos neben ihm her, während er sich mit der Hand Staub vom linken Jackenärmel klopfte. Kopfschüttelnd sagte er: »Weißt du, man kann diesen Wesen beibringen, das alles hier zu bauen, ganze Städte, Dampfmaschinen und Fabriken – aber man ist zum Scheitern verurteilt, wenn man versucht, ihnen etwas so Grundlegendes wie Sinn für Mode zu vermitteln. Sieh dir das hier an!« Er hielt ihr den Ärmel hin, und sie musste sich zwingen, genauer hinzuschauen. »Siehst du's?«, fragte er. »Kreuzstich! Sie nähen ein solches Kleidungsstück mit Kreuzstich! Absolut unverzeihlich.«

Merle dachte an die Kreaturen im Herzhaus. Kreuzstich. Sie schauderte. »Wo bringen Sie mich hin?«

»Zum Steinernen Licht.«

»Was ist das?«

»Das wirst du schon sehen.«

»Ist Vermithrax dort?«

Er lächelte wieder. »Das sollte er jedenfalls. Vorausgesetzt, er hat diese Tölpel von Wächter nicht genauso ausgetrickst wie dein anderer Freund.« Ein Grinsen. »Aber ich denke nicht.«

Schweigend stiegen sie weitere Treppen hinunter, folgten endlosen Stegen. Merle hatte das Gefühl, dass sie bald die ganze Kuppel durchquert haben mussten. Doch egal, wohin sie auch blickte, nirgends sah sie die gewölbte Felswand; sie waren noch immer irgendwo im Zentrum des Lichtdoms. Auch das Herzhaus war über ihnen im Dunst verschwunden.

Das Steinerne Licht.

Sie bekam eine Gänsehaut, ohne zu verstehen, weshalb.

Noch immer wollte sie ihn um die Hilfe bitten, die sein Bote den Venezianern angeboten hatte, wollte ihre Mission erfüllen – aber sie hatte das Gefühl, als ob es längst nicht mehr darum ging. Nicht um Venedig. Nicht um sie.

Sind wir *wirklich* deshalb hergekommen?, fragte sie in Gedanken und bekam keine Antwort. Die Königin war auffallend still geworden, seit die Lilim Merle in ihre Gewalt gebracht hatten, beinahe als fürchtete sie, jemand könne auf sie aufmerksam werden. Aber war das der einzige Grund?

»Der Chirurg«, sagte Merle nach einer ganzen Weile, »kann er das wirklich? Einem Menschen ein Herz aus Stein einsetzen?«

»Ja, das kann er.«

»Warum tut er das?«

»Weil ich es ihm befohlen habe.«

Merles Magen zog sich zusammen, aber sie ließ es sich nicht anmerken. Sie war ihm und seiner Freundlichkeit auf den Leim gegangen. Es war an der Zeit, sich zu erinnern, wer er war und was er hier unten darstellte.

»Der Bote, den ich euch hinauf auf die Piazza San Marco gesandt habe«, sagte er im Plauderton, »der hatte ein Herz aus Stein. Eines der ersten, das tatsächlich funktioniert hat. Und viele andere, denen ich vertraue, genauso. Der Stein macht es leichter, sie zu steuern.«

»Sie haben keinen eigenen Willen mehr?«

»Nicht wie du und ich. Aber es ist ein wenig komplizierter.«

»Warum das alles? Die Lilim scheinen Ihnen doch auch so zu gehorchen. Oder hat jeder von ihnen ein Herz aus Stein?«

»Ach was! Kontrolliere ihre Anführer, und du kontrollierst die ganze Bande. Weißt du, hier unten wirkt alles gigantisch und maßlos. In Wahrheit aber laufen die Fäden in kleinen Zentren zusammen, wie in einem Knoten. Oder eben einem Herz. Zieh es auf deine Seite, und der Rest ist ein Kinderspiel.«

Er ging jetzt langsamer, schlenderte fast, ein netter älterer Herr, der keiner Fliege etwas zu Leide tun könnte.

Pah, dachte sie, hol dich der Teufel! Dann fiel ihr ein, dass *er* der Teufel war.

»Aber warum?«, fragte sie noch einmal.

Er holte tief Luft, blickte auf seine blitzblanken Schuhe, dann geradeaus in den Dunst. »Warum ich hierher gekommen bin und all das aufgebaut habe? Warum ich Bücher voller Lügen über die Hölle geschrieben habe, damit niemand auf die Idee kommt, sich hier runterzuwagen? Für die Wissenschaft natürlich! Wofür

sonst?«

»Sie sind der Herrscher der Hölle geworden, um sie zu erforschen?« Sie erinnerte sich, dass die Fließende Königin einmal etwas ganz Ähnliches vermutet hatte – und fragte sich zugleich, ob sie es nicht sogar gewusst hatte.

Die Königin schwieg beharrlich.

»Wir sind zu mehreren hergekommen«, sagte Burbridge. »Ich und eine Hand voll Kollegen der unterschiedlichsten Fakultäten. Mediziner wie der Chirurg, aber auch Kunstwissenschaftler, Geologen und Biologen wie ich selbst, sogar ein Philosoph ... Er hat den Fehler gemacht, mit einem Lilim über Platons Höhlengleichnis zu debattieren. Ist ihm nicht gut bekommen. *Er* dem Lilim übrigens auch nicht.« Er schmunzelte, aber es wirkte fast ein wenig niedergeschlagen. »Wir mussten vieles lernen. Uns auf Neues einstellen und uns grundlegend ändern – nicht nur unsere Ansprüche und Meinungen, sondern auch uns selbst. Unser Gewissen, zum Beispiel. Unsere Moral.«

Merle nickte, als wüsste sie genau, worüber er sprach. Und im Grunde durchschaute sie recht gut, was er ihr sagen wollte: dass er, ganz gleich, wie man es besah, das Richtige getan hatte. So als hätte er die Opfer, die dieser Wahnsinn gekostet hatte, höchstpersönlich gebracht.

Mit einem Mal empfand sie ihn nur noch als falsch und verlogen. Sie verachtete ihn beinahe mehr als den Chirurgen. Der Alte im Rollstuhl war zumindest ehrlich gewesen, ihr, aber auch sich selbst gegenüber.

Burbridge dagegen war ein Heuchler.

Menschen wie ihn hatte sie schon gehasst, als sie noch im Waisenhaus gelebt und mehr von seiner Sorte kennen gelernt hatte, als ihr lieb war: Aufseher, Priester, Lehrer. Sogar manche von denen, die kamen, um eines der Kinder

mitzunehmen.

Ihr war übel. Nicht von der Höhe, auch nicht vor Angst. Nur von ihm und seiner Nähe.

»Sie teilen Ihre Forschungsergebnisse mit niemandem. Sie haben der Welt da oben jede Menge Unsinn aufgetischt und alles für sich behalten, was Sie hier unten tatsächlich herausgefunden haben. Welchen Sinn macht das?«

»Sag mal, Merle, du bist doch auch neugierig, oder?«

»Sicher.«

»Dann stell dir deine Neugier vor wie ein Glas Wasser. Und nun nimm ein ganzes Fass davon. Dann weißt du, wie es im Herzen eines Wissenschaftlers aussieht. Eines wahren Wissenschaftlers!«

Blödsinn, dachte sie. Nur Gerede. Vermutlich logen er und seine Forscherfreunde sich gegenseitig in die Taschen.

»Sind wir bald da?«, fragte sie, um das Thema zu wechseln.

»Schau nach unten. Du wirst es gleich sehen können.«

»Das Steinerne Licht?«

Er nickte.

»Wie kann ein Licht aus Stein sein?«, fragte sie.

Er grinste und sah dabei schon wieder schrecklich freundlich aus. »Vielleicht ist es das immer, und du hast es bislang nur nicht bemerkt.«

Sie blickte über den Handlauf des Geländers hinab in die Tiefe. Er hatte Recht. Der Dunst löste sich allmählich auf. Vage konnte sie dort unten so etwas wie einen dunklen Stern ausmachen, massive graue Streben, die von einem hellen Mittelpunkt aus in alle Richtungen verliefen. Aber erst als sie eine weitere lange Treppe hinabgestiegen waren, sah sie, dass diese Streben Stege waren, die in der

Mitte in einen runden Gittergang mündeten. Er hatte einen Durchmesser von etwa hundertfünfzig Metern, und nur ein einziger Steg schnitt quer durch seine Mitte wie eine einsame Speiche.

Der Gitterkreis schwebte hoch über dem gleißenden Boden der Halle, der sich jetzt, als sie näher kamen, keineswegs als glatte Fläche herausstellte, sondern als mächtige Wölbung, wie das obere Viertel einer Kugel, die im Fels begraben lag. Ihre Größe ließ sich nicht einmal erahnen, musste aber über die Basis des Felsendoms hinausgehen. Der kreisförmige Gittersteg befand sich exakt über der Mitte dieser Wölbung, schwebte über ihrem höchsten Punkt; es gab keine Säulen oder Gerüste, allein die Stege hielten ihn in der Luft.

»Das dort unten«, sagte Burbridge, »ist das Steinerne Licht.«

»Sieht aus wie ein Stück vom Mond.« Sie stellte sich vor, dass jemand den Mond in Scheiben geschnitten hatte wie einen Laib Brot; danach hatte man eine der beiden äußeren Scheiben auf den Boden gelegt und darüber den Kuppel dom errichtet.

Burbridge fuhr fort: »Denk dir eine gigantische leuchtende Kugel, die irgendwann vom Himmel gefallen ist, die äußere Kruste der Erde durchschlagen und sich hier unten in den Grund der Hölle gebohrt hat. Das, was du dort siehst, ist jener Teil von ihr, der noch aus dem Fels hervorschaut. Der Morgenstern. Luzifer, der gefallene Engel. Oder eben das Steinerne Licht.«

»Haben Sie die Kuppel darüber bauen lassen?«

»Gewiss.«

»Warum? Was tut das Licht denn, außer zu leuchten?«

Erstmals meldete sich wieder die Fließende Königin:
»*Spielst du jetzt immer noch die Naive, oder bist du's*

wirklich?«

Sei still, dachte Merle. Zu ihrer Überraschung gehorchte die Stimme ohne Widerspruch.

Während sie weitergingen, immer tiefer hinab, dem Leuchten und dem runden Gittersteg entgegen, umschloss Burbridge mit einer Handbewegung das gesamte Innere der Kuppel. »Als ich zum ersten Mal hierher kam, war dieser Ort für die Lilim ein Heiligtum, das sie fürchteten. Keiner von ihnen wagte sich freiwillig auch nur in seine Nähe. Sie haben diesen Ort gemieden, so gut sie nur konnten. Erst ich habe ihnen gezeigt, wie man die Macht der Lichts nutzen kann.«

»Aber Axis Mundi, die Stadt«, sagte Merle, »sie muss doch viel älter sein! Älter jedenfalls als die sechzig oder siebzig Jahre, seit Sie den Zugang zur Hölle entdeckt haben.« Noch während sie es aussprach, dämmerte ihr, wie alt Burbridge tatsächlich sein musste, und sie fragte sich, ob er auch das dem Licht am Grund der Kuppel zu verdanken hatte.

Im Gehen strich der Professor gedankenverloren mit einer Hand über das Geländer. »Es gab an dieser Stelle schon eine Stadt, als die Menschheit noch in ihren Höhlen gehaust hat. Die Lilim haben einmal eine hoch entwickelte Zivilisation besessen – nicht *technisch* hoch entwickelt, eher vergleichbar mit unserem Mittelalter. Aber sie besaßen eine soziale Struktur und eigene Kultur, sie lebten in Städten und großen Gemeinschaften. Als ich jedoch in die Hölle hinabstieg, war das alles längst vorbei. Die wenigen, die den Niedergang im Laufe der Äonen überstanden hatten, lebten als Einzelgänger in den Weiten der Felswüsten, manche auch in Stämmen und Rudeln. Aber es gab keine Zivilisation in dem Sinne mehr. Das alles war längst untergegangen und vergessen. Zusammen mit dieser Stadt.«

Merle verstand allmählich. »Als der Morgenstern – oder das Steinerne Licht – hier eingeschlagen ist, hat es die Stadt schon gegeben?«

Burbridge nickte. »Sie war das Zentrum der alten Lilimkultur. Das Steinerne Licht hat weite Teile davon zerstört und sie für Jahrtausende unbewohnbar gemacht. Als ich herkam, erzählten sich die Lilim einen ganzen Haufen Legenden über die Ruinen der Stadt. Manche behaupteten, das Licht brächte sie dazu, sich zu verändern, zu verformen, zu Zerrbildern ihrer selbst zu werden – zu Menschen.«

»Und das ist wahr?«

Burbridge hob die Schultern. »Wer weiß? Vor über sechzig Jahren, als ich meinen ersten Besuch hier unten absolviert habe, war davon jedenfalls nichts mehr zu spüren. Ich entdeckte das Licht und erkannte, dass seine Energien nutzbar sind, für eine ganze Reihe von Dingen. Aber ich wusste natürlich auch, dass ich Helfer brauchen würde, unzählige Helfer, und dass Menschen dafür nicht in Frage kämen.«

»Warum nicht?«

»Was glaubst du wohl, wäre geschehen, wenn ich zurück an die Oberfläche gegangen wäre und berichtet hätte, worauf ich hier gestoßen war? Man hätte sich bei mir bedankt, natürlich, mir allerlei Orden ans Revers geheftet und mich nach Hause geschickt. Und dann hätte man andere bestimmt, Nutzen aus diesem Ort zu ziehen. Zuerst das Britische Königreich, dann vielleicht der Zar. Sie hätten Experten beauftragt. Aber mich, einen einfachen Wissenschaftler, hätten sie dazu nicht mehr gebraucht – einen brillanten, aber eben auch sehr jungen Wissenschaftler!« Verbissen winkte er ab. »Nein, Merle, was ich damals brauchte, war ein eigenes Königreich, mit

eigenen Untertanen und Arbeitern. Es gelang mir und einigen meiner Kollegen, denen ich mich anvertraut hatte, einen Großteil der Lilim zu einen, durch simple Dinge, ein paar technische Tricks, Spielzeug aus dem Zauberhut der Kolonialherren aller Zeitalter. Die Lilim mögen für unsere Augen aussehen wie Bestien, aber im Grunde sind sie nichts anderes als die Eingeborenen, die die Spanier und Portugiesen in Südamerika vorgefunden haben oder die Franzosen in Indonesien. Mit ein wenig Nachdruck lassen sie sich manipulieren und kontrollieren.«

»Mit Gewalt, meinen Sie.«

»Das auch, ja. Aber nicht nur, und nicht an erster Stelle. Wie gesagt, ein wenig Technik, ein paar simple Spielereien können hier Wunder wirken. Und als wir sie erst einmal so weit hatten, dass sie uns dienten, und wir uns die Kraft des Steinernen Lichts zu Nutze machen konnten, waren wir auch in der Lage, mit größeren Wundern aufzuwarten. Den fliegenden Herolden, zum Beispiel. Oder anderen Kräften, die auf den ersten Blick wie Zauberei erscheinen, wie etwa das Zertrümmern und Durchbohren von Fels in großem Maßstab. Und natürlich die Herzen aus Stein, die einen Organismus am Leben halten *und* ihn kontrollieren.«

»Ist das etwa keine Zauberei?«

»Nun, ja, das kommt auf den Blickwinkel an. Es hat sicher etwas von Magie, und, ehrlich gesagt bezweifle ich, dass der Chirurg selbst versteht, was er da tut. Die eigentliche Arbeit übernimmt das Herz – der Stein.«

Merle wischte sich Schweiß von der Stirn, obwohl es hier unten, trotz der Nähe zum Steinernen Licht, nicht wirklich warm war. Sie blickte hinab auf die gleißende Wölbung. »Es ist das Gleiche. Genau das Gleiche.«

»Was meinst du?«, fragte er verwundert.

»Das Steinerne Licht. Der Morgenstern. Die Kugel da unten in der Erde. Sie ist selbst so etwas wie ein riesiges Herz, das im Zentrum von Axis Mundi schlägt.«

Begeistert stimmte er zu. »Freut mich, dass du von selbst auf diesen Gedanken kommst. Du hast genau ins Schwarze getroffen. Meine eigene Theorie ist, dass der Morgenstern – woher auch immer er gekommen ist – wie ein Herz funktioniert, das unendlich lange auf der Suche nach einem Organismus war, den es antreiben konnte. Bis es schließlich hier einschlug. Die Welt der Lilim kann man, genau wie jede Gesellschaft, mit einem großen Lebewesen vergleichen. Einst war die Stadt, auf deren Trümmern wir Axis Mundi errichtet haben, der Mittelpunkt dieser Welt. Als sie zerstört wurde, zerfiel die Kultur der Lilim, weil sie nicht in der Lage waren, die Macht des Lichts zu nutzen. Heute aber, dank unserer Hilfe, geht es den Lilim besser denn je. Mit dem Steinernen Licht habe ich ihrem Volk ein neues Herz gegeben, und nun wächst der Organismus dieser Gesellschaft heran und gedeiht zu etwas noch Größerem, Besserem.«

»Sehen das die einzelnen Lilim genauso?«

Burbridges Euphorie kühlte ab. »Sie sind wie Ameisen. Die Einzelnen zählen nicht, nur das Volk ist von Bedeutung. Der Einzelne mag Leid erdulden, oder Schmerz, oder Erschöpfung, aber die Gesamtheit zehrt davon und zieht daraus Gewinn.«

Merle schnaubte. »*Sie* ziehen daraus Gewinn. Nicht die Lilim.«

Er musterte sie einen Moment lang eingehend, und in seinen Augen stand plötzlich Enttäuschung. »Siehst du das wirklich so?« Als sie keine Antwort gab, straffte er sich und schritt schneller aus. Es war offensichtlich, dass er

zornig war. Ohne sich umzublicken, fuhr er fort:
»Welchen Gewinn sollte ich daraus ziehen? Reichtum vielleicht? Pah, ich hätte ja nicht einmal Gelegenheit, ihn zu genießen. Was sonst? Luxus? Nein. Freiheit? Wohl kaum, denn mein Leben gehört längst nicht mehr mir, sondern dieser Welt. Macht? Vielleicht, aber daran liegt mir nichts. Ich bin kein größenwahnsinniger Diktator.«

»Die Antwort haben Sie sich doch schon selbst gegeben.«

»So?«

»Sie tun es für die Wissenschaft. Nicht für die Lilim, vielleicht nicht mal für sich selbst. Nur für die Wissenschaft. Das ist eine andere Form der Macht. Oder des Größenwahnsinns. Denn Ihre Forschungen werden niemandem helfen, weil kein Mensch je davon erfahren wird.«

»Vielleicht doch. Irgendwann.«

Es hatte keinen Zweck. Er wollte sie nicht verstehen. Und es spielte auch keine Rolle mehr. »Eines müssen Sie mir noch verraten.«

»Frag nur.«

»Warum erzählen Sie mir das alles? Ich meine, ich bin nur irgendein Mädchen.«

»Nur irgendein Mädchen?« Seine linke Augenbraue zuckte nach oben, aber er sah sie noch immer nicht an.
»Vielleicht wirst du bald alles verstehen, Merle.«

Noch einmal dachte sie an ihre Mission, an die Hilfe für Venedig. Aber in Gedanken sah sie die Stadt wie auf einer schwimmenden Insel vor sich im Meer treiben, immer weiter fort, dem Horizont, dem Vergessen entgegen.

Burbridge selbst zeigte daran nicht mehr das mindeste Interesse. Und es konnte dafür nur einen Grund geben.

Weil er längst hatte, was er wollte.

Nur irgendein Mädchen ...

Alles in ihr sträubte sich vor Verwirrung.

Der Gitterring über dem Steinernen Licht war jetzt nur noch knapp hundert Meter unter ihnen. Die Wege wurden breiter, und immer öfter führten sie durch Röhren und Tunnel, in denen mächtige Maschinen rumorten. Schlote spien Rauch- und Qualmwolken aus, die sich mit dem allgegenwärtigen Dunst vermischten und das Atmen erschwerten. Stählerne Zahnräder, so groß wie Häuser, drehten sich an den Seiten der Stege, waren miteinander verzahnt oder bewegten Ketten und Riemen, die wiederum nach oben oder unten zu anderen Rädern und Maschinen führten. Je näher sie dem Grund der Kuppel kamen, desto mehr ähnelten die Aufbauten zu beiden Seiten der schwebenden Gitterstege dem Inneren jener Dampffabriken, die auf einigen Inseln der venezianischen Lagune entstanden waren; Merle hatte zwei davon selbst kennen gelernt, als die Aufseher des Waisenhauses versucht hatten, sie dort als Arbeitskraft unterzubringen.

Sie fragte sich, wo die Lilim steckten, die all diese Gerätschaften bedienten. Nirgends gab es Arbeiter, ganz gleich, welcher Art; es war, als wären die Anlagen völlig verlassen. Dabei liefen viele der Maschinen auf Hochdruck, und in manchen Passagen war der Lärm ohrenbetäubend.

Erst nach einer Weile erkannte sie, dass die Maschinentunnel keineswegs verlassen waren. Manchmal entdeckte sie einen Schatten zwischen den Geräten, ein andermal wuselte etwas blitzschnell über die Decke. Mehrfach bewegten sich plötzlich Schläuche und verwinkelte Rohre, die sie für Teile der Maschinen gehalten hatte; in Wahrheit verbargen sich dort einzelne

Lilim, die im letzten Moment ihre Gliedmaßen einzogen.

»*Sie verstecken sich*«, sagte die Fließende Königin, aber als Merle die Worte laut aussprach, nickte Burbridge nur, brachte ein knappes »Ja« hervor und verfiel wieder in Schweigen.

Sie haben Angst vor ihm, dachte sie.

»*Oder vor dir*«, sagte die Königin.

Wie meinst du das?

»*Du bist sein Gast, oder?*«

Seine Gefangene.

»*Nein, Merle. Ein Gefangener wird in Ketten gelegt oder eingesperrt, einem Gefangenen hält man keine Vorträge. Dich behandelt er wie eine Verbündete.*«

Zuletzt ließen sie die Tunnel und rauchenden Schlotte hinter sich und betraten die untere Ebene. Auf den Stegen, die sternförmig zum Gitterkreis führten, gab es keine Aufbauten mehr. Wieder trennten sie nur dünne Eisengeländer vor dem lockenden Sog des Abgrunds.

Schon von weitem sah Merle, dass sie auf dem runden Steg erwartet wurden. Der Gitterkreis ruhte wie eine Krone über dem Zentrum des Lichts, dreißig oder vierzig Meter über der Wölbung. Rundherum standen Gestalten, in engem Abstand um das Geländer gruppiert. Gestalten mit menschlichen Proportionen. Sie verharrten vollkommen reglos wie Statuen, und im Näherkommen sah Merle, dass ihre Körper aus Stein waren.

»*Sie warten auf etwas*«, sagte die Königin.

Das sind bloß Statuen.

»*Nein. Das sind sie ganz sicher nicht.*«

Schon vorher hatte Merle gesehen, dass ein einzelner Steg quer durch den Gitterkreis führte, von einer Seite zur anderen. In seiner Mitte, und damit im exakten Zentrum

der Kuppel, befand sich eine kleine Plattform, gerade groß genug, um mehreren Personen Platz zu bieten. Im Augenblick war sie leer.

An einem Strick von der Plattform baumelte der Leichnam eines Ägypters.

Er trug goldene Gewänder, die an vielen Stellen zerfetzt und verschmort waren. Sein Schädel war kahl rasiert. Ein goldenes Muster bedeckte die Kopfhaut wie ein Netz.

Sie hatte diesen Mann erst ein einziges Mal gesehen und auch da nur aus der Ferne. Dennoch erkannte sie ihn auf Anhieb.

Seth.

Der Wesir der Pharaos. Der Oberste der Horuspriester.

Sein Körper drehte sich leicht, wies mal mit dem Gesicht zu Merle, mal mit dem Rücken. Man hatte ihn an einem groben Strick aufgeknüpft, der seltsam archaisch wirkte an einem Ort wie diesem. Sie hätte vermutet, dass Burbridge über ausgefeiltere Techniken verfügte, um einen Mann hinzurichten.

Seth. Der zweite Mann des Imperiums. Burbridge hatte ihn hängen lassen wie einen Straßendieb. Sosehr sein Tod sie erleichterte, so sehr erschütterte er sie auch.

Immer, wenn der baumelnde Tote ihr das Gesicht zuwandte, streifte sie sein lebloser Blick. Derselbe Blick wie damals, als er sie von der Spitze des Sammlers aus angestarrt hatte. Ein Schauder strich wie eiskalte Fingerspitzen über ihren Rücken.

»Der Pharao hat ihn geschickt, um mich zu töten«, sagte Burbridge. Er klang teilnahmslos, fast ein wenig verwundert. »Man könnte fast meinen, Amenophis wollte ihn loswerden. Seth hatte hier unten nie eine Chance.«

»Wo haben Sie ihn gefangen?«

»Über der Stadt. Er ist weit gekommen. Aber nicht weit genug.«

»Über der Stadt?«, fragte sie.

Burbridge nickte. »Er ist geflogen. Natürlich nicht er selbst.« Er deutete nach oben. »Da, sieh nur!«

Merles Blick folgte seiner Hand. Sie entdeckte zwei Käfige, die an langen Ketten von einem Stahlträger hoch über dem Gitterkreis hingen. Der erste Käfig befand sich über der rechten Hälfte des Kreises, der andere über der linken. Es sah aus, als sollten sie jeden Moment an den Ketten herabgelassen werden – nur war da nichts, worauf man sie hätte abstellen können. Unter ihnen loderte nur die gewölbte Oberfläche des Steinernen Lichts.

In dem einen Käfig lief ein mächtiger Sphinx auf und ab, immer wieder vor und zurück, wie ein Raubtier, das zum ersten Mal die Freiheit des Dschungels vermisst. Gewaltige Schwingen lagen gefaltet auf seinem Rücken. Merle hatte nicht gewusst, dass es geflügelte Sphinxen überhaupt gab.

In dem anderen Käfig saß, sehr viel ruhiger, fast gelassen – »Vermithrax!«

Der Obsidianlöwe erwachte aus seiner Starre und bewegte sein Gesicht näher an die Gitterstäbe. Auf diese Entfernung konnte sie keine Einzelheiten erkennen, aber sie spürte die Traurigkeit in seinem Blick.

Der Sphinx sah, dass Vermithrax sich bewegte, und fauchte ihn über den gleißenden Abgrund hinweg an.

»*Mach dir keine Vorwürfe*«, sagte die Fließende Königin, aber nicht einmal sie konnte das Schwanken ihrer Stimme verhindern.

Wir haben ihn hergebracht, dachte Merle. Nach all den Jahren im Campanile war er endlich frei, und jetzt ist er

wieder ein Gefangener.

»Du kannst nichts dafür.«

Die Königin wollte sie beruhigen, aber Merle ließ sich nicht darauf ein. Sie trugen beide die Schuld an Vermithrax' Schicksal.

Mit bebenden Lippen drehte sie sich zu Burbridge um. Das Zucken ihrer Wangen verriet, dass sie nahe daran war, in Tränen auszubrechen. Aber noch hatte sie sich unter Kontrolle. Sie wollte ihn anschreien, ihn beschimpfen. Doch dann nahm sie all ihre Vernunft zusammen und suchte nach den richtigen Worten.

»Warum sind Sie freundlich zu mir, sperren meinen Freund aber ein?«, fragte sie mühsam beherrscht.

»Wir brauchen ihn. Mehr noch als den Sphinx.«

Merles Blick fuhr hinauf zu dem Sphinx, der, halb Raubtier, halb Mensch, rasend vor Zorn in seinem Käfig tobte. Der stählerne Kasten baumelte hin und her, aber die starke Kette, an der er hing, war der Belastung gewachsen. Rasch wanderte Merles Aufmerksamkeit zurück zu Vermithrax. Sein langer Obsidianschweif hing zwischen den Gitterstäben des Käfigs herab und wedelte leicht.

Wir müssen ihn befreien, dachte sie.

»Ja.« Diesmal hatte die Fließende Königin keine Einwände. Allerdings auch keine Vorschläge.

»Ein Experiment«, sagte Burbridge, »auf das wir seit langer Zeit gewartet haben.«

»Was ... was haben sie mit den beiden vor?«, fragte Merle.

»Wir werden sie in das Steinerne Licht tauchen.«

»Was?« Merle starrte ihn an.

»Ich habe gründlich nachgedacht, ob ich dir das hier zeigen soll, Merle. Aber ich glaube, dass es wichtig ist,

damit du verstehst. Damit du begreifst, was hier unten vor sich geht. Und warum diese Welt die bessere ist.«

Merle schüttelte stumm den Kopf. Sie verstand nichts. Überhaupt nichts. Warum ausgerechnet sie?

»Was passiert mit ihm?«, fragte sie.

»Wenn ich das wüsste, wäre es nicht nötig, es auszuprobieren«, erwiderte Burbridge. »Wir experimentieren nicht erst seit heute mit diesen Dingen, das kannst du dir vorstellen. Die ersten Versuche waren Fehlschläge.«

»Sie verbrennen lebende Wesen, nur um sie zu –«

»Spürst du es denn nicht?«, unterbrach er sie. »Das Steinerner Licht verströmt keine Hitze. Es kann niemanden verbrennen. Auch deinen Freund nicht.«

»Und warum wollen Sie Vermithrax dann hineintauchen?«

Er grinste triumphierend. »Um zu sehen, was geschieht, natürlich! Das Licht verändert jedes lebende Wesen, es *verbindet* sich damit und macht etwas Neues daraus. Die steinernen Herzen sind Teile des Lichts, kleine Bruchstücke, und sie nehmen den Körpern ihren eigenen Willen. Danach können wir mit ihnen tun, was uns beliebt. Das hat sich vor allem bei einigen der widerspenstigeren Lilim als ziemlich praktikabel erwiesen.«

Also hatten sich nicht alle Lilim bereitwillig unter seine Herrschaft begeben. Es gab Aufrührer. Potenzielle Gegner.

Merle und Burbridge standen jetzt am inneren Geländer des runden Gitterstegs. Ganz in der Nähe befanden sich die ersten reglosen Steinfiguren, die den gesamten Kreis flankierten.

»Wir haben es mit den Golems versucht«, fuhr

Burbridge fort. »Statuen, Körper, gehauen aus Stein. Wir haben sie an den Ketten ins Licht hinabgelassen, und als wir sie wieder heraufzogen, *lebten* sie.«

Merles Blick huschte über die endlose Reihe der steinernen Gestalten. Sie hatten menschliche Form, gewiss, aber ihre Proportionen waren zu massig, ihre Schultern zu breit, die Gesichter glatt wie Kugeln.

Der Professor verzog die Mundwinkel. Dann rief er laut ein Wort in einer Sprache, die Merle nicht verstand.

Alle Steingestalten machten gleichzeitig einen Schritt nach vorn. Dann erstarrten sie wieder.

Er drehte sich mit einem Lächeln wieder zu Merle um. »Stein, der lebendig wird. Ein guter Erfolg, könnte man sagen. Auf jeden Fall ein schlagkräftiger.«

Sollte das eine Drohung sein? Nein, dachte sie, er hatte es nicht nötig, ihr mit seiner Steinarmee Angst einzujagen.

»Und nun«, sagte er, »kommen wir zu einem neuen Versuch. Ein weiteres Experiment, könnte man sagen. Dein Freund besteht aus Stein, der bereits lebt, *bevor* er mit dem Steinernen Licht in Berührung gekommen ist. Was glaubst du, wird wohl geschehen, wenn wir den Obsidianlöwen ins Licht tauchen? Was wird aus *ihm* werden?« Ein Funkeln stand jetzt in Burbridges Augen, und Merle erkannte, dass es Teil jener wissenschaftlichen Neugier war, von der er zuvor gesprochen hatte. Ein Lodern und Glitzern, dabei aber kalt und berechnend. Es hatte eine beängstigende Ähnlichkeit mit dem Steinernen Licht, und zum ersten Mal fragte sie sich, ob sie womöglich gar nicht mit Burbridge selbst sprach, sondern mit etwas, das Macht über ihn ergriffen hatte.

Ein Herz auf der Suche nach einem Körper, hatte er gesagt. So wie sein eigener? War das die Art und Weise, wie das Licht ganze Gesellschaften und Völker

organisierte und dirigierte? Indem es zuallererst seinen Anführern ein neues Herz gab?

»*Wir müssen hier weg*«, sagte die Fließende Königin.

Wirklich?

»*Ich spüre etwas!*«

Zwei Gestalten näherten sich über einen der Stege dem Kreis.

Die eine war eine bizarre Kreatur, die aussah wie ein Mensch, der auf allen vieren lief – nur dass seine Brust und sein Gesicht nach oben wiesen. Um seinen Kopf, seine Augen und seinen Mund waren Dornenranken aus Stahl gewunden.

Die zweite Gestalt war ein Mädchen mit langem, weißblondem Haar.

Unmöglich! Absolut unmöglich!

Und doch ...

»*Junipa!*«

Merle ließ Burbridge stehen und rannte den beiden entgegen.

Die Kreatur wich einen Schritt zurück und ließ zu, dass sich die Mädchen in die Arme fielen. Merle stammelte irgendetwas, woran sie sich später nicht mehr erinnern konnte. Sie hielt ihre Tränen nicht länger zurück.

Als sie voneinander abließen, lächelte Junipa. Ihre Spiegelaugen glisteten im Glanz des Steinernen Lichts. Ganz tief drinnen, ganz kurz nur, erschrak Merle bei diesem Anblick; dann aber wurde ihr klar, dass die Spiegelscherben nur die wabernde Helligkeit reflektierten, die sie alle umgab.

»Was tust du hier?«, fragte sie atemlos, fragte es noch mal und noch einmal, schüttelte den Kopf, lachte und weinte zugleich.

Junipa holte tief Luft, als müsse sie zum Sprechen all ihre Kraft zusammennehmen. Sie hielt Merles Hände, und ihre Finger schlossen sich jetzt noch kräftiger, so als wollte sie ihre Freundin, ihre Vertraute aus den ersten Tagen in der Spiegelwerkstatt des Arcimboldo, nie wieder loslassen.

»Sie haben ...« Sie verstummte, setzte neu an: »Talamar hat mich entführt.« Mit einem Wink auf die groteske Kreatur hinter ihr setzte sie niedergeschlagen hinzu: »Er hat Arcimboldo getötet!«

»Wir müssen weg«, sagte die Fließende Königin. »Sofort!«

Merle starrte Talamar an, sah die stählernen Ranken, die sein Gesicht in eine Narbenwüste verwandelt hatten. »Arcimboldo?«, flüsterte sie ungläubig.

Junipa nickte.

Merle wollte etwas sagen, irgendetwas – *Das ist unmöglich! Er kann nicht tot sein! Du lügst!* – als hinter ihr ein Schrei ertönte.

Ein Schrei der Wut.

Ein Schrei des Hasses.

»Müssen weg von hier!«, sagte die Fließende Königin noch einmal.

Merle wirbelte herum und sah zurück, die wenigen Meter bis zu Burbridge und dem Rand des runden Gitterstegs.

Auf den ersten Blick hatte sich nichts verändert. Der Professor stand immer noch da, wandte ihr den Rücken zu und blickte ins Zentrum des Kreises. Die Golemwächter waren starr wie zuvor. Der Sphinx tobte in seinem Käfig, während Vermithrax reglos in die Tiefe blickte. Nicht zu Merle und Junipa, auch nicht auf Lord Licht.

Der Löwe blickte hinab auf den schmalen Steg, der quer durch den Kreis schnitt. Auf die Plattform in seinem Zentrum.

Jene Plattform, von der eben noch der tote Horuspriester gebaumelt hatte.

Das Ende des Stricks hing jetzt leer über dem Abgrund. Es war zerfranst, wie abgebissen.

Seth stand auf der Plattform – *lebendig!*

– hatte beide Arme emporgerissen und stieß abermals einen Schrei aus.

»Iskander«, brüllte er in die lichtdurchflutete Leere.

Der Käfig des Sphinx explodierte wie Gitterstäbe aus Glas.

Und dann kam Iskander über sie.

Die Kämpfer erwachen

ES GING ZU SCHNELL, ALS DASS MERLE AUF Anrieb mehr als einen Bruchteil der Ereignisse hätte wahrnehmen können. Erst wenig später gelang es ihr, das meiste zu begreifen, eine Bewegung hier, einen Schemen dort, untermalt von einer Kakophonie aus Lärm und Schreien und dem Rauschen mächtiger Schwingen.

Der Sphinx schoss aus der Wolke von Stahl- und Eisensplintern hervor, in die sich sein Gefängnis von einem Herzschlag zum nächsten verwandelt hatte. Er raste in die Tiefe, schneller als die Überreste des Käfigs, die um ihn herum nach unten stürzten, und erreichte in Windeseile die Plattform.

Seth erwartete ihn, sprang geschickt auf Iskanders Löwenrücken und schrie eine Kette von Befehlen auf Ägyptisch. Sofort löste sich der Sphinx wieder von der Plattform, raste auf den runden Steg zu und enthauptete mit einem einzigen Klauenschlag drei Golemwächter, die sich ihm in den Weg stellten. Burbridge warf sich hinter ihnen zu Boden, während von beiden Seiten weitere Steinkrieger heranstampften, um ihren Meister zu beschützen.

Iskander musste, vom eigenen Schwung getragen, eine Schleife fliegen, um einen erneuten Angriff auf Lord Licht zu starten.

Als der Käfig geborsten war, hatte Merle sich instinktiv auf Junipa geworfen und sie mit sich zu Boden gerissen. Halbwegs erwartete sie, dass Talar sie von ihrer Freundin fortreißen würde. Doch die Kreatur setzte stattdessen behände über sie hinweg und raste auf Burbridge und die Golemkrieger zu, in der Absicht, Lord

Licht mit ihrem Leben zu verteidigen.

Unverhofft waren Merle und Junipa unbewacht.

Nicht, dass es ihnen viel genutzt hätte. Alles, was sie tun konnten, war, flach am Boden zu liegen, Merle schützend über Junipa, die nur ein Jahr jünger war als sie selbst und ihr dennoch im Augenblick vorkam wie ein kleines Kind, das behütet werden musste.

»*Zu spät*«, flüsterte die Fließende Königin in ihren Gedanken, aber noch war Merle nicht klar, was sie damit meinte.

Sie hob den Kopf, vergewisserte sich erst, dass es Junipa gut ging, und blickte dann zurück zu Burbridge. Sie lagen etwa zehn Meter von der Stelle entfernt, wo der Steg in den Kreis mündete; zehn Meter von der Stelle, an der Burbridge in einem Pulk aus Golemkriegern in Deckung ging, während der Sphinx mit seinem Reiter – *Tot! Seth war tot gewesen!*

– einen erneuten Angriff flog. Zwei weitere Steinmänner zerbarsten unter einem Krallenhieb Iskanders, während Seth auf Ägyptisch weitere Befehle brüllte, sich mit beiden Armen an Iskanders halb menschlichem Oberkörper festklammerte und mit wachsamen Blicken den Lichtdunst der Kuppel im Auge behielt.

Merle wusste nicht, wie er es geschafft hatte, die Hinrichtung zu überleben, und vielleicht war das besser so. Er war ein Hohepriester des Horus, einer der mächtigsten Magier des Imperiums, und er musste Wege kennen, von den Toten aufzuerstehen. Womöglich war das von Anfang an sein Plan gewesen: Burbridge in Sicherheit zu wiegen, um dann, ganz unverhofft, zuschlagen zu können.

Und aufs Zuschlagen verstand er sich, ohne jeden Zweifel.

Weitere Golems zersprangen in Stücke und lieferten den Beweis, dass alles, was Lord Licht sich von ihnen erhofft hatte, ein Trugschluss gewesen war. Sie mochten Schutz vor Menschen bieten, auch vor Lilim, aber nicht gegen den Zorn eines Sphinx, dessen Macht und Kraft und Grausamkeit Legende war unter den Völkern der Welt.

Iskander war, das sah Merle auf den ersten Blick, kein gewöhnlicher Sphinx. Er war größer, stärker und noch dazu geflügelt. Sein langes, bronzefarbenes Haupthaar hatte sich in seinem Nacken gelöst und wirbelte wirr um seinen Schädel, ein Netz flatternder Strähnen wie Tentakel einer bizarren Wasserpflanze. Er hatte Krallen nicht nur an seinen Löwenpranken, sondern auch an den beiden Händen seines menschlichen Oberkörpers, und sie waren lang und scharf genug, um sogar Stein zu zertrümmern. Merle mochte sich nicht ausmalen, was geschehen würde, wenn sie auf weiches Fleisch, auf Muskeln, Haut und Knochen trafen.

Ihr Blick suchte den zweiten Käfig, in dem Vermithrax noch immer gefangen war. Der Obsidianlöwe saß längst nicht mehr ruhig da, sondern versuchte verzweifelt, mit seinen Pranken die Stäbe auseinander zu biegen.

Vergeblich. Iskanders Käfig war von Seths Magie zerstört worden, nicht von der Muskelkraft des Sphinx, und Vermithrax' Gefängnis blieb davon unberührt. Der stählerne Kasten schaukelte und ruckte, als Vermithrax zornig darin umherlief, sich immer wieder gegen das Gitter warf und etwas zu Merle herabbrüllte, das sie über den Lärm des Kampfes hinweg nicht verstand.

Warum kamen Burbridge keine Lilim zu Hilfe? Er hatte auf die Stärke der Golemkrieger vertraut. Aber hätte er nicht ahnen müssen, wozu der Sphinx in der Lage war?

Merle erinnerte sich wieder an die leeren

Maschinentunnel, an die verängstigten Geschöpfe, die hinter Stahl und Rauch vor ihrem Meister in Deckung gingen.

Nur ein einziger Lilim war bereit, für Lord Licht in den Tod zu gehen.

Talamar wagte ein verzweifelttes Manöver. Als Iskander einmal mehr aus der Höhe herabschoss, um Burbridges steinerne Garde anzugreifen, stieß sich das groteske Wesen von einem der Geländer ab und warf sich dem Sphinx entgegen. Iskander prallte gegen ihn, verlor für einen Moment die Orientierung, krachte in das gegenüberliegende Geländer und verlor dabei seinen Reiter. Seth wurde vom Rücken des Sphinx geschleudert und polterte auf den Steg.

Talamar hing mit verschlungenen Gliedern an Iskanders Oberkörper, wurde von ihm in die Höhe getragen und nahm ihm die Sicht; sein dürrer Leib klebte vor der Brust und dem Gesicht des Sphinx. Noch einen Augenblick länger war Iskander irritiert, dann packte er den Lilim mit beiden Händen, zerriss ihn und schleuderte ihn in den Abgrund. Talamars Überreste fielen in einer roten Wolke in die Tiefe und verschwanden in der Glut des Steinernen Lichts.

Iskander stieß einen zornigen Schrei aus, leckte sich im Flug das Lilimblut von den Klauen und reagierte nicht auf die Rufe seines Meisters. Seth hatte sich mit seinem unverletzten Arm am Geländer hochgezogen; das goldene Gitter, das in seine Kopfhaut eingelassen war, war mit feuchtem Rot gesprenkelt. Wieder und wieder brüllte er Befehle zu Iskander hinauf, doch der Sphinx gehorchte nicht.

Die geflügelte Kreatur kreischte in wildem Triumph, schoss über Seth hinweg und flog einen weiten Bogen.

Dabei fiel Iskanders Blick auf Vermithrax und erkannte in ihm einen würdigen Gegner. Mit brachialer Wut raste er auf den Käfig des Obsidianlöwen zu, sprang dagegen, klammerte sich an die Gitterstäbe und riss daran. Iskander war kein gewöhnlicher Sphinx. Er war etwas Künstliches, gezüchtet in den Hexenküchen des Pharaos und dessen Priesterschaft, eine Kreuzung aus mehreren Bestien, und Merle hätte es nicht verwundert, wenn irgendwo in ihm auch das Erbe eines Lilim steckte.

Iskander rüttelte weiter an den Gitterstäben, während Vermithrax von innen mit seinen Pranken nach ihm schlug. Er verletzte ihn an seinen Läufen und Klauen, aber der Schmerz machte den Sphinx nur noch zorniger. Der Käfig tanzte wild an seiner Kette in den Lüften, schaukelte weit vor und zurück, drehte sich und kreiste, und das Knirschen von Eisen drang hinab bis zum runden Steg über dem Licht.

Merle und Junipa klammerten sich aneinander, konnten beide nichts tun, und sogar die Fließende Königin tobte in Merles Gedanken aus Angst um Vermithrax' Leben.

Seth lehnte immer noch verletzt am Geländer, blickte gehetzt von Iskander zu Burbridge. Der Professor tauchte hinter der Mauer seiner verbliebenen Golemkrieger auf, nur ganz kurz, um die Lage einzuschätzen, ging dann wieder in Deckung und sandte zwei Golems in Seths Richtung. Die Steingiganten eilten mit dröhnenden Schritten los. Der Horuspriester wollte ihnen Zaubersprüche entgegenschleudern, doch als er seine Lippen öffnete, drang nur Blut hervor, roter Schaum, der über sein Kinn lief und seine Brust besudelte.

»Iskander!«, schrie er lang gezogen in die allgegenwärtige Helligkeit. Im selben Augenblick erreichten ihn die Golems, wollten ihn packen – und dann war Seth plötzlich fort, und ein mächtiger Falke schoss

taumelnd zwischen den Steinkriegern hervor, drehte angeschlagen einen Kreis über Burbridge und raste dann aufwärts, verschwand spurlos im Lichtdunst der Kuppel.

Ein metallisches Knirschen und Reißen ertönte, alarmierte Merle und Junipa und zog ihre Blicke hinauf zum Käfig.

Es war Vermithrax gelungen, zwischen den Stäben hindurch einen gezielten Hieb in Iskanders Gesicht zu platzieren. Dabei hatte er ein handgroßes Stück Haut vom Schädel des Sphinx gefetzt wie alte Tapete. Aber Iskanders Brüllen unterschied sich auch im Schmerz nicht von den Lauten seiner wahnhaften Wut, sein Zerren und Rütteln wurde noch heftiger.

Das Knirschen ertönte erneut, gefolgt von schrillum Bersten.

Merle schrie auf. Junipas Hände gruben sich wie Zangen in ihre Arme, klammerten sich mit aller Kraft fest.

Die Kette zerriss, und für den Bruchteil eines Augenblicks schien der Käfig im Nichts zu schweben, gehalten wie ein Kokon in einem unsichtbaren Spinnennetz.

Dann stürzte er ab.

Das Brüllen des Obsidianlöwen vermischte sich mit dem des Sphinx. Iskander stieß sich ab, gerade noch rechtzeitig, bevor ihn der Käfig mit in die Tiefe reißen konnte. Seine Schwingen peitschten die Luft und verursachten Wirbel im Lichtdunst der Kuppel. Er schwankte und taumelte, stabilisierte dann seine Position und blickte nach unten, wo der Käfig immer kleiner wurde.

Merle riss sich von Junipa los, taumelte zum nächsten Geländer und blickte in den Abgrund.

»Oh nein«, wisperte die Fließende Königin, immer und immer wieder.

Der Käfig drehte sich im Sturz um sich selbst wie der Bauklotz eines Kindes. Vermithrax war in seinem Inneren kaum noch zu erkennen, nur ein schwarzer Schemen, der immer schmaler wurde, während er der Helligkeit entgegenstürzte. Dann verblasste der Käfig im gleißenden Dunst über der Wölbung; zuletzt verschwand die Kette, die wie ein eiserner Schweif hinter ihm herstürzte.

Merle brachte keinen Ton heraus.

Auch die Königin schwieg.

Als Merle sich schließlich umwandte, mit zitternden Knien und Händen, die kaum in der Lage waren, sich am Geländer festzuhalten, war Junipa neben ihr. Junipa mit den Spiegelaugen, aus denen ihr die Glut des Steinernen Lichts mit eigener Intelligenz entgegenblickte. Der Eindruck schwand erst, als Junipa sich vorbeugte und die Reflexion auf den Scherben sich verschob.

Jetzt sah Merle sich selbst darin, mit verweinten Augen und glänzenden Wangen, und sie war unendlich dankbar, als Junipa sie an sich zog, sie festhielt und dabei leise Worte des Mitgefühls murmelte, nichts Wichtiges, nichts von echter Bedeutung, doch in einem Tonfall, der zugleich beruhigend und aufmunternd war.

Ein dröhnendes Krachen. Die beiden Mädchen wirbelten herum.

Iskander ließ sich vom Schicksal des Obsidianlöwen nicht aufhalten. Wieder schoss er im Sturzflug hinab auf den Steg, doch diesmal raste er nicht über die Golems hinweg, sondern landete mitten unter ihnen. Schläge, die mächtige Bäume gefällt hätten, trafen ihn von allen Seiten, und schon färbte sich die Haut unter seinem Fell dunkelrot. Aber er wütete weiter unter seinen Gegnern.

Für jeden Hieb, den er einsteckte, teilte er mehrere aus und zertrümmerte Golemkrieger in allen Richtungen. Steinsplitter wirbelten umher, trafen Merle und Junipa, und doch hatten die beiden keine Wahl, konnten nur zusehen, was weiter geschah.

Von irgendwo her näherten sich jetzt weitere Lilim, geflügelte Kreaturen wie jene, die Merle zwischen den beiden Riesenstatuen am Tor von Axis Mundi gesehen hatte. Aber sie waren noch weit entfernt, kaum mehr als winzige Punkte über ihnen in der Helligkeit.

Burbridge sprang zwischen den zersplitternden Steinkriegern umher, beide Arme schützend über den Kopf geschlagen, gebeugt, taumelnd, nur noch ein Mensch in Panik, der um nichts anderes als sein Leben fürchtete.

Falls das Steinerne Licht in ihm gewesen war, so hatte es ihn jetzt verlassen. Oder wartete darauf, selbst zu erfahren, wie es für einen Menschen war, zu sterben. Die Suche nach einer neuen Erfahrung. Wissen, das es ihm leichter machte, sich den nächsten Menschen, den nächsten Organismus einzuverleiben – oder von ihm einverleibt zu *werden*, als neues Herz, als neues Zentrum aller Dinge.

Iskanders Kräfte ließen nach, aber noch immer war seine Stärke furchtbar genug, um auch dem letzten Golem den Garaus zu machen. Schließlich stand Burbridge allein auf einem Haufen aus Geröll und Steinschutt, manche Teile noch annähernd menschlich, andere nichts als Splitter und Sand.

Iskander holte zum tödlichen Schlag aus, als etwas hinter ihm aus der Tiefe emporschoss, gluthell wie eine Sternschnuppe, nur größer und von einer Form, die annähernd die eines Löwen war. Ein tiefes Brüllen ertönte, überlagerte Iskanders Wutgeschrei und hallte von den fernen Kuppelwänden wider.

Der Sphinx drehte sich um, seine Bewegungen träger als zuvor, geschwächt vom Kampf und seinem eigenen Zorn. Und anerkannte Vermithrax. Sah das Licht, in das der Obsidianleib des Löwen gebadet war, nein, das ihn durchdrang, so als wäre er selbst zu Licht geworden, Licht aus Stein, nicht heiß, nicht kalt, nur anders, fremd und Angst einflößend.

Vermithrax packte Iskander am Schädel und zerrte ihn vom Steg, riss ihn hinauf in die Luft, schleuderte ihn empor und brach ihm dabei das Genick.

Die Schwingen des Sphinx flatterten ein letztes Mal, hielten ihn einen Augenblick in der Leere, dann wäre er gestürzt – wären nicht im selben Moment die fliegenden Lilim herangekommen. Sie fingen den Leichnam auf und trugen ihn rasch davon.

Burbridge lachte.

Lachte und lachte und lachte.

Vermithrax kümmerte sich nicht um ihn, raste stattdessen auf Merle und Junipa zu und landete neben ihnen auf dem Steg. Unter seinen Pranken klirrten die Gitter, als hätte sich sein Gewicht auf einen Schlag vervielfacht.

»Kommt«, rief er mit einer Stimme, die weniger grollend klang als zuvor, »steigt auf!«

Sein Körper war nicht mehr schwarz. Er glühte, als hätte man Lava in die Form eines Löwen gegossen, und er war größer, seine gefiederten Schwingen weiter, der Schädel schwerer, seine Zähne und Klauen länger. Inmitten ihrer Erleichterung fragte sich Merle, ob das alles war, was das Licht bewirkt hatte, oder ob es weitere Veränderungen gab, solche, die man nicht sehen konnte, nicht jetzt, sondern später, wenn keiner mehr damit rechnete. Sie erinnerte sich an das Funkeln in den Augen des Professors

und sah eine ungleich hellere Glut in Vermithrax' Blicken, zwei strahlende Punkte wie Sterne, die sich in seinem Gesicht festgesetzt hatten.

Aber sie war auch glücklich, so glücklich, und sie umarmte den Schädel des glühenden Löwen und tätschelte seine Schnauze, ehe sie mit Junipa auf seinen Rücken sprang und sich festhielt.

»Er ist noch immer der Alte«, sagte die Königin in ihrem Kopf, und Merle glaubte ihr in diesem Moment. *»Immer noch der Alte.«*

Vermithrax stieß sich ab und raste am Pulk der Lilim vorüber, die sich um den toten Sphinx geschart hatten. Sie ließen von Iskanders Leichnam ab; viel war nicht von ihm übrig geblieben. Burbridge brüllte Befehle, und einer der Lilim schoss zu ihm herab und wartete, bis sein Meister sich auf ihm niederließ, einem geschlängelten Wesen, das Ähnlichkeit mit einer Libelle hatte, gewunden wie ein Korkenzieher, mit massiven Flügelschalen wie denen eines Käfers, drei auf jeder Seite, und einem Schädel, der aussah wie ein Strudel aus Zähnen.

Der Lilim hob ab, setzte sich an die Spitze des fliegenden Rudels und nahm Vermithrax' Verfolgung auf. Burbridge schrie etwas, aber seine Stimme war so schrill, dass selbst die Lilim ihn nicht verstanden, und so rasten sie hinter dem leuchtenden Löwen her, dem ersten Lebewesen aus Stein, das in die Glut des Steinernen Lichts getaucht war.

»Sie fürchten sich«, sagte die Fließende Königin. *»Sie haben Angst vor Lord Licht, aber ebenso viel Angst haben sie vor Vermithrax und dem, was er jetzt ist.«*

Was ist er denn?, fragte Merle in Gedanken.

»Ich weiß es nicht«, sagte die Königin. *»Ich habe gedacht, ich wüsste vieles, aber jetzt weiß ich nur, dass ich*

nichts weiß.«

Junipa saß hinter Merle und hatte beide Arme um sie geschlungen, hielt sich verzweifelt fest und versuchte krampfhaft, nicht hinab in den Abgrund zu blicken. Vermithrax stieg immer noch steil nach oben, und es kostete Merle alle Kraft, sich an seiner glosenden Mähne festzuklammern. Junipa war dünn, fast mager, und das war ein Glück; nur deshalb gelang es Merle, ihrer beider Gewicht auf Vermithrax' Rücken zu halten.

Vermithrax war schneller als zuvor, so als hätte das Licht auch die Kraft seiner Schwingen verdoppelt. Aber er verlor einen Teil seines kostbaren Vorsprungs, als er gezwungen war, unter dem höchsten Punkt der Kuppel zu kreisen, ehe er eine Öffnung nach draußen entdeckte, eine Art Tor, das von zwei geflügelten Lilim bewacht wurde. Beide wichen angstvoll zurück, als sie ihn auf sich zukommen sahen, eine strahlende Furie, ein lebender, atmender, brüllender Komet.

Vermithrax trug Merle und Junipa aus dem Lichtdunst der Kuppel, brach mit ihnen aus der Helligkeit hervor und schoss hinaus in den ewig roten Dämmerchein der Hölle. Nach dem extremen Gleißeln im Inneren der Kuppel erschien Merle das diffuse Lavalicht des Felsendoms über Axis Mundi düster und unheimlich. Ihre Augen brauchten eine Weile, um sich daran zu gewöhnen.

Sie stellte sich vor, wie Vermithrax auf die Lilim wirken musste, die sich in Gassen und auf Plätzen versammelt hatten: ein leuchtender Lichtschweif am Felsenhimmel über der Stadt, ein Wesen, wie man es selbst in der Hölle noch nicht gesehen hatte.

Sie blickte zurück und sah wieder den wachsenden Schwarm ihrer Verfolger, der keine hundert Meter hinter ihnen aus der Kuppel schoss und dabei dünne Dunstfäden

aus Licht mit sich zog, ehe diese verblassten und sich in glitzernden Staub auflösten.

Lord Licht saß auf dem Rücken des vorderen Lilim, mit flatternden Rockschoßen und wehendem Haar, das Gesicht verzerrt; einige Schläge des Sphinx hatten ihn gestreift und rote Furchen in seine Haut und Kleider gerissen.

»*Er will Vermithrax*«, sagte die Königin. »*Mehr als alles andere will er Vermithrax.*«

Und als hätte Junipa die Worte in Merles Kopf gehört, widersprach sie: »Er will dich, Merle. Hinter dir ist er her.« Nach einem Moment fügte sie hinzu: »Und hinter mir. Meinen Augen.«

»Deinen Augen?«, rief Merle über ihre Schulter, während tief unter ihnen die Türme und Dächer und Kuppeln von Axis Mundi vorüberzogen und Vermithrax sich dem Spalt in der Felswand näherte.

»Ja. Er hat Arcimbardo befohlen, sie mir einzusetzen.«

»Aber warum du?«

»Weißt du noch, wie ich begonnen habe, mit den Spiegelaugen zu sehen? Erst nur Umrisse und Formen, dann eure Gesichter und die ganze Umgebung. Und wie ich angefangen habe, sogar im Dunkeln zu sehen? Ich kann *immer* sehen, egal wo und wann, ob ich es will oder nicht.«

Merle nickte. Natürlich erinnerte sie sich daran.

»Damit hat es nicht aufgehört«, sagte Junipa.

»Wie meinst du das?«

»Ich kann noch weiter sehen.« Sie klang traurig. »Immer noch weiter. Durch die Dinge hindurch und ... anderswohin.«

Merle blickte zurück zu den Lilim. Vermithrax hatte den

Abstand wieder vergrößert, aber auch die Anzahl der Verfolger war angewachsen, auf fünfzig oder sechzig.

»Anderswohin?«, wiederholte sie.

»In andere Welten«, sagte Junipa. »Serafin hat mir erzählt, dass ihr im Wasser der Kanäle die Spiegelung einer anderen Welt gesehen habt. Dasselbe kann ich auch – ohne Kanal und ohne Wasser. Das ist der Grund, warum Lord Licht mich braucht. Ich soll für ihn in andere Welten blicken ... In Welten, die ein neues Herz benötigen, hat er gesagt.«

Merle fror plötzlich. Unvermittelt erinnerte sie sich an Winter, und sogleich überkam sie ein schlechtes Gewissen, weil sie die ganze Zeit über nicht an ihn gedacht hatte. Er war geflohen, hatte Burbridge behauptet. Im Stillen wünschte sie ihm alles Gute. Er hatte sich allein durch die Hölle geschlagen, bevor sie ihm begegnet waren, und er würde es wohl auch weiterhin schaffen.

»Wohin fliegen wir?«, brüllte sie in Vermithrax' leuchtendes Ohr.

Vor ihnen klaffte jetzt der Spalt wie ein Schlund im Felsgestein der Hölle. »Erst mal fort aus der Stadt«, rief der Löwe. »Und dann werden wir sehen, wohin unser Führer uns bringt.«

Sie verstand nicht. »Unser Führer?«

Vermithrax' Mähne vibrierte, als der mächtige Löwenschädel nickte. »Sieh genau hin!«

Merle spähte über den glühenden Kopf hinweg nach vorn. Der Spalt war dunkler als seine Umgebung, und es war schwer, etwas darin auszumachen. Da waren ein paar fliegende Lilim, aber die meisten wichen aus, als sie Vermithrax auf sich zukommen sahen.

Dann aber sah Merle, was er meinte: einen winzigen

dunklen Punkt, der in einiger Entfernung vor ihnen flog. Sie erkannte ihn gerade noch, ehe er hinter der ersten Biegung des Felsspalts verschwand. Er sah aus wie ein Vogel, wie ein – Ein Falke!

»Hoffen wir, dass Seth weiß, wie wir hier rauskommen«, rief Vermithrax.

»*Gut möglich*«, sagte die Königin und klang endlich wieder wie sie selbst. »*Vielleicht schaffen wir es wirklich.*«

Die Wände des Felsspalts wucherten ihnen zu beiden Seiten entgegen. Vermithrax raste mit halbsprecherischer Geschwindigkeit dazwischen hindurch. Vorsprünge, Simse und Felsnadeln verwischten in Merles Augenwinkeln zu einem braunroten Nebel.

Sie hatten fast die letzte Kurve erreicht, als eine Erschütterung durch die Felswände ging, ein Rütteln und Bersten, gefolgt von Staub und Gerölllawinen, die rechts und links von ihnen in den Abgrund stürzten. Die Vibrationen schienen ihnen entgegenzukommen, als legte sich die Struktur der Felswände in Wellen, die knirschend und donnernd auf sie zurollten. Der Steinschlag wurde heftiger, immer mehr Brocken brachen mit solcher Gewalt aus dem Fels, dass sie weit hinaus in den Spalt getragen wurden. Einige Male schlug Vermithrax rasante Haken, um ihnen auszuweichen, aber auch er konnte nicht verhindern, dass sie immer wieder von kleineren Steinen getroffen wurden, die schmerzhaft wie Geschosse gegen sie prallten.

Vor ihnen wurde das Ende des Spalts sichtbar, und ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigten sich.

Das Tor der Stadt war unpassierbar.

Die Ewigen Kämpfer lebten, waren erwacht, wie alles hier erwachte durch ein Licht aus Stein.

Die beiden gewaltigen Statuen setzten ihr Ringen fort, vorgebeugt und ineinander verschlungen wie zwei Kinder beim Kampf um ein Spielzeug. Ihr Ringen war so verbissen, ihr Kräfteverhältnis so unentschieden, dass sich ihre Position laufend ähnelte. Immer wieder stießen sie in der Enge der Spaltmündung gegen die Felswände und verursachten weitere Erschütterungen. Merle sah, wie ein Lilim von einem Gesteinsbrocken getroffen und in die Tiefe gerissen wurde. Andere prallten gegen die Wände, manche fingen sich gerade noch, einige stürzten ab.

Am schlimmsten aber traf es den Strom der Pilger und Wanderer, die zwischen den Füßen der Felsriesen dahingezogen waren. Das endlose Band war zerfasert. In Panik strömten jene, die es noch bis ins Innere des Spalts geschafft hatten, vorwärts, stürzten und stolperten übereinander, rappelten sich hoch, rannten weiter, auf zwei, vier und noch mehr Beinen; manche stießen Schreie aus, die beinahe menschlich klangen, andere hohe Pfiffe, krächzendes Schnarren oder auch Laute, für die es kein Wort und keine Beschreibung gibt.

Auch wenn die beiden Steinriesen im Kampf den Spalt nicht vollkommen ausfüllten, so lief doch jeder, der sich zwischen sie wagte, Gefahr, auf der Stelle zermalmt zu werden. Es war selbstmörderisch, das Tor zu durchfliegen.

»Ich versuch's«, rief Vermithrax.

Merle blickte abermals über ihre Schulter, nickte erst Junipa aufmunternd zu und sah dann auf ihre Verfolger. Die Lilim waren ihnen beharrlich auf den Fersen. Zuletzt, als Vermithrax wegen der Kämpfer langsamer geworden war, hatten sie wieder ein wenig aufgeholt. Lord Licht ritt immer noch an ihrer Spitze. Sie fragte sich, wie es ihm gelungen war, die Kämpfer aus der Ferne aufzuwecken. Vorhin, als es ausgesehen hatte, als ob der Sphinx ihn töten würde, da hatte Merle angenommen, das Steinerne

Licht habe sich aus Burbridge zurückgezogen – doch nun schien es zurück zu sein, vielleicht stärker denn je; es gab keinen Zweifel, dass das Licht mit seiner Macht über Stein und Fels die Ewigen Kämpfer ins Leben gerufen hatte. Plötzlich kam Merle der Gedanke, dass womöglich bereits dieser ganze Ort, vielleicht die gesamte Hölle vom Steinernen Licht besessen war. Und sie stellte sich die Frage, ob es nicht ein Fehler gewesen war, das Ägyptische Imperium als die größte Gefahr für die Welt anzusehen. Vielleicht hatten sie sich getäuscht; vielleicht war gar nicht der Pharao, auch nicht Lord Licht oder die Hölle die schrecklichste Bedrohung für sie alle. Vielleicht fand hier im Verborgenen ein ganz anderer Krieg statt. Das Steinerne Licht strebte nach mehr. Erst die Hölle. Dann die Oberwelt. Und danach, mit Junipas Hilfe, all die anderen Welten, die irgendwo hinter den Mauern aus Traum und Phantasie existieren mochten.

Vermithrax zog unvermittelt seine Schwingen ein und ließ sich nach unten fallen. Etwas Gigantisches raste über sie hinweg und krachte mit ohrenbetäubendem Donner in die Felswand – der Ellbogen eines Kämpfers, so groß wie ein Kirchturm.

Junipas Griff um Merles Taille wurde so fest, dass diese kaum noch Luft bekam, aber das machte nichts, denn vor Anspannung vergaß sie ohnehin fast zu atmen. Steinsplitter prasselten auf sie herab, und es war allein Vermithrax' Geschicklichkeit zu verdanken, dass sie von keinem der größeren Stücke getroffen wurden. Plötzlich war alles andere bedeutungslos. Sie tauchten mitten in den Kampf der beiden Titanen ein, sahen jetzt nichts mehr als hohe Steinwände und Wälle, die sich unaufhörlich verschoben, knirschend und berstend aneinander rieben und sich mal langsam, mal blitzschnell auf sie zu- oder von ihnen fortbewegten. Vermithrax flog haarsträubende

Manöver, um den Körpern der Kämpfer auszuweichen, berührte mal hier mit der Flügelspitze die Wölbung eines Muskels oder dort den Grat eines Rippenbogens.

Dann, ebenso abrupt, wie die Kämpfer aufgetaucht waren, blieben sie hinter ihnen zurück. Vermithrax trug die beiden Mädchen aus der unmittelbaren Gefahr, vorbei an den Rändern des Felsspalts und hinaus in die Weite der Ebene, hoch über die Köpfe verstreuter Lilimhorden hinweg, die fächerförmig vom Kampfplatz der Steinriesen strömten und ihr Heil in der Flucht suchten.

»Haben wir's geschafft?«, fragte Junipa an Merles Ohr. Die Worte klangen wie hingehaucht, müde und kraftlos.

»Zumindest sind wir aus der Stadt raus.« Ob das bereits Grund zur Erleichterung war? Merle wusste es nicht, und es tat ihr Leid, dass sie Junipa nicht mehr Mut machen konnte.

Bevor Lord Lichts Schwarm die Kämpfer erreichte, erstarrten die beiden Titanen, eng ineinander verschlungen wie zuvor. Die fliegenden Lilim, allen voran jener, auf dessen Rücken Lord Licht saß, schossen ungehindert durch die Lücken zwischen den Körpern. Die Kämpfer hatten hunderte von Lilim unter ihren Füßen zermalmt, und noch immer flohen die Überlebenden in alle Richtungen; es würde lange dauern, ehe sich irgendwer wieder hierher wagte. Merle sah noch, wie ein paar Lilim am Boden stehen blieben und mit einer Vielzahl der unterschiedlichsten Gliedmaßen hinauf in den roten Himmel gestikulierten, auf Lord Licht und seine Begleiter. Dann verstärkte Vermithrax den Schlag seiner Flügel, und seine Geschwindigkeit wurde so hoch, dass Merle blinzeln musste, damit der Gegenwind nicht in ihren Augen brannte.

Der Falke hatte die Steinlawinen des Felsspalts und die

Körper der Kämpfer sehr viel rascher durchflogen als Vermithrax. Jetzt aber holte Vermithrax wieder auf und blieb knapp in Sichtweite des Vogels. Er war ihre einzige Chance. Den Einstieg, den sie benutzt hatten, würden sie aus eigener Kraft nicht mehr finden. Niemand hatte sich den Weg einprägen können, den die Herolde benutzt hatten, und so wussten sie weder, wo der Einstieg zu finden war, noch, wie lange sie bis dorthin brauchen würden.

Seth musste eine andere Möglichkeit kennen, die Hölle zu verlassen.

Merle hatte hundert Fragen, die sie Junipa gerne gestellt hätte. Doch sie beide waren völlig erschöpft. Ihre Neugier konnte warten.

Das Ödland erschien ihr jetzt noch eintöniger als während ihres Fluges mit den Herolden. Die schroffen Felskegel und Schrunde, die Spalten im Boden, die spitzen Gesteinsnasen und längst erstarrten Lavagletscher wiederholten sich immer und immer wieder, so als flögen sie in Wahrheit seit einer Ewigkeit im Kreis. Nur kleine Unterschiede, abweichende Formationen hier und da, bestätigten Merle, dass es immer noch geradeaus ging, dass Seth sie nicht narrete.

Irgendwann, nachdem Merles Zeitgefühl längst versagt hatte und sie sich Mühe geben musste, vor Müdigkeit nicht den Halt zu verlieren, schälte sich aus dem roten Glanz am Horizont ein Umriss. Zuerst hielt sie ihn für eine Windhose, vielleicht für einen Wirbelsturm. Dann wurde ihr klar, dass er massiv war und sich nicht von der Stelle rührte.

Eine Säule. Kilometerhoch, sodass sie den Boden der Hölle mit der Decke verband.

Im Näherkommen konnten sie Öffnungen ausmachen,

unregelmäßig angeordnet, aber alle gleich groß. Fenster.

»Das ist keine Säule«, flüsterte Merle staunend. »Das ist ein Turm!«

»Der Falke hält genau darauf zu«, sagte Vermithrax.

»Ist das der Ausgang?«, fragte Junipa mit schwacher Stimme.

Merle zuckte die Achseln. »Seth scheint es zumindest dafür zu halten. Immerhin hat er uns hergeführt.«

»Ja«, sagte die Königin, »*aber nicht uns allein.*«

Merle musste nicht zurückblicken, um zu wissen, dass die Königin die Wahrheit sagte. Der Lilimschwarm war immer noch hinter ihnen, ebenso unermüdlich wie Vermithrax und der Horuspriester.

»Das könnte spannend werden«, murmelte sie.

»Und knapp«, sagte Junipa, die sich im Gegensatz zu ihr umgeschaut hatte.

Nun konnte auch Merle nicht anders und blickte nach hinten.

Die Lilim waren keine fünfzig Meter entfernt.

Sie konnte Burbridges Lächeln sehen.

Treibgut

DER SCHILDKRÖTENPANZER SCHAUKELTE auf den Wellen wie ein Herbstblatt, das von einem Baum herabsegelt. Serafins Magen krampfte sich seit Stunden zusammen, als fiele er tatsächlich, ein endloser Sturz in einen ungewissen Abgrund, und etwas in ihm schien allen Ernstes auf den Aufschlag zu warten – auf *irgendetwas*, das der Monotonie ein Ende setzte.

Er blickte schon so lange hinaus auf die gleichförmige See, dass er das Bild sogar dann noch sah, wenn er die Augen schloss: ein wolkenverhangener Himmel, und darunter die graue Wellenwüste des Meeres, aufgewühlt, aber nicht stürmisch, kalt, aber nicht eisig, so als könne sich selbst das Wasser nicht entscheiden, was es wollte. Nirgends war Land zu sehen. Ihre Lage war nicht hoffnungsvoller geworden durch die Tatsache, dass die Meerjungfrauen, die sie bis dahin gezogen hatten, vor einer Weile spurlos verschwunden waren. Von einem Augenblick zum nächsten waren sie abgetaucht, und er musste Unke nur in die Augen sehen, um zu erkennen, wie ratlos sie war.

Unke saß zwischen Dario und Tiziano in einem der Hornsegmente des Schildkrötenpanzers und hielt den Rucksack mit Arcimboldos Spiegelmaske fest an sich gepresst. Serafin trauerte mit ihr, gewiss, aber trotz allem hätte er es zu schätzen gewusst, wenn sie ihre Niedergeschlagenheit für eine Weile abgestreift und sich ein paar Gedanken über die Zukunft gemacht hätte. Die unmittelbare Zukunft.

Es sah nicht gut aus. Ganz und gar nicht.

Aristide hatte es aufgegeben, vor sich hin zu plappern –

immerhin. Serafin hatte befürchtet, dass entweder Dario oder Tiziano den Jungen über Bord werfen würden, aber bei Tagesanbruch hatte Aristide endlich Ruhe gegeben. Jetzt starrte er benommen vor sich hin, blieb stumm, wenn man ihn ansprach, nickte aber gelegentlich oder schüttelte den Kopf, wenn jemand eine Frage stellte.

Am sonderbarsten von allen aber verhielt sich Lalapeja. Die Sphinx kauerte in ihrer Menschengestalt halb über dem Rand des Panzers und ließ eine Hand bis zum Gelenk im Wasser baumeln. Jemand – Serafin glaubte, es war Tiziano – hatte eine Bemerkung gemacht, ob Lalapeja wohl hoffe, einen Fisch zum Frühstück zu fangen, aber niemand hatte gelacht. Und jetzt war die Zeit fürs Frühstück ohnehin längst verstrichen.

Serafin erfüllte das Schweigen der Sphinx mit Zorn, beinahe mehr noch als die Lage, in die Lalapeja sie gebracht hatte. Selbst jetzt, nach endlosen Stunden auf dem Wasser, erst bei Dunkelheit und nun im hellen Tageslicht, hielt sie es nicht für nötig, ihnen die Ereignisse der Nacht zu erklären. Sie brütete vor sich hin, blickte ins Leere – und ließ dabei ihre Hand ins Wasser hängen, als wartete sie nur darauf, dass jemand von unten danach griff.

Aber auf wen sie auch immer warten mochte, er verweigerte ihr den Gefallen.

»Lalapeja«, sagte Serafin zum hundertsten Mal, »was ist auf San Michele geschehen? Wie lange hat dieses ... dieses Ding dort gelegen?«

Er dachte: Sie wird »lange« sagen.

»Lange«, sagte sie.

Dario rückte vor der Hornwand in seinem Rücken hin und her, doch die Bequemlichkeit, die er suchte, fand er nicht. »Das war kein gewöhnlicher Sphinx.«

»Ach ja?« Tiziano zog eine Grimasse. »Als wäre uns das nicht selbst aufgefallen.«

»Was ich meine«, sagte Dario scharf und starrte den Freund dabei böse an, »ist, dass das nicht einfach ein *großer* Sphinx war. Oder ein *riesiger* Sphinx. Das, was da unter San Michele begraben lag, war ... mehr.« Ihm fehlten die passenden Worte, er schüttelte den Kopf und schwieg wieder.

Serafin stimmte ihm zu. »Mehr«, sagte er knapp, und nach einer Pause: »Ein Sphinxgott.«

Aristide, der verwirrte, schweigsame Aristide, schaute auf und sagte die ersten Worte seit vielen Stunden: »Wenn es ein Gott war, dann ein böser.«

Als erwache Lalapeja mit einem Mal aus einer Trance, die sie weit von den Jungen und dem Schildkrötenpanzer, sogar vom Meer fortgetragen hatte, ergriff sie das Wort: »Nicht böse. Nur alt. Unvorstellbar alt. Der erste Sohn der Mutter.« Sie zog die Hand aus dem Wasser, starrte einen Moment lang darauf, als wäre sie das Körperteil eines anderen, dann fuhr sie fort: »Er lag schon dort unten, als es noch kein Ägypten gab – und ich meine das *alte* Ägypten! Zu einer Zeit, als andere Mächte die Welt beherrschten, die Subozeanischen Kulturen und die Herren der Tiefe und ...« Sie brach ab, schüttelte den Kopf und setzte neu an: »Er liegt dort seit langer Zeit. Damals lebten keine Menschen in der Lagune, und man brachte ihn dorthin, damit niemand seine Ruhe stören würde. Er *war* ein Gott, zumindest nach euren Maßstäben, auch wenn ihn damals niemand so genannt hat. Und man wollte sichergehen, dass er für immer ungestört bleiben würde. Deshalb wurden Wächter eingesetzt, um ihn zu beschützen.«

»Wächter wie du«, sagte Serafin.

Die Sphinx nickte und sah dabei unendlich schön aus in ihrer Trauer. »Ich war nicht die Erste, aber das spielt keine Rolle. Ich bewache die Lagune seit so langer Zeit, dass ich es aufgegeben habe, die Jahre zu zählen. Ich bin hergekommen, als es noch keine Stadt gab, nicht einmal Häuser oder Fischerhütten. Aber dann sah ich zu, wie die Menschen kamen, wie sie die Inseln in Besitz genommen und sich darauf angesiedelt haben. Vielleicht hätte ich es verhindern müssen, wer weiß? Aber ich habe euch Menschen immer gemocht, und ich sah nichts Falsches daran, dass ihr dort leben solltet, wo *er* begraben lag. Ich habe getan, was ich konnte, um seine Ehre und Ruhe zu bewahren. Ich war es, die dafür gesorgt hat, dass San Michele zu einem Friedhof auch für euch Menschen wurde. Und ich gab mir Mühe, den Meerjungfrauen eine Freundin zu sein, denn sie sind die wahren Beherrscher der Lagune – oder sind es zumindest immer gewesen, bis sich die Menschen einen Spaß daraus machten, sie zu fangen und zu töten oder vor ihre Boote zu spannen.«

Unke hörte schon seit geraumer Weile aufmerksam zu, und jetzt nickte sie zustimmend. »Du hast uns den Friedhof der Meerjungfrauen geschenkt. Einen Ort, den die Menschen nicht finden konnten. Bis heute.«

»Ich habe nur das getan, was ich am besten kann«, sagte Lalapeja. »Ich habe die Toten bewacht. So, wie ich es seit Jahrtausenden tue. Und es war einfach. Erst musste ich nur da sein, nur warten. Dann war es an der Zeit, ein Haus zu bauen, schließlich einen Palast, alles, um nicht aufzufallen, um niemandem Grund zum Misstrauen zu geben.« Sie senkte den Blick, und einen Moment lang schien es, als wollte sie wieder mit der Hand ins Wasser reichen, beinahe wehmütig, schuldbewusst. »Als die Lagune noch unbewohnt war, da machte mir die Einsamkeit nichts aus. Das kam erst später, als all die

anderen auftauchten, die Meerjungfrauen und Menschen. Und natürlich die Fließende Königin. Ich musste mit ansehen, wie es ist, Freunde zu haben, anderen zu vertrauen. Deshalb habe ich den Meerjungfrauen einen Ort für ihre Toten gegeben, aber auch sie sind mir aus dem Weg gegangen.«

»Wir haben dich geehrt«, sagte Unke.

»Geehrt!« Lalapeja seufzte leise. »Ich wollte Freundschaft und bekam stattdessen Ehre. Das eine hat nichts mit dem anderen zu tun. Ich war immer noch einsam, und wäre es geblieben, wenn nicht ...« Sie verstummte. »Egal. Als der große Krieg begann, als die Ägypter sich die Völker Untertan machten, da wusste ich, dass es an der Zeit war zu handeln. Ich hörte, dass sie die Macht besitzen, die Toten zum Leben zu erwecken und zu versklaven – und da endlich verstand ich, dass ich, ohne es zu ahnen, all die Zeitalter über auf diesen einen Moment gewartet hatte. Alles machte plötzlich einen Sinn. Wenn es den Ägyptern gelänge, den *Gott*, wie ihr ihn genannt habt, zu ihrem Werkzeug zu machen ... wenn ihnen das tatsächlich gelänge, ja, dann wären sie wahrlich die Herrscher der Welt.«

»Aber welche Rolle spielen die Sphinx-Kommandanten bei der Sache?«, fragte Dario.

»Ich zweifle nicht mehr daran, dass der Pharao längst nur noch eine Marionette der Sphinx ist«, sagte Lalapeja nachdenklich. »Die Kommandanten sind im Vergleich zu mir und einigen anderen meines Volkes jung, und sie haben keinen Respekt mehr vor den alten Gesetzen und Bräuchen. Sie haben die Macht erkannt, die der Gott ihnen schenken wird. Wäre die Fließende Königin nicht gewesen, hätten sie ihr Ziel schon viel früher erreicht.«

Serafin nickte langsam. Das also war es. Die Sphinx

hatten all die Jahre über im Hintergrund darauf hingearbeitet, sich den alten Gott ihres Volkes zum Sklaven zu machen. Dafür brauchten sie erst den Pharaos, dann die Horuspriester mit ihrer Macht, sich die Toten Untertan zu machen. Und wenn die Gerüchte wahr waren, dass seit gestern die Priesterschaft die Gunst des Pharaos verloren hatte, dann sah es so aus, als hätten die Sphinx-Kommandanten mit ihren Plänen Erfolg gehabt. Nicht mehr lange, und sie waren es, die mithilfe des alten Gottes das Imperium beherrschten.

Lalapeja sprach weiter: »Ich begann also, Vorkehrungen zu treffen. Die ganzen Jahrtausende, das ganze Warten ... jetzt endlich erkannte ich, dass es nicht umsonst gewesen war. Und so habe ich alles versucht, was in meiner Macht stand.« Sie senkte den Blick. »Und ich habe versagt. So lange Zeit, und dann eine Niederlage. Der Sohn der Mutter ist verloren.«

Serafin hatte kein Wort gesagt. Jetzt aber musste er sich eingestehen, dass nicht sie die Schuld an ihrem Versagen trug. Er selbst hatte verhindert, dass sie den Sammler aufhielt; er hatte alles zunichte gemacht, worauf sie und ihre Vorgänger seit Äonen gewartet hatten.

Aber auch das änderte nichts daran, dass Boro sein Leben hatte opfern müssen.

Serafin fühlte sich nicht schuldig. Wollte es, aber konnte es nicht. Sie hatten beide Fehler gemacht, Lalapeja ebenso wie er, und nun mussten sie gemeinsam die Konsequenzen tragen.

»Wir verdursten«, sagte Tiziano, als hätte Lalapejas Bekenntnis gar nicht stattgefunden. Vielleicht hatte er ihr nicht zugehört.

Serafin starrte die Sphinx an, und jetzt erwiderte sie seinen Blick, und einen Herzschlag lang dachte er, dass er

diese Augen schon einmal gesehen hatte, aber nicht an ihr.

»Land!« Darios Stimme zerriss das Schweigen. »Da drüben ist Land!«

Alle sahen in die Richtung, in die er zeigte. Sogar Lalapeja.

Tiziano sprang auf, und sogleich begann der Schildkrötenpanzer zu schaukeln und zu wippen, und plötzlich schwappte Wasser über den Rand, eine ganze Woge, und dann saßen sie bis zu den Knöcheln im Nassen.

»Setz dich, verdammt!«, fuhr Dario Tiziano an.

Der Junge starrte ihn einen Moment lang an, völlig gefangen in seiner Euphorie über die helle Erhebung in der Ferne, so als verstünde er nicht, was Dario von ihm wollte. Dann aber sank er zurück auf seinen Platz und nahm den Blick nicht mehr von den grauen Höckern, die in einiger Entfernung die Meeresoberfläche durchbrochen hatten wie der Buckel eines Riesenwals.

Die Erhebung musste schon eine ganze Weile lang in Sichtweite gewesen sein, bevor Dario sie entdeckt hatte, aber ihre Farbe unterschied sich kaum von jener der See und des Himmels.

»Das ist kein Land«, sagte Serafin, und niemand widersprach.

Eine Weile herrschte gespannte Ruhe, dann sprach Dario aus, was alle dachten: »Ein Fisch?«

Und Aristide: »Ein Leviathan?«

Serafin lief es eiskalt den Rücken hinunter. Er schüttelte den Kopf. »Falls es einer ist, dann lebt er nicht mehr. Das Ding bewegt sich nicht. Unke?«

Als sie ihn ansah und er in ihre Augen blickte, wünschte er sich sofort, er hätte sich die Frage verknipt. Aber dazu war es jetzt zu spät.

»Du willst das nicht hören«, sagte sie leise.

»*Ich* will es hören«, sagte Dario gereizt.

»Ich auch«, setzte Tiziano eilig hinzu.

Serafin schwieg.

Unke nahm ihre Augen nicht von ihm, als sie sagte:
»Wir sinken.«

»Was?«, entfuhr es Tiziano entsetzt. Erneut sprang er auf, wurde aber sogleich von Dario zurück auf seinen Platz gezogen.

»Das ist nur ein bisschen Wasser«, sagte Dario rasch und ließ ein wenig von dem Salzwasser vom Boden durch seine Finger rinnen. »Nicht schlimm. Und ich weiß nicht, was das mit dem da draußen zu tun –«

»Wir gehen unter«, sagte Unke noch einmal. »Schon seit einer ganzen Weile. Sehr, sehr langsam. Wir können es nicht aufhalten. Und der einzige Ort, an den wir gehen können, ist das da drüben.« Sie deutete auf die hellen Erhebungen im Meer, ohne selbst hinzusehen.

»Warum hast du vorher nichts gesagt?«, fragte Serafin.

»Was hätte es geändert?«

Aristide blickte gehetzt von einem zum anderen. »Wir sinken? Ehrlich?«

Dario schloss für einen Moment die Augen, atmete tief durch. »Das hat sie gesagt, ja.«

»Haarrisse«, sagte Serafin und begutachtete zum ersten Mal den Wasserspiegel im Inneren des Schildkrötenpanzers. Sie waren alle durchnässt, seit sie Venedig verlassen hatten, und niemand hatte sich um die Feuchtigkeit am Boden der Hornschale gekümmert. Aber jetzt dämmerte ihm, dass sie in der Tat schon im Wasser gesessen hatten, ehe Tiziano den Panzer vorhin fast zum Kentern gebracht hatte.

»Haarrisse?« Tiziano patschte im trüben Wasser herum, als könnte er sie mit bloßen Fingern ertasten und verstopfen.

Dario war mit einem Mal sehr ruhig. »Gut. Wir gehen also unter. Aber das da vorne ist Land ... oder etwas Ähnliches. Und du, Unke, weißt, was genau es ist.«

Sie nickte. »Wenn mich nicht alles täuscht, ist es ein Leichnam. Und zwar ein ganz besonderer. Die Meerjungfrauen haben ihn gewittert, deshalb sind sie fortgeschwommen. Sie fürchten sich.«

»Ein ... ein Leichnam?«, stammelte Tiziano. »Aber ... dieses Ding ist mindestens ... mindestens siebenzig, achtzig Meter lang. Oder?« Als keiner eine Antwort gab, sagte er noch einmal, diesmal lauter: »Oder?«

Sie trieben jetzt immer näher auf die hellgrauen Höcker zu. Und allmählich, ganz allmählich, erkannte Serafin einen Umriss.

»Der Kadaver einer Meerhexe«, sagte Unke.

Serafins Herz schlug schneller.

»Meerhexe«, wiederholte Aristide, und jetzt war er es, der aufstehen wollte. Dario riss ihn mit solcher Gewalt zurück, dass Serafin kurz überlegte, ihn zurechtzuweisen.

Er ließ es bleiben und wandte sich an Unke: »Wie lange noch?«

Sie strich langsam mit der Rechten durch das Wasser im Inneren des Schildkrötenpanzers. »Drei Stunden. Vielleicht vier. Es sei denn, der Panzer bricht vorher auseinander.«

»Können wir in der Zeit Land erreichen?«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung, wo wir sind.«

Serafin nickte. Nichts von alledem vermochte ihn jetzt noch zu überraschen. »Wir müssen den Panzer also

verlassen?«

»Ja.«

»Und auf dieses Ding klettern?«

»Sie ist tot«, sagte Unke. »Sie kann keinem mehr etwas tun.«

»Augenblick!« Dario rieb sich mit den Handflächen durch die Augen, massierte sich dann in langsamen Bewegungen die Schläfen. »Ihr schlagt allen Ernstes vor, wir sollen auf eine tote *Meerhexe* überwechseln?«

Unke schnupperte in den Wind. »Sie ist noch nicht lange tot. Sie wird noch ein paar Tage treiben.«

»Länger als drei, vier Stunden«, hörte Serafin sich beipflichten, auch wenn er selbst nicht fassen konnte, dass er sich auf diesen Irrsinn einließ.

»Ich geh da nicht rauf,« stammelte Aristide.

Tiziano sagte nichts. Wartete ab.

»Ich geh ganz bestimmt nicht da rauf.« Aristides Stimme klang jetzt höher, fast panisch.

»Sie kann uns nicht mehr gefährlich werden«, sagte Serafin beschwichtigend. »Und sie ist unsere einzige Hoffnung.«

Tiziano kam ihm zu Hilfe. »Stell dir vor, es wäre ein toter Fisch. Dann würdest du ihn vielleicht sogar essen.«

Aristide starrte Tiziano einen Moment lang fassungslos an, dann verzerrten sich seine Züge, und seine Stimme war ein schrilles Heulen. »Ihr seid ja alle völlig verrückt! Völlig wahnsinnig!«

Dario schenkte ihm keine Beachtung. »Die Strömung treibt uns genau darauf zu. Noch ein paar Minuten.« Als Aristide abermals protestieren wollte, brachte Dario ihn mit einem Blick zum Schweigen, der andere hätte zu Stein werden lassen. Seine Augen verengten sich, als er wieder

zum treibenden Leichnam der Meerhexe hinübersah. »Ist das da ihr Gesicht?«

Alle starrten auf die Stelle, die er meinte.

»Ja«, sagte Unke. Sie wurde schlagartig blass und sagte nichts mehr. Niemand außer Serafin bemerkte es. Aber er stellte keine Fragen mehr; dafür war Zeit, wenn sie sicher auf dem Kadaver saßen.

Der Wind drehte, und von einem Atemzug zum nächsten stank es so erbärmlich wie auf dem venezianischen Fischmarkt an einem Sommertag.

Die Hexe trieb auf dem Rücken. Soweit Serafin es von hier aus erkennen konnte, besaß sie den Körper einer riesenhaften alten Frau – bis hinab zu den Hüften. Dort ging ihr Leib in einen mächtigen Fischeschwanz über, wie ihn auch die Meerjungfrauen besaßen, nur dass jener der Hexe so lang war wie ein Schiff. Ihr Haar trieb wie ein grauer Algenteppich auf den Wogen, fächerförmig ausgebreitet. Sie würden Acht geben müssen, dass sich der Schildkrötenpanzer nicht darin verfangt; falls sie gezwungen wären, die sinkende Hornschale inmitten dieser Haarflut zu verlassen, würden sie sich hoffnungslos in den langen Strähnen verheddern und ertrinken.

Serafin äußerte seine Bedenken laut, und gleich darauf bemühten sich alle, mit den Händen zu rudern und den Schildkrötenpanzer in eine andere Richtung zu steuern, hinab zum Schuppenschwanz, wo es am einfachsten sein würde, die Meerhexe zu erklimmen. Sogar Lalapeja half mit, auch wenn Serafin nicht sicher war, ob sie nicht die Gelegenheit nur nutzte, um erneut die Hände ins Wasser zu tauchen und dort nach weiß der Himmel was zu tasten.

Noch zwei Meter.

Noch einen.

Die Hornschale schlug gegen den Fischeschwanz der

Hexe. Die Schuppen waren groß wie Wagenräder, überzogen mit Tang und Schlick und Algen, die sich in den Ritzen festgesetzt hatten. Der Gestank raubte ihnen den Atem, die Jungen schluckten und kämpften mit Brechreiz, ehe sich ihre Nasen und Mägen allmählich daran gewöhnten. Nur Unke und die Sphinx schienen immun dagegen zu sein.

Niemand wollte der Erste sein, der Hand an den schuppigen Schwanz legte. Sogar Unke starrte leichenblass auf die tote Hexe, obgleich Serafin argwöhnte, dass sie andere Gründe dafür hatte. Später, sagte er sich. Nicht jetzt. Nicht noch eine Sorge mehr.

Er fasste sich ein Herz, hielt sich an Darios Schulter fest, balancierte einen Moment lang in der schwankenden Schale und packte dann mit der Rechten den Rand einer Schuppe. Die schorfigen Hornplatten waren angeordnet wie Dachziegel, überlappten einander und boten genug Halt für Finger und Füße. Wäre nicht der entsetzliche Gestank gewesen, Serafin hätte sich beinahe heimisch gefühlt: In seinem Leben war er so viele Dächer hinauf- und hinuntergeklettert, dass das Erklimmen des Fischeschwanzes ein Kinderspiel war.

Er kam oben an, drehte sich um und blickte an der Wölbung hinab zum Schildkrötenpanzer. Von hier war noch deutlicher zu erkennen, wie tief die Hornschale bereits im Wasser lag. Unkes Schätzung war mehr als großzügig gewesen. Serafin bezweifelte, dass sie sich noch länger als eine Stunde über Wasser gehalten hätten.

Er konnte den anderen nicht helfen, konnte nur zusehen, wie sie der Reihe nach über den Rand des Panzers kletterten, mit bebenden Händen nach den Schuppen griffen und mehr schlecht als recht versuchten, auf dem rutschigen Untergrund Halt zu finden. Das Gewirr aus abgestorbenen Wasserpflanzen war glatt wie Schmierseife,

aber irgendwie gelang es schließlich allen, den höchsten Punkt der Schwanzwulst zu erreichen. Zuletzt verließ Unke den Schildkrötenpanzer. Serafin und Dario reichten ihr die Hände, um sie zu sich heraufzuziehen.

Die Hornschale schaukelte noch eine Weile länger neben dem Leichnam, dann wurde sie von einer Strömung erfasst und davongetragen. Aristide und Tiziano blickten ihr hinterher, aber Serafins Aufmerksamkeit galt jetzt allein dem riesenhaften Körper, auf dem sie gestrandet waren.

Den Brechreiz hatte er überwunden, aber der Ekel blieb. Nie im Leben hatte er etwas so Abscheuliches gesehen. Vorsichtig richtete er sich auf und machte einige Schritte über die Kuppe des Fischschwanzes in Richtung Oberkörper.

Eine Hand legte sich von hinten auf seine Schulter.

»Lass mich vorgehen«, sagte Unke, trat an ihm vorüber und übernahm die Führung. Die anderen, Lalapeja eingeschlossen, blieben auf dem Schwanz zurück. Solange der Kadaver ruhig im Wasser lag, konnte ihnen dort nichts geschehen, und Serafin genoss für einen Moment die Stille an der Seite der schweigsamen Unke.

Sobald sie die Schuppen verlassen hatten, änderte sich die Konsistenz des Untergrundes. Der Bauch der Hexe war weich und schwammig, bei jedem Schritt füllten sich die Vertiefungen um Serafins Sohlen mit Feuchtigkeit. Er war oft über Venedigs Plätze gelaufen, wenn dort Märkte abgebaut worden waren; das Pflaster war dann übersät mit einer knöchelhohen Schicht aus verfaultem Obst und Gemüse – es hatte sich unter seinen Füßen ganz ähnlich angefühlt.

Sie wanderten durch die Senke zwischen den Rippen. In lang gestreckten Pfützen hatte sich Wasser gesammelt, allerlei Kleintiere tummelten sich darin.

Von hier aus erkannte Serafin das Kinn der Hexe, ein spitzer Kegel über mehreren breiten Wülsten. Dahinter wurden die Nasenlöcher sichtbar, zwei Höhlenöffnungen unter einem scharfen Grat aus Haut und Knorpel.

Eine breite Narbe teilte das Kinn, überwuchert von wildem Fleisch. Unke sah sie und blieb stehen.

»Was ist?« Serafin blickte sich instinktiv in alle Richtungen um. Nirgends drohte Gefahr, wenigstens keine, die er benennen konnte.

Unkes Gesicht war trotz des mühsamen Marsches kalkweiß.

»Unke«, sagte er beschwörend, »was ist los?«

»Sie ist es.«

Er runzelte die Stirn und spürte zugleich, wie sich sein Magen verkrampfte. »Sie?«

Unke sah ihn beim Sprechen nicht an, starrte nur auf die hässliche Narbe, lang wie ein Pferdegespann. »Die Hexe, die mir meinen *kalimar* genommen hat.«

»Deinen Schuppenschwanz?«

Sie nickte. »Ich habe sie darum gebeten, und sie hat mir dafür die Beine eines Menschen gegeben.«

»Warum?«

Unke atmete scharf ein und aus, dann erzählte sie Serafin die Geschichte ihrer ersten großen Liebe; von dem Kaufmannssohn, der ihr ewige Treue geschworen, sie dann aber schmachlich verraten hatte; von der Warnung der Hexe, dass sie zwar Unkes Beine verwandeln könne, nicht aber ihr breites Meerjungfrauenmaul mit den nadelspitzen Zähnen; davon, wie ein paar Männer sie halb totgeschlagen hatten, während ihr Liebhaber zusah; und wie Arcimboldo, damals noch ein Junge, sie gefunden, gepflegt und bei sich aufgenommen hatte.

»Merle kennt die Geschichte«, sagte sie schließlich. »Sie war die Erste nach Arcimboldo, der ich davon erzählt habe. Du bist der Zweite.« Ihr Tonfall blieb bei diesen Worten teilnahmslos; sie waren nicht als Auszeichnung gemeint, nicht als Warnung, nur als Feststellung.

Serafin blickte von ihr zur grauen Landschaft der Hexe hinüber. »Und jetzt, da sie tot ist, bedeutet das –«

»Dass ich für immer das bleiben muss, was ich heute bin«, sagte sie mit belegter Stimme. »Nicht Mensch, nicht Meerjungfrau.«

Er suchte nach einer Lösung, nach ein paar hoffnungsvollen Worten. »Könnte nicht eine andere Hexe –«

»Nein. Der Zauber einer Hexe kann nur von ihr selbst rückgängig gemacht werden.« In ihren Augen spiegelte sich die trostlose See. »Nur von ihr selbst.«

Er fühlte sich hilflos und wünschte, er wäre nicht mit ihr hergekommen, hätte sie allein mit ihrem Kummer gelassen.

»Es lässt sich nicht ändern.« Sie klang nicht wirklich gefasst, gab sich aber alle Mühe. »Gehen wir zurück zu den anderen.«

Er trottete niedergeschlagen hinter ihr her und stellte sich vor, wie dieses gigantische Wesen einst in den Tiefen der See gelauert hatte, eine scheußliche Riesin, die Jagd auf Fischerboote und Handelsschiffe machte – und nebenbei eine verliebte Meerjungfrau ins Unglück stürzte. Er bewunderte Unkes Mut: Sie hatte ihr Zuhause verlassen, war hinausgeschwommen in die offene See, in unbekannte Regionen, die selbst den Meerjungfrauen unheimlich sein mussten, und hatte eine Hexe um etwas *gebeten*. Er wusste genau, er hätte das nicht getan. Nicht für alle Verliebtheit dieser Welt.

Nicht einmal für Merle?

Er verdrängte den Gedanken rasch, aber es fiel ihm schwer. Noch immer konnte er sich nicht vorstellen, was aus ihr geworden war. Die Ungewissheit nagte an ihm, selbst dann, wenn er eigentlich gar nicht an Merle dachte – oder andere Dinge drängender waren. Überleben zum Beispiel.

Die anderen saßen dort, wo Serafin und Unke sie zurückgelassen hatten. Nur Lalapeja war aufgestanden und hatte sich ein wenig von den Jungen entfernt, in Richtung der breiten Schwanzflosse, die wie das Segel eines untergegangenen Schiffs auf den Wellen trieb. Sie stand allein dort unten, hatte die Arme verschränkt und blickte hinaus auf die See, hinaus in die Leere.

Dario erhob sich, als er Serafin und Unke entdeckte, und kam ihnen entgegen. Er wollte etwas sagen, vielleicht fragen, was sie getrieben hatten, als mit einem Mal Aristide einen Schrei ausstieß.

Alle Gesichter wandten sich in seine Richtung.

Es war kein Ruf gewesen, nur ein unartikulierter Laut, geboren aus Schrecken und schierer Hilflosigkeit.

»Was –«

Dario verstummte. Er sah es auch. Genau wie alle anderen.

Die Wasseroberfläche zu beiden Seiten des Schuppenschwanzes war nicht länger leer. Köpfe waren aus den Fluten getaucht, schmale Frauengesichter mit langem Haar, das sich schillernd auf den Wogen wellte.

Unke machte einen Schritt nach vorn, zögerte nur einen Moment, dann stieß sie einen Ruf in der Sprache der Meerjungfrauen aus. Sofort drehten sich alle Gesichter im Wasser in ihre Richtung. Ein merkwürdiges Schnattern

hob an, Laute der Überraschung, als die Meerjungfrauen in Unkes Züge blickten, das scharfzahnige Maul erkannten und sich offenkundig fragten, warum eine aus ihrem Volk auf Beinen ging wie ein Mensch.

»Ich schätze, das sind nicht die, die uns hergebracht haben?« Serafins Feststellung war als Frage getarnt, aber er erwartete keine Antwort.

Unke kletterte an der Wölbung des Schuppenschwanzes hinunter, bis das Wasser gegen ihre Füße schwappte. Eine der Meerjungfrauen kam näher, und dann vergingen Minuten, während die beiden in der Sprache des Ozeans miteinander redeten, ganz ohne Gebärden, nur mit Worten und Tönen und seltsamen Silben.

Schließlich kehrte Unke zu Serafin zurück, und gemeinsam gingen sie zu Dario, Tiziano und Aristide. Auch Lalapeja schloss zu ihnen auf.

»Um es kurz zu machen«, sagte Unke, »es hat einen Kampf zwischen zwei verfeindeten Meerhexen gegeben. Die ältere hat verloren – auf ihr stehen wir gerade. Die andere, eine junge Hexe, obwohl sie älter ist als wir alle – Lalapeja natürlich ausgeschlossen« – Unke schenkte der Sphinx ein halbherziges Lächeln –, »die jüngere also beansprucht diesen Teil der Untersee für sich.«

Untersee. Serafin hörte diesen Begriff zum ersten Mal, und er beschwor Bilder der Subozeanischen Reiche herauf, Bilder, die kein Mensch je gesehen hatte und die doch jeder aus seiner Vorstellung kannte. Bilder aus Legenden, aus Märchen, aus uralten Mythen.

»Wir sind in ihr Herrschaftsgebiet eingedrungen.« Unke sah nervös aus, obwohl der Klang ihrer Stimme anderes vermuten ließ. »Und nun will sie mit uns sprechen. Nicht mit uns allen. Aber sie will, dass zwei von uns die Meerjungfrauen begleiten, um ihr Rede und Antwort zu

stehen.«

Ein Raunen ging durch die Gruppe. Nur Serafin und Lalapeja schwiegen.

»Um ehrlich zu sein«, sagte Unke, »bin ich ziemlich erstaunt. Meerhexen sind nicht dafür bekannt, mit Menschen zu verhandeln. Sie fressen sie, oder tun weit Schlimmeres mit ihnen. Aber sie reden nicht mit ihnen. Zumindest bis heute.«

»Fressen«, wiederholte Tiziano leise, und Aristide wurde aschfahl.

»Was schlägst du vor?«, fragte Lalapeja.

»Wir gehorchen«, sagte Unke. »Was sonst?«

Dario blickte auf das gute Dutzend Köpfe, das wie Treibgut auf den Wellen tanzte. »Sie können nicht hier raufkommen, oder?«

»Nein«, sagte Unke. »Aber sie können den Kadaver nach unten ziehen. Oder einen hungrigen Leviathan bitten, ihn unter unseren Füßen zu verspeisen.«

Dario wurde blass.

»Ich gehe mit ihnen.« Unkes Entschluss stand fest. »Sie haben Tauchhelme dabei.«

Lalapeja seufzte. »Ich begleite dich.«

»Nein«, sagte Unke. »Nicht du.«

Und dann sah sie Serafin fest in die Augen.

Er blickte hinab auf das Wasser, dann zurück auf die Freunde, Dario, Tiziano, Aristide, die ihn anstarrten, und schließlich kreuzte er wieder Unkes Blick.

»Ich?« Er war nicht einmal sicher, ob er die Frage laut stellte oder ob sie nur in seinem Kopf widerhallte.

Und abermals Bilder: ein mächtiger Schatten, achtzig, hundert Meter lang; ein weißer Leib, der sich allmählich

aus nachtschwarzer Finsternis schält; Augen, die in der Tiefe mehr als nur Fische gesehen haben; darin unendliche Weisheit, unendliche Tücke.

Serafin nickte langsam.

Freundinnen

TEERWINDE FEGTEN UM DIE FLANKEN DES Turms, wehten Staub von Fenstersimsen und piffen in Spalten und Rissen, sangen mit den Stimmen der Verlorenen. Zum ersten Mal kam Merle der Gedanke, dass dies vielleicht doch die Hölle der Bibel und nicht nur ein Hohlraum im Inneren der Erde war: Die Wahrheit der Mythen unter einer Kruste aus Fels und Sand und Dämmerlicht.

Der Turm hatte drei Wände, die sich nach oben allmählich verjüngten, wie eine gewaltige Lanzenspitze, die jemand in der Einöde aufgepflanzt hatte. Entsprechend scharf waren seine Kanten. Als Merle durch eines der Fenster ins Innere blickte, konnte sie im Halbdunkel Stufen aus Stein erkennen. Sie fragte sich, wie verwinkelt eine Treppe mit einem dreieckigen Grundriss sein musste, und war froh, dass Vermithrax sie an der Außenseite nach oben trug.

Der Obsidianlöwe hielt sich nahe an der Wand, nur wenige Meter von dem dunklen Gestein entfernt. Merle sah Insekten, die kreuz und quer darauf umherliefen, und andere, größere Wesen, die ihre Haut wie Chamäleons an den Untergrund anpassten und reglos verharren, sonnenbadende Reptilien in einem Land ohne Sonne.

»Merle«, sagte die Fließende Königin, »tu mir einen Gefallen, und schau auf den Falken. Ich will wissen, wohin genau er fliegt.«

Pflichtschuldig wandte sie ihren Blick nach oben. Der Vogel schoss nah an der Turmwand hinauf, viel steiler, als es Vermithrax möglich war. Der Löwe musste Acht geben, dass er sich nicht allzu sehr aufrichtete, sonst lief er

Gefahr, Merle und Junipa von seinem Rücken zu verlieren. Auch so schmerzten Merles Arme von der Belastung, mehr noch, weil sie zusätzlich Junipas Gewicht halten mussten.

Aus den unterschiedlichsten Gründen konnten auch die Lilim auf ihren Fersen nicht steiler an der Wand emporfliegen als Vermithrax. Die meisten hatten weite Schwingen, die sie mit großer Geschwindigkeit vorwärts trugen; doch wenn es darum ging, nach oben aufzusteigen, flatterten sie wie die voll gefressenen Tauben auf Venedigs Zattere-Kai.

Vorhin, bevor sie den Turm erreicht hatten, hatte Burbridge etwas zu Merle und Junipa herübergerufen, doch aufgrund der kreischenden Winde und des Lärms der vielen Flügelpaare hatte sie ihn nicht verstehen können. Sein Lächeln irritierte sie und machte ihr mehr Angst, als sie sich eingestehen wollte. Es war kein siegessicheres Lachen, kein vorschneller Triumph – nein, sie hatte fast den Eindruck, als kehrte er abermals seine Freundlichkeit und Güte heraus.

Bleib bei mir, ich bin dein Freund. Gib auf, und alles wird gut.

Nie im Leben!

Sie konnte nur vage einschätzen, wie hoch sie sich mittlerweile befanden. Die Felswüste war längst zu einem gleichförmigen Orange verschmolzen, Einzelheiten waren nicht mehr auszumachen. Die Turmwände maßen in dieser Höhe von einer Ecke zur anderen an die hundert Meter und waren damit nur noch halb so breit wie unten am Boden. Merle schätzte, dass sie ungefähr die Hälfte des Aufstiegs hinter sich gebracht hatten, mindestens zwei Kilometer. Die Vorstellung, in dieser Höhe von Vermithrax' Rücken zu fallen, war alles andere als

erbaulich, und sie spürte, wie sich ihre Hände instinktiv immer tiefer in seine glühende Mähne gruben. Junipa in ihrem Rücken war schweigsamer denn je, aber im Augenblick war das Merle ganz recht. Ihr selbst war nicht nach Reden zu Mute. Ohnehin raste ihr Atem so sehr, als wäre sie diejenige, die die anderen nach oben trug, nicht Vermithrax.

»Merle! Der Falke!«

Der Ruf der Fließenden Königin schnitt durch ihre Gedanken wie ein Beil. Er hätte sie zusammenzucken lassen, hätten sich nicht all ihre Muskeln längst zu harten Knoten verkrampft.

Sie blickte auf und sah gerade noch, wie der Falke einen sanften Bogen nach außen flog, weg vom Turm, sich dabei drehte und dann, genau waagrecht, in einer der Fensteröffnungen verschwand.

Vermithrax reagierte sofort, wenn auch ein ganzes Stück behäbiger. Er löste sich aus der Nähe der Turmwand, drehte sich in einer weiten Spirale und folgte dem Vogel ins Innere. Seine Schwingen waren zu breit, und er musste auf dem Fenstersims zwischenlanden.

»Zieht die Köpfe ein!«

Er quetschte sich durch die Öffnung, während Merle und Junipa sich so dicht wie möglich an ihn pressten, um sich nicht die Schädel einzuschlagen. Schließlich aber waren sie hindurch, und sofort erfüllte der strahlende Körper des Löwen die Finsternis des Turms mit Helligkeit.

Es war eine Treppe, das hatte Merle schon von außen richtig erkannt. Sie war breit genug, um einer Armee Platz zu bieten, und aufgrund der Dreiecksform des Turms sogar noch verwinkelter, als sie vermutet hatte. Die Stufen waren unterschiedlich hoch, manche verliefen schräg, andere gar geschwungen. Sie waren nicht für Menschen

geschaffen, sondern für etwas, das längere und *mehr* Beine hatte. Die Wände waren mit seltsamen Zeichen bedeckt, mit Strichen und Kreisen und Schleifen.

»*Das sind keine Zeichen*«, sagte die Fließende Königin, als Vermithrax abermals abhob und nun über die Stufen hinweg bergan flog, ein Schwindel erregender Aufstieg, der Merle fast den Magen umdrehte. Auf und ab, in einer weiten Linkskurve, immer wieder unterbrochen von waghalsigen Manövern, wenn hinter einem Winkel unvermutet eine der Wände auftauchte und Vermithrax nur haarscharf einem Zusammenstoß entging.

»Wie meinst du das, keine Zeichen?«, fragte Merle.

»*Das sind Spuren.*«

»Sie sind an den Wänden entlanggelaufen?« Sie dachte an die Widerhaken an den Beinen von Spinnen, erinnerte sich an die Lilim in der Halle der Herolde und schauderte.

»Wie alt ist dieser Turm?«

»*Sehr alt. Er stammt aus einer Zeit, als die Herren der Tiefe im Krieg mit den Subozeanischen Reichen lagen.*«

»Es wird Zeit, dass du mir davon erzählst.«

»*Jetzt?*«

»Nein.« Merle zog den Kopf zwischen die Schultern, als Vermithrax der Decke bedenklich nahe kam. »Nicht jetzt«, sagte sie. »Aber irgendwann wirst du nicht mehr drum herumkommen.«

Die Königin verstummte wieder, doch Merle erkannte den Grund erst einen Augenblick später. Hinter ihnen war Lärm laut geworden, als Burbridge und seine Lilim ihnen durch den Treppenschacht folgten. Das Summen der Insektenflügel und das träge Rauschen ledriger Schwingen hallte von den Wänden wider und brach sich hundertfach an den Stufen und Kanten; es klang, als hätte Burbridges

Trupp unverhofft Verstärkung bekommen.

»Sie kriegen uns.« Junipas Worte waren an niemanden gerichtet außer an sich selbst, aber Merle hörte sie trotzdem.

»Nein«, entgegnete sie, »das glaube ich nicht.« Und tatsächlich flößten ihr die Lilim mit einem Mal keine Furcht mehr ein. Solange sie Burbridges Lächeln nicht sehen musste, verborgen hinter den Ecken des Schachtes, waren die Lilim in ihren Gedanken nur ein Haufen schwerfälliger Ungeheuer, die weder Vermithrax' Kraft noch seinem Geschick gewachsen waren. In Wahrheit war es allein Burbridge, den sie fürchtete. Burbridge und das Licht in ihm.

Dasselbe Licht, das nun auch Vermithrax zum Glühen brachte, das ihn durchdrang, erfüllte, ihn größer, kräftiger und gefährlicher machte.

Monströser?

Vielleicht.

Seth – oder der Falke, in den er sich verwandelt hatte – war nicht mehr zu sehen, aber es gab jetzt keinen Zweifel mehr, dass er den schnellsten Weg nach oben suchte, zu einem Ausgang, den vor Jahrtausenden jene Wesen benutzt hatten, die die Königin als Herren der Tiefe bezeichnet hatte. Die Feinde der Subozeanischen Kulturen. Die Urahnen der Lilim, deren Reich untergegangen war, als das Steinerne Licht ihre Stadt zerschmetterte.

Je weiter sie sich vom Boden der Hölle entfernten, desto kühler wurde es. Vielleicht lag es an den Schatten im Inneren des Turms, vielleicht auch an dem Schweiß auf ihrer Haut und dem heftigen Gegenwind, der durch ihre Kleidung und Haare fuhr. Ein Blick auf Junipas schmale Hände an ihrer Taille verriet Merle, dass auch sie eine

Gänsehaut hatte. Vermithrax leuchtete zwar wie ein gewaltiger Lampion, gab aber keinerlei Wärme ab, genau wie das Licht im Inneren der Kuppel. Er hatte im Steinernen Licht gebadet, und noch wusste niemand, welche Konsequenzen das für ihn und sie alle haben würde.

»*Denk nicht daran*«, sagte die Königin, »*jetzt nicht*.«

Ich geb mir Mühe.

Noch eine Ecke, noch eine Treppenkehre. Stufen in den absonderlichsten Formen, die sich in bestimmten Abständen wiederholten, so als wären die hohen für größere Kreaturen gemacht, die niedrigeren dazwischen für kleinere. Vor Merles Augen entstand das Bild einer wimmelnden Masse von Wesen, die sich über die Stufen schoben und zwängten, während Kreaturen mit vielfach geknickten Stelzenbeinen über sie hinwegstaksten, und andere, noch fremdartigere Lebewesen mühelos an den Wänden und Decken liefen.

Sie schüttelte sich, und diesmal war nicht die Kälte der Grund.

»Was wird er mit uns tun, wenn er uns fängt?«, fragte sie die Königin, ehe ihr bewusst wurde, dass sie die Worte laut ausgesprochen hatte.

»Dasselbe wie mit mir«, sagte Junipa.

Merle spürte die Verwunderung der Königin, doch die Stimme in ihrem Inneren sagte nichts. Wartete ab.

»Was meinst du?«, fragte sie, diesmal direkt an Junipa gewandt.

»Ich hab gesagt, er wird mit dir dasselbe anstellen wie mit mir.«

Kam das Dröhnen und Surren der Flügel hinter ihnen näher? Oder war es nur ein Streich der Akustik, der es

lauter, bedrohlicher klingen ließ?

»Das hab ich verstanden«, sagte Merle. »Aber was genau ... ich meine, wenn du nicht darüber sprechen willst, könnte ich das –«

»Nein.« Die Königin klang ungewohnt bestimmt. »*Sie soll es sagen.*«

Aber es war nicht nötig, dass Merle die Frage wiederholte.

»Du kannst es fühlen, wenn du willst«, sagte Junipa leise. Ihre Hand löste sich von Merles Mitte und legte sich auf ihren rechten Unterarm, als wollte sie ihn aus dem Fell des Löwen lösen.

»Fühlen?«, fragte Merle.

Vermithrax flog einen Haken. Die Mädchen auf seinem Rücken wurden nach links gerissen, und beinahe hätte Merle den Halt verloren. Sie grub die Hände in die Mähne und presste die Beine fest an die Flanken des Löwen. Ihr Herzschlag setzte einen Moment aus.

»Später«, brachte sie zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

Junipa sagte nichts mehr, und auch die Königin blieb stumm.

»Wir müssten bald oben sein!« Vermithrax' Worte hallten von den Wänden wider, dröhnten durch den Schacht wie Donnergrollen. Sein Lichtschein zog als Heerschar flirrender Geister über die Mauern.

Den Falken hatten sie bereits vor geraumer Zeit aus den Augen verloren. Wenn es dort oben einen Ausgang gab, den Seth zuerst erreichte und vielleicht vor ihrer Nase zustieß ...

»*Denk nicht an so was*«, sagte die Königin.

Merle fröstelte immer stärker. Die Kälte nahm zu, nicht

nur in ihrem Inneren.

»Nicht mehr weit!« Vermithrax beschleunigte den Schlag seiner Schwingen, seine Manöver um die scharfen Biegungen wurden immer rasanter.

»Sie holen auf,« flüsterte Junipa in Merles Ohr.

Merle schaute nach hinten, konnte aber im Schein von Vermithrax' Körper nichts erkennen. Der Treppenschacht in ihrem Rücken war leer. Die Laute jedoch, die von unten heraufstiegen, verrieten deutlich, dass ihre Verfolger nicht aufgegeben hatten.

»Sie holen auf.« Noch einmal. Noch leiser.

Merle schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht.«

»Doch. Bald.«

»*Du kannst es fühlen*«, hatte Junipa gesagt.

Merle machte sich Sorgen, und mit einem Mal nicht nur wegen Burbridge und seiner Lilim.

Ein eisiger Windstoß raste ihnen entgegen, ließ ihre Haare flattern und drang mit tausend Nadelstichen durch ihre Kleider. Hinter ihnen, in der Tiefe, ertönte ein zorniger Schrei.

»Was war das?«

»*Nur Wind*«, sagte die Königin.

»Ich meine den Schrei.«

»*Lord Licht*.«

»Aber warum?«

»*Vielleicht vertragen seine Lilim die Kälte nicht.*«

»Im Ernst?«

»*Ich glaube nicht, dass es in der Hölle jemals kalt wird. Sie sind daran nicht gewöhnt.*«

Der eiskalte Wind wehte jetzt beständiger von oben herab.

»Wie weit noch, Vermithrax?«

»Es wird heller. Irgendwo über uns ist ein Ausgang.«

Heller? Sie sah nur das Licht, das von dem Löwen ausstrahlte. Es war, als ritten sie auf einer Sternschnuppe durch den finsternen Schacht. Sein Schein huschte über die groben Wände, erzeugte wandernde Schatten und erweckte die Furchen und Kratzer zum Leben; wie die Wesen, die sie hinterlassen hatten, schienen die Spuren mit spindeldürren Beinen über die Mauern zu krabbeln.

Als Merle genauer hinsah, erkannte sie, dass das Licht reflektiert wurde, als wären die Wände mit Glas überzogen – oder mit Eis.

Tatsächlich – da waren Eisblumen auf dem Gestein.

Die Kälte erschien ihr schlagartig noch um einiges klirrender.

In Gedanken wandte sie sich an die Königin: Ich nehme an, du weißt auch nicht, wohin dieser Ausgang führt?

»Nein.«

Nicht ins Ewige Eis, hoffe ich.

»Ich glaube nicht, dass wir so weit geflogen sind. Nicht in so kurzer Zeit.«

Täuschte sie sich, oder wurde das Flattern der Flügel in der Tiefe leiser? Noch einmal hörte sie Burbridges zorniges Brüllen, doch der Schacht hinter ihnen blieb leer.

Junipas Hände verkrampften sich.

»Wir haben's gleich geschafft«, sagte Merle, um sie aufzumuntern.

Sie spürte, wie Junipa nickte; ihr Kinn stieß dabei gegen Merles Schulter.

Die Stufen unter ihnen waren jetzt ebenfalls mit einem Hauch von Eis überzogen. Vermithrax' Glut ließ die

Oberflächen in bunten Farben schillern.

Junipas Hände krampften sich noch stärker um Merles Taille, pressten schmerzhaft in ihre Seiten. Sie zitterte erbärmlich.

»Nicht so fest«, rief Merle nach hinten. »Das tut weh.«

Junipa konnte sie wohl nicht hören, denn der Druck blieb derselbe, verstärkte sich sogar.

»Da vorne!« Vermithrax glühte einen Augenblick lang noch greller, als die Stufen unter ihnen zurückblieben und sie hinaus in eine weite Halle rasten. Der Grundriss war dreieckig wie jener des Turms. Die schrägen Wände trafen sich hoch über ihnen an einem Punkt im Halbdunkel, außerhalb von Vermithrax' Lichtschein.

Sie hatten die Spitze des Turms erreicht.

Steinschutt bildete Berge und Täler auf dem Boden der Halle. Irgendwann einmal hatte hier eine Rampe gestanden, aber jetzt waren nur noch Reste davon zu erkennen. Sie hatte zu einer Öffnung nach außen geführt, die von weitem seltsam unregelmäßig aussah, bis Merle erkannte, dass sie einst sehr viel breiter gewesen und heute bis auf ein kantiges Loch verschüttet war. Die Kälte im Inneren der Halle war beachtlich, auch hier glitzerte Eis auf Geröll und Wänden.

Vor der Öffnung gab es eine Balustrade unter einem grauen Wolkenhimmel, halb zerstört und ohne Geländer. Aber sie war breit genug, dass Vermithrax darauf würde landen können. Von dort aus würden sie hoffentlich sehen können, was sie draußen erwartete.

Das Schlagen der Lilimflügel war verklungen. Vielleicht behielt die Königin Recht: Die Kälte hatte sie zum Aufgeben gezwungen. Möglich war auch, dass sich die Geräusche nur in der Weite der Halle verloren.

Merle versuchte, sich aus Junipas schmerzhaftem Griff zu winden, aber die Hände des Mädchens krallten sich verzweifelt in ihre Seiten. »Nicht so fest«, rief Merle noch einmal, wieder ohne Erfolg.

Während Vermithrax zur Balustrade aufstieg, blickte Merle zum Zugang des Treppenschachts. Von oben ließ sich erkennen, dass eine schwere Steinplatte darüber lag, groß wie eine venezianische Piazza. Ein breiter Riss hatte sie von einer Seite zur anderen gespalten; das war die Öffnung, durch die sie hinaus in die Halle geflogen waren. Irgendwer hatte, vermutlich schon vor langer Zeit, alles Erdenkliche getan, um den Lilim den Weg zur Oberwelt zu versperren. Vergeblich.

Der Riss klaffte als schwarzes Maul im Boden der Halle. Noch immer zeigte sich keiner ihrer Verfolger.

»Wir haben –«

– sie abgehängt, wollte sie sagen. Im selben Moment riss Junipa sie nach hinten.

Merles steif gefrorene Finger verloren ihren Halt in Vermithrax' Mähne, die Königin schrie etwas in ihren Gedanken, der Rücken des Obsidianlöwen glitt unter ihnen hinweg, und dann fielen sie.

Fielen hinab in die Dunkelheit.

Einen Augenblick lang glaubte Merle, sie würden durch den Riss geradewegs zurück in die Hölle stürzen. Aber sie waren längst zu weit vom Treppenschacht entfernt. Stattdessen endete ihr Fall schon nach wenigen Herzsschlägen auf einer Schräge aus lockerem Geröll, einem Überrest der Rampe, etwa auf halber Höhe der Halle. Merle schlug der Länge nach auf. Ihr Rücken fühlte sich an, als zerspränge er in Stücke. Dann purzelte sie zur Seite, rollte ein paar Meter weit und wurde von einem flachen Gesteinsstück aufgehalten. Es befand sich unter

einem Trümmerüberhang, der es gegen Blicke von oben abschirmte.

Junipa kam neben ihr auf, krachte gegen den Stein wie ein Bündel loser Knochen. Aber im Gegensatz zu Merle schrie sie nicht. Gab überhaupt keinen Laut von sich.

Du kannst es fühlen ...

Merle blickte auf, sah durch den Spalt unter dem Überhang hinaus und entdeckte Vermithrax, leuchtend wie ein Stern in der Finsternis, viel zu weit entfernt. Er flog eine Schleife und hielt nach ihr Ausschau. Sie wollte ihn rufen, aber nur ein Krächzen kam über ihre Lippen. Sand war in ihrem Mund, knirschte zwischen ihren Zähnen. Ihr Atem dampfte weiß wie Rauch. Der Boden unter ihr war so kalt, dass sie einen Augenblick lang fürchtete, ihre Handflächen würden daran festfrieren. Sie war eine solche Kälte nicht gewohnt, nicht um diese Jahreszeit, erst recht nicht nach der Wärme im Erdinneren.

Junipa.

Merle schaute sich suchend nach ihrer Freundin um, wollte zu ihr kriechen, um ihr zu helfen. Sie fuhr erschrocken zusammen, als Junipa plötzlich neben ihr stand und mit teilnahmsloser Miene auf sie herabsah. Ihre Spiegelaugen reflektierten nichts als die Dunkelheit; sie sahen aus wie leere Höhlen.

Junipa blutete aus einer Wunde am Knie, und ihre Handflächen waren aufgeschürft, doch sie schien den Schmerz gar nicht zu spüren.

Starrte nur auf Merle.

Starrte mit schwarzen Spiegelscherben. Mit Augen, die alles durchdrangen. *Ich soll für ihn in andere Welten blicken. In Welten, die ein neues Herz brauchen.*

»Wir müssen hier weg«, sagte Merle und stemmte sich

nach oben.

Junipa schüttelte den Kopf. »Wir warten.«

»Aber –«

»Wir warten.«

»*Begreifst du's denn immer noch nicht?*«, fragte die Königin.

Natürlich begriff Merle – aber sie wollte es nicht wahrhaben. Unmöglich. Nicht Junipa.

»*Das war kein Unfall*«, sagte die Königin. »*Sie hat das absichtlich getan.*«

Der Obsidianlöwe zog eine weitere Runde im Dunkeln und passierte den Ausschnitt, durch den Merle unter dem Überhang hervorschauen konnte. Er würde sie hier unten nicht finden, wenn sie nicht irgendwie unter dem Vorsprung hervorkroch.

Aber da stand Junipa, genau in ihrem Weg.

»Lass mich durch«, sagte Merle. Ihr rechter Knöchel tat weh und trug kaum ihr Gewicht.

Junipa bewegte sich nicht. Starrte nur.

»Lass mich durch.«

Es war dunkel hier unten, der einzige ferne Lichtschimmer kam von der Öffnung hoch über ihnen und von Vermithrax. Er rief jetzt Merles Namen, und diesmal antwortete sie ihm. Aber sie bezweifelte, dass ihre Stimme unter dem Überhang hervordrang, nicht bis hinauf zu dem Löwen.

Junipa machte einen Schritt auf sie zu. Die Finsternis in ihren Augen kam näher.

»Was haben sie mit dir getan?«, fragte Merle.

»Du kannst es –«

»Fühlen, ja, ich weiß. Aber ich will, dass du's mir

sagst.«

Junipa legte kurz den Kopf schräg, als überlegte sie, was Merle wohl damit meinte. Dann begann sie, die Knopfleiste ihres Kleides zu öffnen. Ihre flache Brust, knochig wie alles an ihr, schimmerte silbrig, so als hätte ihr ganzer Leib begonnen, sich in einen Spiegel zu verwandeln. Aber das war nur eine Täuschung. Nur ihre weiße, glatte Haut.

»Hier«, sagte sie.

In der Dunkelheit war die Narbe kaum mehr als ein Strich, ein Schatten.

Kreuzstich.

Merles Stimme klang so fern wie das Rauschen von Vermithrax' Schwingen. »Du warst im Herzhaus.«

Junipa nickte.

»Aber warum sieht man nichts? Die Wunde ...«

Junipa knöpfte das Kleid wieder zu. »Ein Herz aus Licht heilt alle Wunden.« Es klang wie auswendig gelernt, eine Zeile aus einem schlechten Gedicht. Aber dann sah Merle, dass sich die Verletzung an Junipas Knie geschlossen hatte. Nur noch ein dunkler Fleck und ein paar Streifen aus getrocknetem Blut.

Sie suchte nach Wut in ihrem Inneren, nach Hass auf Burbridge, auf den Chirurgen und deren ganze verfluchte Brut. Doch stattdessen waren da nur Trauer und unendliches Mitleid für Junipa. Ein blindes Waisenmädchen, dem man kaltes Spiegelglas als Augen eingesetzt hatte und nun auch noch ein neues Herz. Ein Herz aus Steinernem Licht. Sie wurde manipuliert und verändert nach dem Gutdünken anderer. Und dabei nahm man ihr alles, was *sie selbst* war.

»*Du kannst ihr nicht helfen*«, sagte die Königin.

Sie ist immer noch meine Freundin.

»Lord Licht kontrolliert sie. So wie das Steinerne Licht ihn kontrolliert. Oder sie beide.«

Sie ist meine Freundin. Ich kann sie nicht aufgeben.

»Merle.« Die Stimme der Königin klang beschwörend, aber auch mitfühlend. *»Du kannst ihr das Herz nicht wieder aus der Brust reißen.«*

Ich nicht. Aber vielleicht irgendein anderer. Wir müssen es versuchen.

»Du willst sie mitnehmen?«

Merle gab keine Antwort. Stattdessen ergriff sie Junipas Hände und war selbst erstaunt, dass das Mädchen es geschehen ließ. Vielleicht ein gutes Zeichen. *»Junipa, hör zu. Du darfst ihm nicht gehorchen. Egal, womit er dir droht. Wir finden einen Weg, dir zu helfen.«*

»Droht?« Junipa runzelte verständnislos die Stirn. *»Aber er droht mir doch nicht.«*

Merle atmete tief durch. In der Ferne sah sie Vermithrax' Lichtschein über die Hallenwände geistern. Doch sie wollte ihn jetzt nicht rufen, aus Angst, Junipa darüber völlig zu verlieren. Immerhin redete sie mit ihr und versuchte nicht, sie anzugreifen. Vielleicht steckte noch mehr von der alten Junipa in ihr, als die Königin glaubte.

Merle zwang sich zu einem Lächeln. *»Lass uns von hier verschwinden.«*

»Wir warten«, sagte Junipa.

»Junipa, bitte.«

Das Mädchen riss die Arme zurück, blickte einen Moment lang verständnislos von einer Hand zur anderen und kam dann auf Merle zu.

Mit einem Aufschrei wich Merle zurück, prallte gegen

Stein, wurde von Junipa am Arm gepackt und bekam ihrerseits Junipas Handgelenk zu fassen. Merles Instinkt befahl ihr, loszulassen, zurückzuweichen, fortzulaufen und Vermithrax herbeizurufen; auch die Fließende Königin redete auf sie ein, flehte sie an, Junipa aufzugeben, zu fliehen, sich in Sicherheit zu bringen.

Aber das Mädchen vor ihr war ihre beste Freundin. Und es konnte nichts für das, was mit ihm geschehen war.

Merle wich erneut Junipas Linker aus. Es war kein ernst gemeinter Angriff, keiner, der sie verletzen sollte. Junipa wollte sie aufhalten, vielleicht nur für ein paar Augenblicke, ein paar Minuten. Lange genug, bis Burbridge seine Lilim dazu gebracht hatte, die Kälte zu überwinden und ihre Opfer einzuholen. Sie konnte von hier aus den Riss nicht sehen, wusste nicht, ob Burbridge schon in der Halle war. Dann aber entdeckte sie wieder Vermithrax' Lichtschein und sagte sich, dass er nicht dort oben wäre, falls ihr Feind bereits in der Nähe wäre.

Plötzlich erhielt sie von Junipa einen Schlag, der sie in die Knie gehen ließ, sprang gleich wieder auf, und schleuderte ihre Gegnerin gegen die Trümmer. Junipas Kopf krachte auf harten Stein, prallte zurück wie ein Sprungball – dann brach sie zusammen und blieb bewegungslos liegen. Bevor sie sich aufrappeln konnte, hatte Merle ihren Rucksack vom Rücken gerissen, suchte etwas, irgendetwas, womit sie sich verteidigen konnte, warf Wasserflasche, Spiegel, Hühnerkralle achtlos auf den Boden. Und gab auf.

Was hatte sie erwartet? Junipa mit kaltem Wasser aus diesem Albtraum reißen zu können? Langsam wandte Merle sich ihr zu, in der Gewissheit der Niederlage, ahnte, dass Junipa nicht eher aufgeben würde, ehe Burbridge sein Ziel erreicht hatte. Und wurde eines Besseren belehrt.

Denn Junipa lag immer noch reglos am Boden ausgestreckt und gab kein Lebenszeichen von sich. Ihre Spiegelaugen standen offen. Sie starrten in Merles kleinen Handspiegel, der vor ihr im Geröll zum Liegen gekommen war.

Merle bückte sich nach dem Spiegel und der Kralle und schob beide in ihr Kleid, dann rannte sie los, sprang über Geröll und Spalten, tauchte schließlich unter dem Überhang auf. Sie schwenkte beide Arme, brüllte Vermithrax' Namen, so laut sie nur konnte, und sah nach wenigen Sekunden, wie sich das Licht auf sie zubewegte. Der Obsidianlöwe schoss aus der Dunkelheit herab. Sein Schein erhellte ihre Umgebung, schuf Schatten hinter kantigen Trümmer stücken.

»Wo ist das Mädchen?«, fragte er, als er sich neben ihr niederließ.

»Warte!« Merle stürmte zurück unter den Vorsprung und kam einen Moment später mit Junipa zurück, trug sie wie ein Kind auf beiden Armen, mit rasselndem Atem und schmerzdem Kreuz. Junipa bewegte die Lippen, aber Merle verstand nicht, was sie sagte.

»Wir müssen sie mitnehmen.« Sie wollte noch etwas sagen, aber jetzt öffnete sich ihr Mund ohne ihr Zutun, als die Königin sich seiner bemächtigte. »Sie gehört zu Lord Licht! Sie hat uns verraten!« Merle hätte brüllen mögen vor Wut, aber nicht einmal das konnte sie, solange die Königin ihre Zunge kontrollierte. Sie nahm all ihren Willen zusammen, ballte ihren Zorn wie eine Faust – und entledigte sich seiner mit einem wilden Aufschrei.

Sie spürte das Erstaunen der Königin. Ihre tiefe Verunsicherung. Spürte, wie sie sich zurückzog, tiefer in ihr Inneres, erschrocken über Merles plötzliche Willensstärke.

Tu das nie wieder!, dachte Merle wütend. Niemals wieder!

Und sie dachte: Wir haben ihn nicht einmal gefragt ... Nach der Hilfe für Venedig, für Serafin und Junipa und all die anderen ... Nicht einmal gefragt. In Wahrheit hast du das auch nie vorgehabt, nicht wahr? Du wolltest Gewissheit haben. Deshalb sind wir hier heruntergekommen. Ging es dir um Burbridge? Oder das Steinerne Licht? Nein, dachte sie eisig: Im Grunde ging es dir immer nur um *dich*.

Hohn und ein tiefes Verletztsein waren plötzlich ihre einzigen Empfindungen. Und zugleich erkannte sie, dass das Geheimnis um die Fließende Königin viel größer, viel unbegreiflicher war, als sie in diesem Augenblick erfassen konnte.

Die Königin schwieg, und Vermithrax ließ verwundert zu, dass Merle Junipa auf seinen Rücken lud. Dann setzte sie sich selbst dahinter, klemmte die leblose Junipa rückwärts zwischen sich und dem Hals des Löwen ein, krallte ihre Hände in Vermithrax' Mähne und gab ihm das Zeichen aufzusteigen.

Der Obsidianlöwe erhob sich mit einem kräftigen Schlag seiner steinernen Schwingen und flog der Öffnung entgegen.

Junipas Lippen bewegten sich immer heftiger, aber Merle wagte nicht, ihr Ohr näher an das Gesicht des Mädchens zu bringen, aus Sorge, es könnte ein Trick sein, zu dem Burbridge sie zwang.

Aber dann, ganz kurz, glaubte sie doch, etwas zu verstehen, das wie ein Wort klang. Eines, das so gar nicht hierher gehörte.

»Großvater«, sagte Junipa.

Und dann, deutlicher: »Er ist dein Großvater.«

Merle versteifte sich.

»Ist er nicht«, sagte die Königin. »Sie lügt. Er lügt.«

Junipas Lider öffneten sich langsam, und in den Spiegelaugen sah Merle sich selbst, von unten angestrahlt vom Licht des Löwen, weiß wie ein Gespenst.

Junipas Züge erschlafften, nur ihre Augen blieben offen, schauten durch Merle, die Schatten, die Welt hindurch. Irgendwohin, ins Land der Lüge, Land der Wahrheit.

»Großvater«, murmelte Merle.

»Tu das nicht! Das ist genau das, was er bezweckt. Burbridge benutzt sie nur, er erfindet Lügen, um dich zu schwächen.«

Merle starrte einen Moment länger in die Spiegelaugen, auf ihre beiden weißen Ebenbilder, dann gab sie sich einen Ruck.

»Es würde nichts ändern«, sagte sie, aber in ihrem Kopf schwirrten die Gedanken wie ein Hornissenschwarm. »Großvater oder nicht, er trägt die Schuld an dem, was mit Junipa passiert ist ... und an allem anderen.«

Die Königin musste spüren, was in ihr vorging, aber sie hielt sich zurück und schwieg.

Vermithrax hatte die halb zerstörte Balustrade fast erreicht, als Merle einen Gedanken laut aussprach: »Warum kann er Junipa kontrollieren, aber Vermithrax nicht? Vermithrax hat viel mehr vom Steinernen Licht in sich als sie.«

Der Löwe senkte sich auf das zerbrochene Steinsims, unweit der Öffnung nach draußen. Eine Schneewehe war hereingetrieben und lief in dünner werdendem Weiß auf dem dunkeln Stein aus, wie Federn aus einem aufgeplatzten Daunenkissen.

»Es beherrscht mich nicht.« Seit seinem Bad im Licht

klang die Stimme des Löwen noch ehrfurchtgebietender.
»Es ist mein, aber ich bin nicht sein.«

Seine Augen sagten: Noch nicht.

Vielleicht nur eine Täuschung, mit einem Blinzeln verschwunden. Bitte, bitte, bitte, dachte Merle.

Hinter ihnen surrten Flügel in der Finsternis, langsam, behäbig, und als Merle und Vermithrax sich umschaute, schwebte Burbridge auf seinem Lilim im Halbdunkel. Der Spiralkörper der Kreatur schwankte und zitterte, ihre Augen schillerten noch mehr als zuvor, und Merle sah, dass sie mit Eis überzogen waren.

Du hast Recht gehabt, dachte sie. Der Lilim friert.

»*Natürlich*«, sagte die Königin.

Das Wesen kam nicht näher, hielt sich mühsam in der Luft, keine zwanzig Meter von ihnen entfernt und auf einer Höhe mit der Balustrade.

Burbridge sah sie nur an. Alle Freundlichkeit war aus seinen Zügen gewichen. Der Rest seines Lilimtrupps war nicht mit ihm gekommen. Ihm musste klar sein, dass er Gefahr lief, von Vermithrax angegriffen zu werden.

Dennoch war er hier.

»Merle«, sagte er. »Kennst du ihren Namen? Ich kann dir ihren Namen verraten ...«

Wessen Name meinte er? Den Namen der Fließenden Königin? Aber was – Ein Windstoß ließ die Schneewehe aufstieben. Weiße Flocken, hart gefroren wie Glassplitter, trieben über die zerfetzte Kante der Balustrade tiefer in die Dunkelheit hinein. Der Lilim erbebt und zog sich zurück.

Burbridge sagte nichts mehr, schüttelte nur langsam den Kopf. Merle hatte das Gefühl, dass die Geste nichts mit dem Lilim zu tun hatte. Nur mit ihr.

Dann trat er der Kreatur in die Flanken, der schlanke

Körper drehte sich schwerfällig und sank zurück in die Tiefe, zum Riss im Boden und durch ihn hindurch in den Treppenschacht.

Merle löste ihren Blick vom Abgrund und sah wieder ins Gesicht der bewusstlosen Junipa. Ihre Lider waren jetzt geschlossen, aber durch zwei winzige Spalte schimmerte es silbern. Merles Hand wanderte auf Junipas Brustkorb. Keine Wärme, kein Herzschlag. Aber für einen Augenblick hatte sie den Eindruck, als ströme Licht zwischen ihren Fingern hindurch, ein Fächer aus Helligkeit. Aber er verblasste, ehe sie sicher sein konnte, dass es keine Täuschung war.

Sie würde Junipa helfen. Irgendwie würde sie ihr helfen.

Was hatte Burbridge wohl gemeint? *Ihr Name ...*

Vermithrax setzte sich in Bewegung und trug sie ins Freie.

Gleißende Helligkeit erwartete sie, so als hätte das Steinerne Licht auch die Oberwelt erfasst. Aber es waren nur das Weiß der Landschaft und das Weiß des Himmels. Schneewolken verdeckten die Sonne. Die Ebene, die sich tief unter ihnen erstreckte, war unter einer hohen Schneeschicht begraben.

»Winter«, flüsterte Merle.

»*Mitten im Sommer?*«

»Winter. Er ist hier.«

Die Königin zögerte. »*Du meinst ...?*«

»Er hat die Wahrheit gesagt. Er ist vor uns hergekommen.«

Sie standen hoch über der Eisebene, und der Wind biss schmerzhaft in Merles Gesicht. Sie war längst völlig durchgefroren und hatte geglaubt, es könnte nicht schlimmer kommen. Doch schon jetzt spürte sie, dass die

Kälte sie umbringen würde, wenn sie sich nicht bald an einem Feuer aufwärmte. Ihre Hände schoben sich wie von selbst in die Taschen ihres Kleides. Ihre Rechte berührte den ovalen Rahmen des Spiegels, auch er war kalt wie Eis. Nur das Wasser in seinem Inneren fühlte sich so beruhigend warm an wie immer.

Sie hatte angenommen, sie stünden auf einem Berg, einige Dutzend Meter über der Ebene. Doch als sie sich jetzt umschaute, wurde sie eines Besseren belehrt. Der verschneite Untergrund war glatt, aber es war keine Balustrade wie im Inneren der Halle.

Es war eine Stufe. Die Schräge, an der sie hinabblickte, bestand aus dutzenden solcher Stufen, jede einzelne mehrere Meter hoch.

»Merle!« Vermithrax' Stimme ließ sie aufschauen. »Am Horizont.«

Blinzelnd folgte sie seinem Blick, schier geblendet von der Unendlichkeit des Schnees. Nachdem sich ihre Augen einigermaßen an die Helligkeit gewöhnt hatten, erkannte sie Formen in der Ferne. Zu spitz und symmetrisch für Berge. Sie waren aus den gleichen Stufen errichtet wie jene, auf der sie standen.

Merle drehte den Kopf und blickte hinter sich bergauf. Die Stufenschräge wurde nach oben hin schmaler, endete in einer Spitze.

»Pyramiden«, sagte die Königin.

Merle bekam kaum noch Luft, vor Kälte, aber auch, weil sie begriff, wo sie sich befanden.

Ägypten.

Und die Wüste war meterhoch zugeschnitten.

Merles Hand tastete nach dem Wasserspiegel, glitt hinein, in samtige, wohlige Wärme. Und während ihr

Blick immer noch über das Eis streifte, hinüber zu den verschneiten Pyramiden, ergriffen schlanke, weibliche Finger im Inneren des Spiegels ihre eigenen, umfassten sie, streichelten sie.

Mutter, dachte Merle benommen.

Der Spiegelschemen flüsterte, wisperte, flüsterte.

Und anderswo, auf der Schwanzflosse einer treibenden Meerhexe, kauerte die Sphinx Lalapeja am Wasser, tauchte ihre Hand tief ins Meer und vergoss stumme Tränen.